

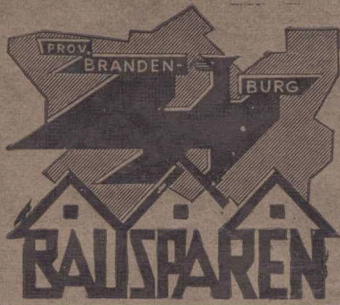
Heimattalender



Kreis Prenzlau

1 9 3 1

Druck: Buchdruckerei und Verlagsanstalt C. Vincent, Prenzlau



Sparkassen sind helfend zur Hand
Bausparern im Märkischen Land.

4%ige

Darlehen

durch

Bausparen

zum

Bau, Kauf oder Erweiterungsbau eines Eigenheims

bezw. zur

Ablösung hochverzinslicher und Aufwertungs-Hypotheken (Vorsorge für familienrechtliche Auseinandersetzungen)

Feststehende Ein- und Abzahlungen / 4% Verzinsung der Sparbeträge

**Lebensversicherungsschutz
Mündelsicherheit**

Annahme von Anträgen
und kostenlose Beratung

Sparkasse des Prenzlauer Kreises

Unserm Kalender

Don Erich Senfle

Im deutschen Blätterwalde sproßt es mächtig,
Und geil und wüchsig schießt die Saat empor,
Auf allen Beeten duft- und farbenprächtig
Drängt sich die Sifterzeugerin den andern vor.
Ihre süßlich-schwerere Duft will dich berücken,
Freund, strecke deine Hand nicht nach ihr aus,
Und willst den Deinen du ein Sträußchen pflücken,
Nur edle Blumen trage in dein Haus.

Nicht aus der Konjunktur bist du geboren,
Kalender, durch sechs Jahre uns getreu,
An dir ist keine Sensation verloren,
Und dich empfiehlt auch kein Reklameschrei.
Schlicht, wie du immer warst, bist du geliebt,
Sibst nur, was dir die Heimat offenbart,
Und zeigt, durch ihre starke Kraft getrieben,
Ein Stück der Seele, die sie scheu bewahrt.

Heimatkalender für den Kreis Prenzlau

1931
6. Jahrgang

Herausgegeben vom Kreisauschuß des Kreises Prenzlau

Bearbeitet von Bürodirektor Ernst Fürstenau, Prenzlau

Druck: C. Vincent, Prenzlau.

Was der alte Kalenderfreund will.

R. Gendle-Drenzlau.

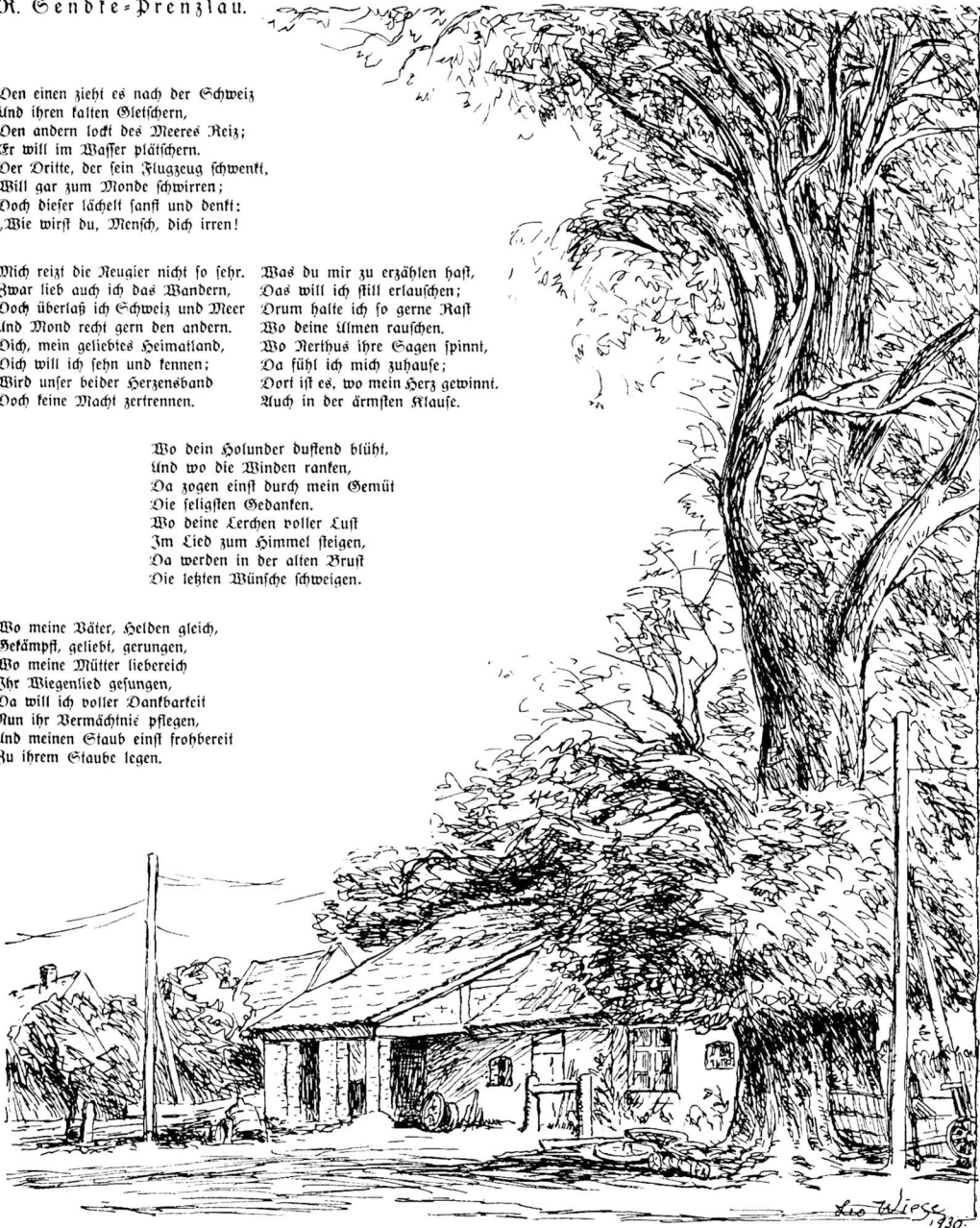
Den einen zieht es nach der Schweiz
Und ihren kalten Gletschern,
Den andern lockt des Meeres Reiz;
Er will im Wasser plätschern.
Der Dritte, der sein Flugzeug schwenkt,
Will gar zum Monde schwirren;
Doch dieser lächelt sanft und denkt:
„Wie wirst du, Mensch, dich irren!“

Mich reizt die Neugier nicht so sehr.
Zwar lieb auch ich das Wandern,
Doch überlaß ich Schweiz und Meer
Und Mond recht gern den andern.
Dich, mein geliebtes Heimatland,
Dich will ich sehn und küssen;
Wird unfer beider Herzensband
Doch keine Macht zertrennen.

Was du mir zu erzählen hast,
Das will ich still erlauschen;
Dum halte ich so gerne Rast
Wo deine Ulmen rauschen.
Wo Nerthus ihre Sagen spinnet,
Da fühl ich mich zuhause;
Dort ist es, wo mein Herz gewinnt,
Auch in der ärmsten Kause.

Wo dein Holunder duftend blüht,
Und wo die Winden ranzen,
Da zogen einst durch mein Gemüt
Die seligsten Gedanken.
Wo deine Lerchen voller Lust
Im Lied zum Himmel steigen,
Da werden in der alten Brust
Die lehten Wünsche schweigen.

Wo meine Väter, Helden gleich,
Gekämpft, geliebt, gerungen,
Wo meine Mütter liebereich
Ihr Wiegenlied gesungen,
Da will ich voller Dankbarkeit
Nun ihr Vermächtnis pflegen,
Und meinen Staub einst frohbereit
Zu ihrem Staube legen.



Schmiede in Bagemühl / (Zeichnung von Leo Wiese.)

Inhalts-Übersicht.

	Seite		Seite
Umschlag: Marienfirch und Mittelturn in Prenzlau. Zeichnung von Ernst Vogel, Prenzlau.		Von den sieben Schönheiten der Ufermark. Von Dr. Martin Rudolph (mit 4 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers) . . .	90
Unserm Kalender. Gedicht von Erich Sendke	2	Der neue Friedhof von Gollmitz. Nach- erzählt von Peters	96
Was der alte Kalenderfreund will. Ge- dicht von R. Sendke, Zeichnung von Leo Wiese	3	Prenzlaus Kirchen. Gedichte von Ernst Ziemendorf, 8 Federzeichnungen von W. Keding	97
Kalendarium — 12 Städtebilder — Zeich- nungen von Ernst Vogel	6—29	Dem Geheimen Justizrat Dietrich zum Ge- dächtnis	105
Kind und Heimat. Betrachtungen zu den Monatsbildern. Von W. Groß (mit 6 Textbildern)	30	Neue Niesensteingräber in der Mark. Von Dr. A. Kiefebusch (mit 10 Textbildern) .	106
Von den Landräten der Ufermark. Von Dr. Schwarz (mit 3 Bildern)	34	In der Bodenlufe. Erzählung von Meineke	112
Zum Gedenken an den 2. Bürgermeister Max Petry	47	Im Hildebrandschagener Bruch. Von Dr. Effenberger (mit 7 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers)	113
Wien Poetenstieg. Gedicht von Max Lin- dow, Zeichnung von Leo Wiese	48	Die Lüge. Erzählung von Katharina Bloß	118
Altufermärkische Erntegebräuche. Von R. Sendke, Zeichnung von Leo Wiese .	49	Dorf Mittel-Sperrenwalde. Nach erzählt von Peters	126
Von der Thiesorter Mühle. Nach erzählt von Peters	51	Der Feldweg. Gedicht von Erich Sendke, Zeichnung von Leo Wiese	127
Strasburger Stadtverwaltung in 8 Jahr- hundertern. Von Dr. Werner Lippert (mit 1 Bild)	52	Dorffriedhöfe. Von Dr. Nagel, Zeichnung von Leo Wiese	128
Die Kirchenruine in Groß-Sperrenwalde. Nach erzählt von Peters	59	Die Flurbereinigung oder Separation. Von Professor Robert Mielke (mit 2 Text- bildern)	130
De Modenschau. Erzählung von Max Lindow	60	Ein Beispiel einer Separation. Von Dubberke (mit 3 Zeichnungen)	135
Die Gründung und Entwicklung des städti- schen Ober-Lyzeums zu Prenzlau. Von Fr. Förster (mit 6 Bildern, darunter 2 Zeichnungen von Konrad Dehlmann)	63	Abzählreime aus Prenzlau und Umgegend. Gesammelt von W. Groß, 2 Zeichnungen von Leo Wiese	142
Allerhand Schnurren van Voter Bunken. Von Pastor Syndow	71	Vom Holzschuh und seinem Gegner, dem großen Soldatenkönig. Von M. Schulze, mit 7 Bildern, darunter 1 Zeichnung von Leo Wiese	146
Das Klima des Kreises Prenzlau. Von Dr. Joh. Hoffmeister	74	Heimaträtsel. Von Bernhard Mäzke . .	151
Dat Rollboof. Erzählung von Erich Sendke	78	Die Zwergin vom Schloßberg. Nach erzählt von Peters	152
Das Prenzlaue Junftwesen vom Mittel- alter bis zur Neuzeit. Von Fr. Richter, 4 Zeichnungen von W. Keding	81	Der Ruf der Heimat. Von Karl Rehbein, Zeichnung von Leo Wiese	153
Unsere Stubenfliege. Von S. Belling . .	85	Goldene Hochzeiten — Eisene Hochzeit .	155
		Zwei verdienstvollen Gemeindevorsteheru zum Gedächtnis. (Zeichnung von Leo Wiese)	156



Strasburg Uferm. / Markt.

Drei Könige.

Sengende Sonne, der Wüstenand glüht —
Ferne verblaßt die Nase.

Hurtiger Treiber eintöniges Lied —
Könige ziehen die Straße.

Abendwärts suchen die Blicke voraus,
Bald wird der Himmel entbrennen.
Unter den Sternen am göttlichen Haus
Einen Stern wird man erkennen.

Ziehen so weiter bei Tage und Nacht
Wüsten hindurch ihre Bahnen,
Folgen dem Sterne, dess' Leuchten entfacht
Tief in der Seele das Ahnen.

Hin durch die Furten des Jordan, und dann
Weiter durch Ephraims Schluchten.

Könige klopfen beim Könige an,
Fragen dort nach dem Gesuchten.

Weiter! — Bald stehn sie vor Bethlehems Thor,
Hören der Weihnacht Geschehen,
Neigen den Wundern das lauschende Ohr,
Eilen das Kindlein zu sehen.

Kommen zum Stalle und bringen herbei
Weihrauch und Myrrhen und Golde,
Knien an der Krippe der Könige drei,
Lächelt das Knäblein, das holde.

Ernst Ziemendorf.

Frühlingsmonat

März

Lenzing

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-		Notizen
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang	
10. Woche	Ev. Das kananäische Weib. Matth. 15, 21—28; Ep. 1. Theff. 4, 1—12. — Luf. 10, 17—20; Luf. 22, 54—62; 1. Joh. 2, 12—17; 2. Moje 33, 17—23. Kath. Von der Verkürung Christi. Matth. 17, 1—9; Ep. 1. Theff. 4, 1—7.						
1 ☾	2. Remin. Albinus	2. Fastenf. Albinus	6 49	17 37	13 3	5 54	
2 M	Simplicius	Simplicius	6 47	17 39	14 38	6 25	
3 D	Kunigunde	Kunigunde	6 44	17 41	16 16	6 45	
4 M	Adrianus ☽	Kajimir	6 42	17 43	17 52	7 1	
5 D	Friedrich	Friedrich	6 40	17 45	19 25	7 13	
6 F	Fridolin	Perpetua †	6 38	17 46	20 57	7 26	
7 ☾	Felicitas	Thomas v. Aquino	6 35	17 48	22 28	7 38	
11. Woche	Ev. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Luf. 11, 14—23; Ep. Eph. 5, 1—9. — Luf. 9, 51—56; Luf. 22, 63—71; 1. Petri 1, 13—16; Jer. 26, 1—15. — Kath. Text wie vor. Luf. 11, 14—28; Ep. Eph. 5, 1—9.						
8 ☾	3. Oculi Philemon	3. Fastf. Joh. de Deo	6 33	17 50	23 59	7 52	
9 M	Franziska	Franziska	6 31	17 52	—	8 11	
10 D	Henriette	40 Märtyrer	6 28	17 54	1 28	8 37	
11 M	Kofina ☾	Eulogius	6 26	17 56	2 47	9 12	
12 D	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr. P.	6 24	17 57	3 52	10 3	
13 F	Ernst	Euphrasia †	6 22	17 59	4 40	11 6	
14 ☾	Zacharias	Mathilde	6 19	18 1	5 13	12 19	
12. Woche	Ev. Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1—15; Ep. Röm. 5, 1—11. Joh. 6, 47—57; Matth. 27, 15—31; 2. Kor. 7, 4—10; Jes. 52, 7—10. Kath. Text wie vor. Joh. 6, 1—15; Ep. Gal. 4, 22—31.						
15 ☾	4. Vätare Christoph	4. Fastenf. Longinus	6 17	18 3	5 35	13 35	
16 M	Cyriacus	Heribert	6 15	18 4	5 51	14 50	
17 D	Gertrud	Gertrud	6 12	18 6	6 4	16 3	
18 M	Anselmus	Cyrius	6 10	18 8	6 13	17 15	
19 D	Joseph ☽	Joseph	6 8	18 10	6 22	18 25	
20 F	Hubert	Sechim †	6 5	18 12	6 31	19 36	
21 ☾	Benediktus	Benediktus	6 3	18 13	6 40	20 49	
13. Woche	Ev. Wer kann mich einer Sünde zeihen? Joh. 8, 46—59; Ep. Hebr. 9, 11—15. — Joh. 13, 31—35; Luf. 23, 27—34 a; 1. Petri 1, 17—25; 4. Moje 21, 4—9. Kath. Text wie vor. Joh. 8, 46—59; Ep. Hebr. 9, 11—15.						
22 ☾	5. Judica Kajimir	Passionsf. Octavian	6 0	18 15	6 49	22 5	
23 M	Eberhard	Ditto	5 58	18 17	7 2	23 23	
24 D	Gabriel	Gabriel	5 56	18 19	7 20	—	
25 M	Maria Verkündigung	Maria Verkündigung	5 53	18 20	7 46	0 42	
26 D	Emanuel	Ludger	5 51	18 22	8 23	1 58	
27 F	Rupert ☽	Rupert †	5 49	18 24	9 20	3 3	
28 ☾	Malchus	Guntram	5 46	18 26	10 35	3 52	
14. Woche	Ev. Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—9; Joh. 12, 12—18; Ep. Phil. 2, 5—11. — Joh. 12, 1—8; Hebr. 12, 1—6; Sach. 9, 8—12. Kath. Text wie vor. Matth. 21, 1—9; Ep. Phil. 2, 5—11.						
29 ☾	6. Palm. Eustasius	Palmf. Eustasius	5 44	18 27	12 4	4 26	
30 M	Guido	Quirinus	5 42	18 29	13 38	4 49	
31 D	Amos	Salbina	5 39	18 31	15 13	5 5	

Am 21. März Frühlingsanfang, Tag und Nacht gleich.

Ostermonat

April

Ostermond

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-		Notizen
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang	
1 M	Theodora	Hugo	5 37	18 33	16 47	5 18	
2* D	Theodosia	Gründonnerstag	5 34	18 34	18 19	5 31	
3* F	Karfreitag	Karfreitag †	5 32	18 36	19 52	5 43	
4 E	Ambrosius	Karfreitag † ¹⁾	5 30	18 38	21 26	5 56	
15. Woche	Ev. Die Auferstehung des Herrn. Mark. 16, 1—8; Ep. 1. Kor. 5, 7b—8. — Matth. 28, 1—10; 1. Kor. 15, 12—20; Ps. 118, 14—24. Kath. Text wie vor. Mark. 16, 1—7; Ep. 1. Kor. 5, 7—8.						
5 E	Oster Sonntag	Oster Sonntag	5 28	18 40	22 59	6 13	
6 M	Ostermontag	Ostermontag	5 25	18 41	—	6 35	
7 D	Eusebin	Hermann	5 23	18 43	0 27	7 6	
8* M	Viborius	Albert	5 21	18 45	1 40	7 53	
9* D	Vogtslaus	Maria Kleophä	5 18	18 47	2 37	8 53	
10 F	Daniel	Ezechiel	5 16	18 48	3 16	10 5	
11 E	Hermann	Leo der Große	5 14	18 50	3 41	11 21	
16. Woche	Ev. Friede sei mit euch. Joh. 20, 19—31; Ep. 1. Joh. 5, 1—5. — Joh. 21, 15—19; 1. Petri 1, 3—9; 1. Mose 32, 22—31. Kath. Text wie vor. Joh. 20, 19—31, Ep. 1. Joh. 5, 4—10.						
12 E	1. Quaf. Julius	Weißer S. Julius	5 11	18 52	3 59	12 37	
13 M	Iustinus	Hermenegild	5 9	18 54	4 12	13 51	
14 D	Tiburtius	Tiburtius	5 7	18 55	4 23	15 3	
15 M	Olympiades	Anastasia	5 5	18 57	4 32	16 13	
16 D	Carisius	Drogo	5 2	18 59	4 41	17 24	
17 F	Rudolf	Anicetus	5 0	19 0	4 50	18 37	
18 E	Valerian	Cleutherius	4 58	19 2	4 59	19 52	
17. Woche	Ev. Vom guten Hirten. Joh. 10, 12—16; Ep. 1. Petri 2, 21—25. Joh. 14, 1—6; Eph. 2, 4—10; Ps. 23. Kath. Text wie vor. Joh. 10, 11—16; Ep. 1. Petri 2, 21—25.						
19 E	2. Mis. Dom. Hermog.	2. n. Ostern Werner	4 56	19 4	5 10	21 11	
20 M	Sulpitius	Victor	4 54	19 6	5 27	22 31	
21 D	Abolarius	Anselm	4 52	19 7	5 49	23 49	
22 M	Soter u. Cajus	Soter u. Cajus	4 49	19 9	6 22	—	
23 D	Georg	Georg	4 47	19 11	7 13	0 58	
24 F	Albert	Adalbert	4 45	19 13	8 21	1 50	
25 E	Marus Ev.	Schuff. hl. Jos.	4 43	19 14	9 44	2 28	
18. Woche	Ev. Ueber ein Kleines. Joh. 16, 16—23a; Ep. 1. Petri 2, 11—20. Joh. 12, 20—26; 1. Joh. 4, 9—14; Jes. 40, 26—31. Kath. Text wie vor. Joh. 16, 16—22; Ep. 1. Petri 2, 11—19.						
26 E	3. Jubilate Kletus	3. n. Ostern Kletus	4 41	19 16	11 14	2 53	
27 M	Anastadius	Anastadius	4 39	19 18	12 46	3 11	
28 D	Vitalis	Vitalis	4 37	19 20	14 16	3 25	
29 M	Sibylla	Petrus Mär.	4 35	19 21	15 46	3 37	
30 D	Eutropius	Katharina v. Siena	4 33	19 23	17 16	3 49	

¹⁾ bis Mittag.

^{*)} Die Juden feiern ihr Passahfest am 2. und 3. April, das siebente Passahfest am 8. April und Passahende am 9. April.

Totale Mondfinsternis am 2. April, in Deutschland sichtbar. Am 17.—18. April partielle Sonnenfinsternis, in Deutschland nicht sichtbar.

Blütenmonat

Mai

Wonnemonat

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-		Notizen
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang	
1 F	Philipp., Jakobus	Philipp., Jakobus	4 31	19 25	18 48	4 1	
2 S	Sigismund ☉	Athanasius	4 29	19 26	20 22	4 15	
19. Woche	Ev. Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5—15; Ep. Jak. 1, 16—21; — Joh. 6, 60—69; 2. Tim. 2, 8—13; Ps. 98. Kath. Text wie vor. Joh. 16, 5—14; Ep. Jak. 1, 17—21.						
3 S	4. Cantate Kreuz	4. n. Ostern Kreuz.	4 27	19 28	21 54	4 35	
4 M	Florian [Erfind.	Monica [Erfind.	4 25	19 30	23 18	5 2	
5 D	Gottward	Pius V.	4 23	19 32	—	5 41	
6 M	Dietrich	Joh. v. d. Pforte	4 21	19 33	0 25	6 36	
7 D	Gottfried	Stanislaus	4 19	19 35	1 12	7 46	
8 F	Stanislaus	Michaels Ersch.	4 17	19 36	1 44	9 3	
9 S	Hiob C	Gregor	4 16	19 38	2 5	10 21	
20. Woche	Ev. Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 23b—33; Ep. Jak. 1, 22—27. — Luf. 11, 5—13; 1. Tim. 2, 1—6; Jes. 55, 6—11. Kath. Text wie vor. Joh. 16, 23—30; Ep. Jak. 1, 22—27.						
10 S	5. Rogate Gordian	5. n. Ostern Anton.	4 14	19 40	2 19	11 36	
11 M	Marcellus	Marcellus	4 12	19 42	2 31	12 48	
12 D	Pankratius	Pankratius	4 10	19 43	2 40	14 0	
13 M	Servatius	Servatius	4 9	19 45	2 49	15 10	
14 D	Himmelf. Chr. Christ.	Himmelf. Chr. Bonif.	4 7	19 46	2 58	16 22	
15 F	Sophia	Sophia	4 6	19 48	3 7	17 37	
16 S	Peregrinus	Johann v. Nep.	4 4	19 50	3 18	18 55	
21. Woche	Ev. Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26—16, 4; Ep. 1. Petri 4, 8—11. — Joh. 7, 33—39; Eph. 1, 15—23; Ps. 42. Kath. Text wie vor. Joh. 15, 26—16, 4; Ep. 1. Petri 4, 7—11.						
17 S	6. Gaudi Jodof. ☉	6. n. Ost. Albalus	4 3	19 51	3 33	20 16	
18 M	Erich	Benantius	4 1	19 53	3 53	21 35	
19 D	Potentiana	Petr. Cölestin	4 0	19 54	4 23	22 48	
20 M	Anastafius	Bernhardin	3 58	19 56	5 9	23 48	
21 D	Prudens	Felix	3 57	19 57	6 13	—	
22* F	Helena	Julia	3 55	19 58	7 33	0 30	
23* S	Desiderius	Desiderius	3 54	20 0	9 0	0 58	
22. Woche	Ev. Der Tröster. Joh. 14, 23—31; Ep. Apostelgeschichte 2, 1—13. — Joh. 14, 15—21; Eph. 2, 19—22; Jes. 36, 22—28. Kath. Text wie vor. Joh. 14, 23—31; Ep. Apostelgeschichte 2, 1—11.						
24 S	Pfingstsonntag ☉	Pfingstsonntag	3 53	20 1	10 30	1 18	
25 M	Pfingstmontag	Pfingstmontag	3 52	20 3	11 58	1 32	
26 D	Eduard	Philipp Neri	3 50	20 4	13 25	1 44	
27 M	Ludolf Duat.	Heda Duat.	3 49	20 6	14 52	1 56	
28 D	Wilhelm	Wilhelm	3 48	20 7	16 21	2 8	
29 F	Maximin	Maximus †	3 47	20 8	17 52	2 21	
	Wigand	Felix	3 46	20 9	19 24	2 37	
23. Woche	Ev. Gespräch mit Nikodemus. Joh. 3, 1—15; Ep. Röm. 11, 33—36. — Matth. 28, 16—20; Eph. 1, 3—14; 2. Kor. 13, 11—13; Jes. 6, 1—8; 4. Mose 6, 22—27. Kath. Der Taufbefehl. Matth. 28, 18—20; Ep. Röm. 11, 33—36.						
31 S	Trinit. Petronilla ☉	Dreif.-Fest Petroni.	3 45	20 10	20 52	3 0	

*) Die Juden feiern ihr Wochenfest am 22. und 23. Mai.

Rosenmonat

Juni

Brachmond

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-		Notizen
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang	
1 M	Nikomedes	Juventius	3 44	20 12	22 6	3 33	
2 D	Marcellinus	Erasmus	3 43	20 13	23 3	4 22	
3 M	Erasmus	Flotilde	3 42	20 14	23 42	5 26	
4 D	Carpajus	Fronleichnam	3 42	20 15	—	6 42	
5 F	Bonifacius	Bonifacius	3 41	20 16	0 7	8 1	
6 S	Benignus	Norbert	3 40	20 17	0 25	9 18	
24. Woche	Gv. Der reiche Mann und der arme Lazarus. Luf. 16, 19—31; Ep. 1. Joh. 4, 16—21. — Matth. 13, 31—35; Apostelgesch. 4, 32—35; 5. Mose 6, 4—13. Kath. Das große Abendmahl. Luf. 14, 16—24; Ep. 1. Joh. 3, 13—18.						
7 S	1. n. Trin. Lukretia	2. n. Pf. Robert	3 39	20 18	0 37	10 33	
8 M	Medardus	Medardus	3 39	20 19	0 48	11 45	
9 D	Primus	Primus	3 38	20 20	0 57	12 55	
10 M	Dnuphrius	Margareta	3 38	20 21	1 6	14 5	
11 D	Barnabas	Barnabas	3 38	20 22	1 15	15 19	
12 F	Basilides	Herz-Jesu-Fest	3 37	20 22	1 24	16 35	
13 S	Tobias	Anton von Padua	3 37	20 23	1 37	17 54	
25. Woche	Gv. Das große Abendmahl. Luf. 14, 16—24; Ep. 1. Joh. 3, 13—18. — Matth. 9, 9—13; Röm. 10, 1—15; Epr. Gal. 9, 1—10. Kath. Jesus nimmt die Sünder an. Luf. 15, 1—10; Ep. 1. Petri 5, 6—11.						
14 S	2. n. Trin. Elisäus	3. n. Pf. Basilius	3 37	20 24	1 56	19 16	
15 M	Vitus	Vitus	3 36	20 24	2 23	20 33	
16 D	Justina	Benno	3 36	20 25	3 2	21 39	
17 M	Volkmar	Adolf	3 36	20 25	4 1	22 28	
18 D	Arnulf	Marf. u. Marcell.	3 36	20 26	5 18	23 1	
19 F	Gervaj., Protaj.	Gervaj., Protaj.	3 36	20 26	6 45	23 23	
20 S	Silverius	Silverius	3 36	20 26	8 16	23 39	
26. Woche	Gv. Jesus nimmt die Sünder an. Luf. 15, 1—10; Ep. 1. Petri 5, 5 b—11. — Luf. 15, 11—32; Apostelgesch. 3, 1—16; Jef. 12. Kath. Petri Fischzug. Luf. 5, 1—11; Ep. Römer 8, 18—23.						
21 S	3. n. Trin. Albanus	4. n. Pf. Aloujius	3 36	20 27	9 45	23 52	
22 M	Achatius	Paulinus	3 36	20 27	11 13	—	
23 D	Basilius	Edeltrud	3 37	20 27	12 38	0 5	
24 M	Johannes d. T.	Johannes d. T.	3 37	20 27	14 5	0 16	
25 D	Elogius	Prosper	3 37	20 27	15 32	0 27	
26 F	Jeremias	Johann und Paul	3 38	20 27	17 1	0 42	
27 S	Sieben-Schläfer	Ladislauß	3 38	20 27	18 30	1 2	
27. Woche	Gv. Seid barmherzig. Luf. 6, 36—42; Ep. Röm. 8, 18—27. — Matth. 5, 13—16; Apostelgesch. 4, 1—12; Jef. 65, 17—19. 24. 25. Kath. Die bessere Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—24; Ep. 1. Petri 3, 8—15.						
28 S	4. n. Tr. Leo	5. n. Pf. Leo II. P.	3 39	20 27	19 49	1 30	
29 M	Peter u. Paul	Peter u. Paul	3 39	20 27	20 53	2 11	
30 D	Pauli Gedächtnis	Pauli Gedächtnis	3 40	20 27	21 38	3 9	

Am 22. Juni Sommersanfang, längster Tag.

Zwei Sinsprüche der Arbeit.

Was du willst, das tue,
Ist es gut und recht,
Nimmermehr dann ruhe,
Zaudern macht's nur schlecht.

Fleiß gehört vor allen Dingen
Zu des Werkes Wohlgelingen,
Gibt nach Tages Müh und Last
Süße Feierabendraß. Friedrich Bartelt.

Heumonat

Juli

Heuert

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-		Notizen
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang	
1 M	Theobald	Theobald	3 40	20 26	22 8	4 21	
2 D	Maria Heimf.	Maria Heimf.	3 41	20 26	22 28	5 40	
3 F	Kornelius	Hyacinth	3 42	20 26	22 42	6 59	
4 S	Ulrich	Ulrich	3 43	20 25	22 55	8 16	
28. Woche	Gv. Petri Fischzug. Luf. 5, 1–11; Ep. 1. Petri 3, 8–15. — Luf. 9, 18–26; Apostelgesch. 5, 34–42; Klagef. Jer. 3, 22–32. Kath. Speisung der Viertausend. Mark. 8, 1–9; Ep. Röm. 6, 3–11.						
5 S	5. n. Tr. Anselmus	6. n. Pf. Numerianus	3 43	20 25	23 4	9 29	
6 M	Jesaias	Jesaias	3 44	20 24	23 13	10 40	
7 D	Willibald	Willibald	3 45	20 24	23 22	11 49	
8 M	Kilian	Kilian	3 46	20 23	23 31	13 1	
9 D	Cyrillus	Cyrillus	3 47	20 22	23 42	14 15	
10 F	Sieben Brüder	Sieben Brüder	3 48	20 21	23 58	15 33	
11 S	Vin	Vin	3 49	20 21	—	16 53	
29. Woche	Gv. Die bessere Gerechtigkeit. Matth. 5, 20–26; Ep. Röm. 6, 3–11. — Matth. 21, 28–32; Apostelgesch. 8, 26–38; Ps. 1. Kath. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15–21; Ep. Röm. 6, 19–23.						
12 S	6. n. Trin. Heinrich	7. n. Pf. Joh. Gualbert	3 50	20 20	0 20	18 13	
13 M	Margareta	Margareta	3 51	20 19	0 53	19 24	
14 D	Bonaventura	Bonaventura	3 52	20 18	1 44	20 21	
15 M	Apostel Teilung	Apostel Teilung	3 54	20 17	2 55	21 0	
16 D	Ruth	Stapulierfest	3 55	20 16	4 21	21 26	
17 F	Alexius	Alexius	3 56	20 15	5 54	21 45	
18 S	Rosina	Friedericus	3 58	20 14	7 27	21 59	
30. Woche	Gv. Die Ernte ist groß und der Arbeiter wenig. Matth. 9, 35–38; Ep. Röm. 6, 19–23. — Mark. 4, 26–29; 1. Tim. 6, 6–12; Jes. 62, 6–12. Kath. Der ungerechte Haushalter. Luf. 16, 1–9; Ep. Röm. 8, 12–17.						
19 S	7. n. Trin. Rosina	8. n. Pf. Vinc. v. Paul	3 59	20 12	8 58	22 11	
20 M	Elias	Margareta	4 0	20 11	10 25	22 23	
21 D	Braxedes	Braxedes	4 1	20 10	11 52	22 34	
22 M	Maria Magdalena	Maria Magdalena	4 3	20 9	13 19	22 48	
23 D	Apollinaris	Apollinaris	4 4	20 7	14 48	23 6	
24 F	Christine	Christine	4 6	20 6	16 16	23 31	
25 S	Jakobus	Jakobus	4 7	20 5	17 37	—	
31. Woche	Gv. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 13–23; Ep. Röm. 8, 12–17. — Matth. 12, 46–50; Apostelgesch. 16, 16–32; Jerem. 23, 16–29. Kath. Der Herr weint über Jerusalem. Luf. 19, 41–47; Ep. 1. Kor. 10, 6–13.						
26 S	8. n. Trin. Anna	9. n. Pf. Anna	4 8	20 3	18 46	0 6	
27 M	Martha	Pantaleon	4 10	20 2	19 36	0 59	
28 D	Pantaleon	Innocenz	4 12	20 0	20 10	2 5	
29 M	Beatrix	Martha	4 13	19 58	20 33	3 22	
30 D	Abdon	Abdon	4 15	19 57	20 49	4 41	
31 F	Germanus	Ignatius v. Loyola	4 16	19 55	21 2	5 59	

Am 5. Juli Sonne in Erdferne.

Sinnpruch.

Wer ist der Herr deines Willens und deines oft kühnen Verstandes?
 Lebt eine Seele in dir, laß sie Melsterin sein!

W. Groß.



Strasburg Uferm. / Merkpromenade.

Landmannsglaube.

Von G. Sendke.

Aus der immer gleichen Flut und Fülle
 Spendet Glut die Sonne Jahr um Jahr,
 Sprengt die Fesseln alle, bricht die Hülle,
 In die Leben eingeschlossen war.

Nach Gesetzen, die wir nicht bestimmen,
 Webt die Urkraft Wurzel, Halm und Blatt,
 Aus den Wolken, die im Raume schwimmen,
 Trinkt das Land sich immer wieder satt.

Aus geheimnisvollem Born der Erde
 Quillt alljährlich neue Kraft herauf,
 Mit der gleichen gütigen Gebärde
 Trägt der Schöpfer Segen dir zuhauf.

Erntemonat

August

Ernting

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-		Notizen
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang	
1 S	Petri Kettenfest	Petri Kettenfest	4 18	19 54	21 11	7 13	
32. Woche	Gv. Der ungerechte Haushalter. Luf. 16, 1—12; Ep. 1. Kor. 10, 1—13. — Matth. 13, 44—46; Apostelgesch. 17, 16—34; Epr. Gal. 16, 1—9. Kath. Pharisäer und Zöllner. Luf. 18, 9—14; Ep. 1. Kor. 12, 2—11.						
2 S	9. n. Trin. Gustav	10. n. Pf. Portunkula	4 19	19 52	21 20	8 25	
3 M	August	Stephan Erfind.	4 21	19 50	21 29	9 35	
4 D	Dominikus	Dominikus	4 22	19 48	21 38	10 46	
5 M	Déswald	Maria Schnee	4 24	19 47	21 48	11 58	
6 D	Berfl. Christi ☉	Berfl. Christi	4 26	19 45	22 1	13 14	
7 F	Donatus	Gajetanus	4 27	19 43	22 19	14 32	
8 S	Cyriacus	Cyriacus	4 29	19 41	22 47	15 50	
33. Woche	Gv. Der Herr weint über Jerusalem. Luf. 19, 41—48; Ep. 1. Kor. 12, 1—11. — Matth. 23, 34—39; Apostelgesch. 20, 17—38; Jer. 7, 1—11. Kath. Saphata! Mark. 7, 31—37; Ep. 1. Kor. 15, 1—10.						
9 S	10. n. Trin. Roman.	11. n. Pf. Romanus	4 30	19 39	23 28	17 5	
10 M	Laurentius	Laurentius	4 32	19 38	—	18 9	
11 D	Hermann	Tiburtius	4 34	19 36	0 29	18 55	
12 M	Klara	Klara	4 36	19 34	1 50	19 28	
13 D	Hippolytus ☉	Hippolytus	4 37	19 32	3 22	19 49	
14 F	Eusebius	Eusebius †	4 39	19 30	4 57	20 4	
15 S	Maria Heimgang	Maria Himmelfahrt	4 40	19 28	6 31	20 17	
34. Woche	Gv. Pharisäer und Zöllner. Luf. 18, 9—14; Ep. 1. Kor. 15, 1—10. — Luf. 7, 36—50; Röm. 8, 33—39; Dan. 9, 15—18. Kath. Der barmherzige Samariter. Luf. 10, 23—37; Ep. 2. Kor. 3, 4—9.						
16 S	11. n. Trin. Jsaak	12. n. Pf. Rochus	4 42	19 26	8 3	20 29	
17 M	Bilibald	Liberatus	4 44	19 23	9 33	20 41	
18 D	Agapetus	Helena	4 45	19 21	11 3	20 55	
19 M	Sebald	Sebald	4 47	19 19	12 34	21 11	
20 D	Bernhard ☉	Bernhard	4 49	19 17	14 3	21 33	
21 F	Hartwig	Anastasius	4 50	19 15	15 29	22 5	
22 S	Philibert	Timotheus	4 52	19 13	16 40	22 52	
35. Woche	Gv. Saphata! Mark. 7, 31—37; Ep. 2. Kor. 3, 4—9. — Joh. 8, 31—36; Apostelgesch. 16, 9—15; Jes. 29, 18—21. Kath. Die zehn Aussätzigen. Luf. 17, 11—19; Ep. Gal. 3, 16—22.						
23 S	12. n. Trin. Zachäus	13. n. Pf. Phtl. Benit.	4 54	19 11	17 36	23 54	
24 M	Bartholomäus	Bartholomäus	4 55	19 8	18 14	—	
25 D	Ludwig	Ludwig	4 57	19 6	18 40	1 8	
26 M	Samuel	Zephyrinus	4 59	19 4	18 57	2 27	
27 D	Gebhard	Kufus	5 0	19 2	19 9	3 44	
28 F	Augustinus ☉	Augustinus	5 2	19 0	19 20	5 0	
29 S	Joh. Enthauptung	Joh. Enthauptung	5 4	18 57	19 29	6 13	
36. Woche	Gv. Der barmherzige Samariter. Luf. 10, 23—37; Ep. Röm. 3, 21—28. — Mark. 12, 41—44; 1. Petri 2, 1—10; Sach. 7, 4—10. Kath. Sorget nicht. Matth. 6, 24—33; Ep. Gal. 5, 16—24.						
30 S	13. n. Trin. Benjamin	14. n. Pf. Rosa	5 5	18 55	19 38	7 23	
31 M	Paulinus	Raimund	5 7	18 53	19 46	8 33	



Brüssow / Alter Friedhof am Tor.

Uns' Appelboom.

In 't ganze Dörp heft keener
 So'n Appelboom as wi.
 He steiht an'n Tun as eener
 Un proht: Kiek, süßt du mi?

Sien Stamm is as van Geken,
 Keen beten holl un spaß,
 De breeden Telsjen reeken
 Bet öwer 't Schünendack.

He dröggt, kass Botern fragen,
 Sien Appel Johr vör Johr.
 Wenn anner Lüð ees flogen,
 Uns is dat Dowt nich roor.

Van Max Lindow.

Un lecker sind de Dinger!
 Keen anner schmeckt so leew,
 Du leckst di all teihn Finger,
 Wenn ik di eenen geew -

Rumm in den Soorn, manfunner
 Ligg't eener up de Erð,
 Den schmeet de Wind uns runner,
 De is dat Apnehm'n wert.

In 't ganze Dörp heft keener
 So'n Appelboom as wi.
 Dat is een Grosensteener -
 Een echter! glöw du mi.

Herbstmonat

September

Scheidung

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-		Notizen
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang	
1 D	Agidius	Agidius	5 9	18 50	19 55	9 45	
2 M	Abfalon	Stephan	5 10	18 48	20 6	10 59	
3 D	Manfuetus	Manfuetus	5 12	18 46	20 23	12 15	
4 F	Mofes	Rofalia	5 14	18 44	20 45	13 33	
5 S	Serfules	Laurentius	5 15	18 41	21 18	14 49	
37. Woche	Ev. Die zehn Ausfägigen. Luf. 17, 11—19; Ep. Gal. 5, 16—24. — Joh. 5, 1—14; 1. Tim. 1, 12—17; Pf. 50, 14—23. Kath. Weine nicht. Luf. 7, 11—16; Ep. Gal. 5, 25—6, 10.						
6 S	14. n. Trin. Magnus	15. n. Pf. Schuzeng.	5 17	18 39	22 9	15 56	
7 M	Regina	Regina	5 19	18 36	23 19	16 48	
8 D	Maria Geburt	Maria Geburt	5 20	18 34	—	17 26	
9 M	Bruno	Gorgonius	5 22	18 32	0 45	17 51	
10 D	Softheneß	Nikolaus v. Tol.	5 24	18 30	2 19	18 8	
11 F	Protus	Protus	5 25	18 27	3 55	18 23	
12* S	Syrus	Maria Namensfest	5 27	18 25	5 29	18 35	
38. Woche	Ev. Sorget nicht. Matth. 6, 24—34; Ep. Gal. 5, 25—6, 10. — Joh. 11, 1—11; 2. Theß. 3, 6—13; 1. Kön. 17, 8—16. Kath. Sabbatfeier in Liebe und Demut. Luf. 14, 1—11; Ep. Eph. 3, 13—21.						
13* S	15. n. Trin. Amatus	16. n. Pf. Maternus	5 29	18 22	7 2	18 47	
14 M	Kreuzes Erhööh.	Kreuzes Erhööh.	5 30	18 20	8 35	18 59	
15 D	Nikomedes	Nikomedes	5 32	18 18	10 9	19 15	
16 M	Euphemia Duat.	Kornelius Duat.	5 34	18 15	11 43	19 35	
17 D	Lambertus	Lambertus	5 36	18 13	13 13	20 3	
18 F	Titus	Thom. v. Billan. †	5 37	18 11	14 33	20 46	
19 S	Januarius	Januarius	5 39	18 8	15 34	21 44	
39. Woche	Ev. Weine nicht. Luf. 7, 11—17; Ep. Eph. 3, 13—21. — Matth. 11, 25—30; Hebr. 12, 18—24; Hiob 5, 17—26. Kath. Das vorn. Gebot u. die vornehmste Frage. Matth. 22, 35—46, Ep. Eph. 4, 1—6.						
20 S	16. n. Tr. Fausta	17. n. Pf. Euftachius	5 40	18 6	16 17	22 56	
21* M	Matth. Ev.	Matth. Ev.	5 42	18 4	16 46	—	
22 D	Morig	Morig	5 44	18 1	17 5	0 14	
23 M	Hojeas	Thekla	5 46	17 59	17 18	1 32	
24 D	Johann. Empf.	Johann. Empf.	5 47	17 56	17 30	2 48	
25 F	Kleophas	Kleophas	5 49	17 54	17 39	4 1	
26* S	Cyprianus	Cyprianus	5 51	17 52	17 47	5 12	
40. Woche	Ev. Sabbatfeier in Liebe und Demut. Luf. 14, 1—11; Ep. Eph. 4, 1—6; Matth. 12, 1—8; Hebr. 4, 9—13; Pf. 75, 5—8. Kath. Der Gichtbrüchige. Matth. 9, 1—14; Ep. 1. Kor. 1, 4—8.						
27* S	17. n. Trin. Kosmas	18. n. Pf. Kosmas,	5 52	17 49	17 56	6 23	
28 M	Wenzeslaus [Dam.	Wenzeslaus [Dam.	5 54	17 47	18 5	7 34	
29 D	Michaelis	Michaelis	5 56	17 44	18 15	8 47	
30 M	Hieronimus	Hieronimus	5 57	17 42	18 29	10 2	

*) Die Juden feiern den Anfang ihres 5692. Jahres am 12. September, das zweite Neujahrseft am 13. September, das Verßöhnungseft am 21. September, das Laubhüttenfest am 26. und 27. September.

Am 12. September partielle Sonnenfinsternis, in Deutschland nicht fichtbar.

Am 26. September totale Mondfinsternis, in Deutschland fichtbar.

Am 24. September Herbstanfang, Tag und Nacht gleich.

Weinmonat

Oktober

Gilbert

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-		Notizen
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang	
1 D	Remigius	Remigius	5 59	17 40	18 48	11 19	
2 F	Bollrad	Leodegar	6 1	17 37	19 16	12 35	
3* S	Fairus	Candidus	6 2	17 35	20 0	13 45	
41. Woche	Ev. Der reiche Narr. Luf. 12, 15—21; Ep. Pf. 145, 15—21. — Joh. 6' 24—29; 2. Kor. 9, 6—11; Pf. 34, 2—9. Rath. Die königliche Hochzeit. Matth. 22, 1—14; Ep. Eph. 4, 23—28.						
4* S	18. n. Tr. Ernte- C	19. n. Pf. Rosen-	6 4	17 33	21 1	14 42	
5 M	Placidus [Dankefest]	Placidus [Kranzfest]	6 6	17 30	22 19	15 24	
6 D	Fides	Bruno	6 8	17 28	23 46	15 53	
7 M	Amalia	Marlus P.	6 10	17 26	—	16 13	
8 D	Belagia	Brigitta	6 11	17 24	1 18	16 28	
9 F	Dionysius	Dionysius	6 13	17 21	2 51	16 40	
10 S	Gideon	Franz Borgia	6 15	17 19	4 24	16 52	
42. Woche	Ev. Der Gichtbrüchige. Matth. 9, 1—8; Ep. Eph. 4, 22—32. — Joh. 9, 24—41; Jak. 5, 13—20; Pf. 32, 1—7. Rath. Des Königl. Sohn. Joh. 4, 46—53; Ep. Eph. 5, 15—21.						
11 S	19. n. Trin. Burch. C	20. n. Pf. Burchard	6 16	17 17	5 57	17 4	
12 M	Maximilian	Maximilian	6 18	17 14	7 32	17 19	
13 D	Kotomann	Eduard	6 20	17 12	9 9	17 37	
14 M	Calixtus	Calixtus	6 22	17 10	10 45	18 2	
15 D	Hedwig	Theresa	6 24	17 8	12 13	18 39	
16 F	Gallus	Gallus	6 25	17 6	13 24	19 33	
17 S	Florentin	Hedwig	6 27	17 3	14 16	20 42	
43. Woche	Ev. Die königliche Hochzeit. Matth. 22, 1—14; Ep. Eph. 5, 15—21. — Joh. 15, 1—8; Röm. 14, 1—9; Spr. Sal. 2, 1—8. Rath. Der Schalksnecht. Matth. 18, 23—35; Ep. Eph. 6, 10—17.						
18 S	20. n. Trin. Luf. C	21. n. Pf. Lukas	6 29	17 1	14 50	22 0	
19 M	Ferdinand	Petrus v. Alcantara	6 31	16 59	15 11	23 19	
20 D	Wendelin	Wendelin	6 32	16 57	15 27	—	
21 M	Urfula	Urfula	6 34	16 55	15 39	0 36	
22 D	Cordula	Cordula	6 36	16 52	15 48	1 50	
23 F	Severinus	Joh. v. Capistran	6 38	16 50	15 57	3 2	
24 S	Salome	Raphael	6 40	16 48	16 5	4 12	
44. Woche	Ev. Des Königl. Sohn. Joh. 4, 47—54; Ep. Eph. 6, 10—17. — Mark. 10, 13—16; Eph. 6, 1—9; 2. Sam. 7, 17—29. Rath. Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—21; Ep. Phil. 1, 6—11.						
25 S	21. n. Trin. Crispin. C	22. n. Pf. Christi	6 42	16 46	16 14	5 22	
26 M	Amandus	Evastus [Königsf.]	6 43	16 44	16 24	6 35	
27 D	Sabina	Sabina	6 45	16 42	16 36	7 50	
28 M	Simon, Juda	Simon, Juda	6 47	16 40	16 54	9 7	
29 D	Engelhard	Narzissus	6 49	16 38	17 21	10 24	
30 F	Hartmann	Serapion	6 51	16 36	17 58	11 36	
31 S	Wolfgang	Wolfgang	6 52	16 34	18 52	12 38	

*) Die Juden feiern Laubhüttenende am 3. Oktober, das Fest der Gesetzesfreude am 4. Oktober.

Am 11. Oktober partielle Sonnenfinsternis, in Deutschland nicht sichtbar.

Windmonat

November

Nebelung

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-		Notizen
	Protestanten	Katholiken	Auf-gang	Unter-gang	Auf-gang	Unter-gang	
45. Woche	Ev. Die Seligpreisungen. Matth. 5, 1-12; Ep. Gal. 5, 1-15. — Joh. 2, 13-17; 1. Kor. 3, 11-23; Ps. 46. Kath. Zairi Töchterlein. Matth. 9, 18-26; Ep. Phil. 3, 17-4, 3.						
1 S	22. n. Tr. Ref.-Fest	23. n. Pf. Allerheil.	6 54	16 32	20 3	13 23	
2 M	Allerheelen	Allerheelen	6 56	16 30	21 25	13 56	
3 D	Gottlieb	Hubertus	6 58	16 29	22 53	14 17	
4 M	Charlotte	Karl Borromäus	7 0	16 27	—	14 33	
5 D	Blandina	Emmerich	7 2	16 25	0 23	14 46	
6 F	Leonhard	Leonhard	7 4	16 23	1 52	14 53	
7 S	Engelbert	Engelbert	7 5	16 22	3 21	15 10	
46. Woche	Ev. Die Zinsmünze. Matth. 22, 15-22; Ep. Phil. 3, 17-21. — Matth. 10, 24-33; 1. Thim. 4, 4-11; Ps. 85, 9-14. Kath. Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24-30; Ep. Kol. 3, 12-17.						
8 S	23. n. Tr. Gottfried	24. n. Pf. 4 Gef. Märt.	7 7	16 20	4 54	15 22	
9 M	Theodorus	Theodorus	7 9	16 18	6 28	15 38	
10 D	Martin Luther	Andreas Avellin	7 11	16 16	8 6	15 59	
11 M	Martin Bischof	Martin Bischof	7 13	16 15	9 40	16 30	
12 D	Jonas	Martin P.	7 14	16 13	11 3	17 18	
13 F	Vriccius	Stanislaus K.	7 16	16 12	12 6	18 23	
14 S	Levinus	Zufundus	7 18	16 10	12 48	19 41	
47. Woche	Ev. Zairi Töchterlein. Matth. 9, 18-26; Ep. Kol. 1, 9-14. — Joh. 10, 23-30; 1. Thess. 5, 14-24; Ps. 39, 5-14. Kath. Gleichniß v. Senforn u. Sauerteig. Matth. 13, 31-35; Ep. 1. Thess. 1, 2-10.						
15 S	24. n. Trin. Leopold	25. n. Pf. Leopold	7 20	16 9	13 15	21 1	
16 M	Ottomar	Edmund	7 22	16 7	13 33	22 21	
17 D	Hugo	Gregor Thaum.	7 24	16 6	13 46	23 36	
18 M	Buh- n. Bettag	Otto, Eugen	7 25	16 4	13 57	—	
19 D	Elisabeth	Elisabeth	7 27	16 3	14 5	0 49	
20 F	Amos	Felix v. Valois	7 29	16 2	14 14	2 0	
21 S	Maria Opfer	Maria Opfer	7 30	16 1	14 23	2 9	
48. Woche	Ev. Gleichniß von den 10 Jungfrauen. Matth. 25, 1-13; Ep. 2. Petri 3, 3-14. — Luf. 12, 35-43; Offenb. Joh. 7, 9-17; Jes. 35, 3-10. Kath. Vom Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-35; Ep. Kol. 1, 9-14.						
22 S	25. n. Trin. Totenf.	26. n. Pf. Cäcilia	7 32	16 0	14 33	4 22	
23 M	Klemens	Klemens	7 34	15 58	14 43	5 35	
24 D	Chryfogonus	Chryfogonus	7 35	15 57	15 1	6 52	
25 M	Katharina	Katharina	7 37	15 56	15 24	8 10	
26 D	Konrad	Konrad	7 39	15 55	15 57	9 25	
27 F	Otto	Virgilius	7 40	15 54	16 48	10 32	
28 S	Günther	Sosthenes	7 42	15 53	17 54	11 22	
49. Woche	Ev. Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Matth. 21, 1-9; Ep. Röm. 13, 11-14. — Luf. 1, 68-79; Hebr. 10, 19-25; Jerem. 31, 31-34. Kath. Die Zukunft des Herrn. Luf. 21, 25-33; Ep. Röm. 13, 11-14.						
29 S	1. Advent Eberhard	1. Advents. Saturnin	7 44	15 52	19 15	11 58	
30 M	Andreas	Andreas	7 45	15 52	20 40	12 22	

Deutsch bis ins Blut, treu bis ins Mark,
Hilfreich und gut, glaubensstark!

Gustav Meißner.

Christmonat

Dezember

Jul

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-		Notizen
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang	
1 D	Arnold	Eligius	7 47	15 51	22 7	12 40	
2 M	Candidus C	Bibiana	7 48	15 50	23 33	12 54	
3 D	Coffian	Franz Xaver	7 50	15 49	—	13 6	
4 F	Barbara	Barbara	7 51	15 49	0 59	13 17	
5 E	Abigail	Sabbas	7 52	15 48	2 26	13 27	
50. Woche	Ev. Die Zukunft des Herrn. Luf. 21, 25—36; Ep. Röm. 15, 4—13. — Luf. 17, 20—30; 2. Petri 1, 3—11; Mal. 3, 19—24. Kath. Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2—10; Ep. Röm. 15, 4—13.						
6 E	2. Advent Nikolaus	2. Adventsf. Nikol.	7 54	15 48	3 56	13 42	
7 M	Agathon	Ambrosius	7 55	15 47	5 30	14 0	
8 D	Maria Empf.	Maria Empf.	7 56	15 47	7 5	14 26	
9 M	Joachim A	Leofadia	7 57	15 47	8 35	15 4	
10 D	Judith	Melchisedes	7 58	15 46	9 47	16 1	
11 F	Damasus	Damasus	8 0	15 46	10 40	17 14	
12 E	Epimachus	Epimachus	8 1	15 46	11 14	18 37	
51. Woche	Ev. Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2—10; Ep. 1. Kor. 4, 1—5. Matth. 3, 1—11; 2. Tim. 4, 5—8; Jes. 40, 1—8. Kath. Das Zeugnis Johannes des Täufers. Joh. 1, 19—28; Ep. Phil. 4, 4—7.						
13 E	3. Advent Lucia	3. Adventsf. Lucia	8 2	15 46	11 36	19 59	
14 M	Nikajius	Nikajius	8 3	15 46	11 51	21 18	
15 D	Johanna	Eusebius	8 4	15 46	12 4	22 33	
16 M	Manias Luat. D	Adelheid Luat.	8 4	15 46	12 13	23 45	
17 D	Lazarus	Lazarus	8 5	15 46	12 21	—	
18 F	Christoph	Maria Erwart. †	8 6	15 46	12 30	0 55	
19 E	Lot	Nemesius	8 7	15 47	12 39	2 6	
52. Woche	Ev. Das Zeugnis Johannes des Täufers. Joh. 1, 19—28; Ep. Phil. 4, 4—7. — Joh. 1, 15—18; 1. Joh. 1, 1—4; 5. Mose 18, 15—19. Kath. Bereitet den Weg des Herrn. Luf. 3, 1—6; Ep. 1. Kor. 4, 1—5.						
20 E	4. Advent Abraham	4. Adventsf. Ammon	8 8	15 47	12 50	3 18	
21 M	Thomas	Thomas	8 8	15 48	13 4	4 34	
22 D	Beata	Flavian	8 9	15 48	13 25	5 53	
23 M	Dagobert	Viktoria	8 9	15 48	13 54	7 9	
24 D	Adam, Eva	Adam, Eva	8 10	15 49	14 40	8 19	
25 F	Heilig. Christfest E	Heiliges Christfest	8 10	15 50	15 42	9 17	
26 E	2. Christtag	Stephanus	8 10	15 50	17 1	9 58	
53. Woche	Ev. Von Simeon und Hanna. Luf. 2, 33—40; Ep. Gal. 4, 1—7. — Luf. 2, 25—32; Joh. 12, 35—41; 2. Kor. 5, 1—9; Jes. 63, 7—16. Kath. Text wie vor. Luf. 2, 33—40; Ep. Gal. 4, 1—7.						
27 E	S. n. W. Johannes	S. n. W. Johannes	8 11	15 51	18 26	10 26	
28 M	Unsch. Kindlein	Unsch. Kindlein	8 11	15 52	19 54	10 46	
29 D	Jonathan	Thomas B.	8 11	15 53	21 21	11 0	
30 M	David	David	8 11	15 54	22 47	11 12	
31 D	Sylvester	Sylvester	8 11	15 55	—	11 25	

Am 22. Dezember Winteranfang, kürzester Tag.

Sinnpruch.

Sperr nicht deine Natürlichkeit ein, um nach außen zu scheinen;
 Nur was du selber dir bist, kannst du auch anderen sein. W. Groß.

Kind und Heimat.

Betrachtungen zu unfern Monatsbildern. — Von W. Groß, Prenzlau. — Zeichnungen von Ernst Vogel.

Bilder im Text aus: „Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg“.

Selten habe ich eine so innige und zarte Darstellung über die Beziehungen des Kindes zu seiner Umwelt gelesen, wie Ludwig Finckh's „Glückliche Kindheit“. Ein kleines Stück Garten, das die Mutter in Beete aufteilte, schenkte ihm die ersten Erlebnisse. Alles, was er darin sah, war fein. Die Schmetterlinge und Vögel gehörten ihm, die Sonne, den Schnee, die Würmer, Schnecken, Käfer und sogar den Regen nahm er für sich. Dort sah er den ersten Stern wie einen Silberpunkt aus dunkler Nacht herniederleuchten, und der geheimnisvolle Geist aller Dinge wurde ihm ein Erlebnis. Sein Garten wuschte ihm die Kindertränen ab und lehrte ihn das helle Lachen. Das heimliche Rauschen in den Wipfeln, das Leben und Wachsen der Blumen wurden ihm abnende Andacht. Seine ersten Spielkameraden unter den Tieren hüpfen mit ihm dort umher, bis er eines Tages den Schritt in die Weite, auf das Stoppelfeld, den Kartoffelacker und in den Wald wagte und hier neue Eindrücke auf sich wirken lassen konnte. Aus alledem formte sich seine süddeutsche Heimat, der er auf seinen mannigfachen Reisen stets mit heißer Sehnsucht gedachte.

Es mag sein, daß die süddeutschen Landschaften auf eine junge Seele stärker wirken können als die norddeutschen. Oder ist das nur eine Vermutung? Sind die Bilder unserer Ackermark weniger abwechslungsreich, weniger mannigfaltig?

Werfen wir einen Blick auf unsere Monatsbilder, die sich ungezwungen um Kirchen, Mauerreste und Gewässer der drei Städte unseres Kreises gruppieren. Stille, beschauliche Winkel, Plätze des kindlichen Spieles, Stätten der ersten Umwelt unserer Kleinen sollen sie wiedergeben und mit dem Begriff Heimat zu einem lieblichen Idyll werden für den, der schon lange in der Ferne weilt oder für den, dem harte Arbeit und zäher Lebenskampf das Jugendauge längst geschlossen.

Hoch ragen die Türme der Strasburger und Brüssower Kirche aus ihrer Umgebung hervor und erfüllen den Beobachter wieder mit dem heiligen Schauer ihrer Nähe. Das wechselnde Spiel ihrer Dämmer Schatten erwacht

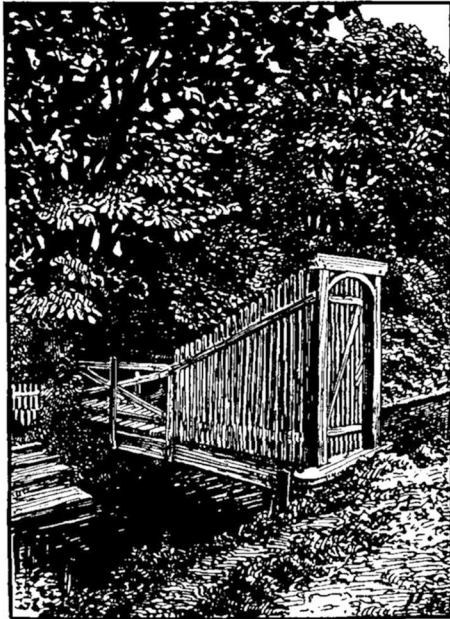


Prenzlau / Am Mühlenstrom (Geufzerallee).

noch einmal. Seine Phantasie hört vor neuem das Kreischen ihrer Wetterfahnen, den Klang ihrer Glocken, die Akkorde ihrer Orgeln. Und alles wird in ihm zu einer unvergessenen Melodie, zum andachtbeißenden Lebensgeläut, zur mahnenden Gottesstimme.

Am die Mauerreste neben der Prenzlaue Wasserpforte, um die Weichhäuser und Wehrtürme erwacht dem Heimatkinde der Sturmschritt kampfbereiter Streiter. Die Geschichte und die Sage stehen auf und raunen aus alten Zeiten, erzählen von dem tapferen Stadtknecht Rodinger und vom Streit der Pommern und Brandenburger. Durch die Schneeballschlach-

ten der Knaben haltt ihr Kampfruf wider: Sie Brandenburg, sie Pommern! Die Belagerer stürmen, die Verteidiger werfen sie zurück. Der Kampf wogt hin und her wie einst vor vierhundert Jahren. — Keinen Stein, keinen Mauerbröckel möchte man von diesen Resten alter Größe unseres Bürgertums missen. — Brüssow und Strasburg sind in dieser Beziehung nicht so gut dran, denn dort sind die Mauern fast gefallen. Über träume-



Prenzlau / Am Mühlenstrom (Seufzerallee).

risch lehnen sich kleine Anwesen mit winzigen, blumenreichen Gärten an, folgen holprige Straßen oder beschattete Umgänge den alten Ringen der Befestigungen. Ueberall hat die Künstlerhand verstanden, den geheimnisvollen Zauber dieser Stätten in das Bild hinein zu weben und die typischen Reize der stillen Winkel wiederzugeben.

Und dann die Gewässer der Prenzlauer Niederung! Der Strom mit seinen schwarz-schattenden Raftanien und den Baumriesen seiner Anlagen, der Mittelgraben mit seiner ehemaligen Wehrbedeutung und heute zweifelhaften Aufgabe als interessant-duftgesättigter Schlammträger. Auch das lebt weiter im

Gedächtnis der Stadtkinder, die damit Bekanntheit gemacht haben. — Strasburgs „Merktpromenade“ mit der im Jubiläum wiedergegebenen jogenannten „Liebesinsel“ ist wirklich eine Bereicherung des sauberen Städtchens und paßt sich dem Heimatbilde einprägsam an. (Einige Bildbeigaben im Texte sollen den Prenzlauern noch andere Jugendeindrücke der Gewässer des Ortes wachrufen.)

Alles, was der kindliche Geist kennen lernt, wurzelt in der Heimat. Der Garten, der Vorplatz eines Hauses, Strombett und Seeufer, die Umgebung der Kirche und der Mauerumgang bieten an Eindrücken und Anregungen unendlich viel. Blumen und Tiere, Beeren und Früchte, Farben und Töne, alles bekommt in der Heimat trotz vielseitiger Mannigfaltigkeit festumrissene Gestalt. Und das ist das Wertvolle und Eigenartige dieser Eindrücke, daß sie stärker und lebensbestimmender wirken als alle späteren.

Früh schon beginnt das Kind, die einzelnen Gegenstände auf sich und aufeinander zu beziehen. Die vielen Eindrücke formen sich zu Vorstellungen und beeinflussen sein Geistesleben. Freude und Unbehagen erwachen, Verbundenheit und Widerwillen prägen sich aus, Erwartungen, Hoffnungen und Enttäuschungen stellen sich ein im Umgang mit Dingen und Menschen.

Die wachsenden Körperkräfte des Kindes drängen nach Betätigung. Im Sande wird geformt, gegraben. Mauern, Türme und Höhlen entstehen, das Gemeinschaftsspiel führt in Feld und Wald, an den Fluß und den See. Die schlummernden Kräfte reizen zum Laufen, Springen, Klettern, Wandern, und die ersten Schwimmversuche werden unternommen. Durch die Arbeit wird die Verbindung mit der Heimat ganz eng, sie bedeutet dem Jugendlichen bald alles. Die Erwachsenen brauchen ihn in der Zeit nicht an die Dinge heranzuführen, er tut es selbst, wächst an ihnen und macht sie sich dienstbar. Sogar die Erzählungen aus dem Munde der Eltern, die Märchen und Zeitereignisse erhalten ihren Schauplatz in der Heimat. Die Schule geht in richtigem Erkenntnis dieser Dinge selbstverständlich auch von ihr aus.

Zwar werden sich viele Menschen dieser heimatlichen Kräfte im späteren Leben nicht bewußt, besonders dann nicht, wenn sie da-

heim bleiben. Sie sehen alles als etwas Selbstverständliches an. Anders ist es, wenn die Heimat eines Tages ihre Bilder wechselt, wenn aus wirtschaftlichen Gründen oder aus

Dinge wahr, die je nach ihrem Haftensbleiben Vergleiche herausfordern, also zum Denken führen. Und je regelrechter die Außenwelt die Vergleiche diktiert, um so logischer erfolgt auch ihre räumliche und zeitliche Anordnung. Es entstehen Eigenschaften und Tätigkeiten der Dinge und je nach der Betrachtungsweise besondere Mengen, Verhältnisse und Verbindungen derselben. Sobald daraus bei mehreren Menschen dieselben Erfahrungen erwachsen, erfolgt unter ihnen der Austausch der Gedanken. Der zunächst unbewusste Empfindungslaut führt so zur Sprache.

Es ist hier nicht der Ort zu einer psychologischen Betrachtung der Sprache. Soviel aber wird klar, daß das Kind mit derselben auch ihren Inhalt vom Dinge aus frischweg erfährt. Dabei hat es seine eigene Wort- und Satzbildung und wartet selten ab, bis

ihm von seinen Angehörigen Hilfe kommt, es hilft sich in den meisten Fällen selbst. Und klar, urwüchsig und bilderreich ist die kindertümliche Sprache! Weil sie aus der Umwelt erwächst, bleibt sie immer mit der Heimat verbunden, ist ein Bestandteil von ihr.



Prenzlau / Am Strom.

Anüberlegtheit Veränderungen an Straßen, Bauten und Plätzen vorgenommen werden oder gar Bäume, Hecken, Änger und Teiche entfernt werden (beispielsweise Tieferlegung des Uckersees). Stark ist aber die Erkenntnis des Wertes der Heimat in demjenigen, der ihr längere Zeit fern war. Die Sehnsucht nach der Heimat, die in diesen Menschen lebt, ist nichts weiter als die Nachhaltigkeit der frühesten Eindrücke, die ihre Bilder unbewußt zu Vorstellungen verdichten und mit Gefühlswerten durchflechten. Eine geringe Ähnlichkeit, ein leiser Ton aus der Kindheit kann sie schon veranlassen und den heißen Wunsch erwecken, alles noch einmal zu sehen, miteinander zu vergleichen und mit ihnen verbunden gewesene Stimmungen und Gefühle rückschauend zu durchkosten. Allen sollen unsere Monatsbilder ganz besonders diese Sehnsuchtsfreude bringen.

Doch ebenso, wie die Vorstellungswelt ihre Grundlage in der Heimat hat, ist auch die Sprache aus ihr gewachsen. Die gleichen Reize, die das Gefühlleben der Kinder bestimmen, bewirken als Folgeerscheinung die Laute. Die Sinne nehmen die Merkmale der



Prenzlau / Am Mittelgraben (Rupferschmiedegang).

Wenn einem heimatfernen Kinde unserer Uckermark die Monatsbilder vor Augen kommen, so wird der erste sprachliche Ausdruck ein

„Ab“ oder „D“ sein, dem unmittelbar die Wiedergabe der Eigenschaften, Tätigkeiten und Wechselwirkungen der Dinge folgt. Ab-

desto mehr wird dieses auf den Beschauer wirken und seine Aufgabe als Kunstwerk erfüllen.

In allen diesen Erscheinungen ist die geheime Kraft unserer Bilder begründet. Der Beschauer weiß nicht, woran es liegt, daß ihn gerade dieses Bild mehr packt als jenes. Er erkennt die Gesetze der Kunst nicht, aber ein Ahnen führt ihn dennoch oft zur treffenden Wertung, zur Annahme oder Ablehnung. Er will das Wesentliche eben sehen. Alles Beiwerk ist ihm nebensächlich. Der einfache Eindruck, den er als Kind von seiner Heimat gehabt, wird zu einer machtvollen Schlussvorstellung.

Als Endglieder der Kette „Kind und Heimat“ äußern und gestalten „Reise und Vaterland“ eine folgerichtig aufgebaute Lebensauffassung.



Prenzlau / Am Mittelgraben.

sichtslos wird dieselbe Aufeinanderfolge der Gedanken entstehen, wie beim ersten Sehen in der Jugend. Und alle aus der Zeichnung herauswachsenden Reize verdichten sich zu einer Summe von Vorstellungen. Das Erzählen von Ereignissen, die daran geknüpft sind, wird folgen, und die Heimat steht mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit vor dem Beschauer. Sollte er seit langem seine Muttersprache nicht gehört oder gesprochen haben, so wird sie ihm in solchen Augenblicken von der Zunge fließen. Viele mundartlichen Vereinigungen haben ein derartiges Ereignis zur Grundlage. — Je schärfer der Griffel des Zeichners das Wesentliche des Bildes hervorhebt und betont,



Prenzlau / Am Mühlenstrom (Seufzerallee).

Am Wall.

Katharina Bloß.

Maijung das Laub, die Mauer eisgrau,
und der rote Turm daneben;
das alles getaucht in leuchtendes Blau —
vielfarbig wie das Leben!

Kirchglockenton und Sterbegefang
vom Friedhof herüberschweben;
Kinderlachen und Lautenklang —
vieltönig wie das Leben!

Die Alte sonnt sich am Wallabhang;
Enkelchen spielt daneben;
Glücksjugend schleicht selig am Busch entlang —
O ewig schönes Leben!

Von den Landräten der Uckermark.

Von Rechtsanwalt Dr. Schwarz-Prenzlau.

I.

Die Provinz Brandenburg hat ihren jetzigen Umfang in Laufe der Jahrhunderte dadurch gewonnen, daß die Landesherren seit den Zeiten Albrechts des Bären eine Landschaft nach der anderen von Westen nach Osten fortschreitend erwarben und ihrer Herrschaft unterwarfen. Diese Entstehungsgeschichte der Provinz zeichnet sich noch heute in der Abgrenzung der Kreise als unterste Verwaltungsbezirke ab, wenn auch die alten Namen der Landschaften zum Teil aus dem amtlichen Gebrauch verschwunden, zum Teil geändert sind, weil manche Landschaften später in mehrere Kreise zerlegt wurden. Nach Kaiser Karl IV. Landbuch von der Mark Brandenburg von 1375 unterschied man in der Mittelmark die Landschaften Lebus, Barnim, Zauche, Teltow, Havelland, Lindow, daneben die Priegnitz und die Uckermark; jenseits der Oder schloß sich die Neumark mit den ihr zugeheilten Herrschaften an. Im Laufe des 16. Jahrhunderts begann man, diese Landschaften in Bezug auf die allgemeine Verwaltung als „Kreise“ zu bezeichnen; der Ausdruck wurde im 17. Jahrhundert vollends üblich, und man kann sagen, daß es im Bereiche der heutigen Provinz Brandenburg westlich der Oder am Beginn des Dreißigjährigen Krieges folgende Kreise gab: die Priegnitz, das Havelland, die Zauche, den Teltow, den Oberbarnim, den Niederbarnim, das Land Lebus, die ehemalige Grafschaft Lindow (jetzt Kreis Ruppin), den Kreis Beeskow-Storkow und die Uckermark mit dem Land zu Stolpe. Unter dem letzteren verstand man den Teil der Uckermark, der in älterer Zeit vom Schlosse Stolpe an der Oder aus verwaltet worden war; er deckte sich im wesentlichen mit dem jetzigen Kreise Angermünde und umschloß außerdem den Oststrand des jetzigen Kreises Prenzlau, so daß Schenkenberg, Ballmow, Grünberg, Franpe, Woddow, Menkin dazu gehörten.

Die Kreise gewannen seit dem 16. Jahrhundert eine selbständige Bedeutung. Im Jahre 1540 sah Kurfürst Joachim II. sich genötigt, den „Landständen“ gegen Uebernahme

seiner Schulden die Verwaltung der Steuern zuzugestehen, und da die Stände nach Kreisen schon bisher organisiert waren und diese Organisation in der Folgezeit für die neuen Aufgaben noch mehr ausbauten, erhielten die Kreise mehr und mehr den Charakter selbständiger Verwaltungsbezirke.

Unter den Landständen begriff man in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Ritterschaft einerseits, die Immediatstädte andererseits. Zur Ritterschaft gehörten alle auf dem Lande angesessenen Adligen, die zugleich die ihnen gehörigen kleinen Städte, gewöhnlich „Städtlein“ oder „Flecken“, später „Mediatstädte“ genannt, vertraten, wie z. B. die von Ramin ihre Stadt Brüßow oder die von Greiffenberg die ehemalige Stadt, die den Namen dieses Geschlechts trägt, repräsentierten. Zu den Immediatstädten, die unmittelbar dem Kurfürsten untergeben waren und allein als „Städte“ das Recht der Landstandschaft hatten, gehörten in der Uckermark und dem Lande zu Stolpe nur Prenzlau, Strasburg, Templin, Lychen und Angermünde. Die Städte Schwedt und Bierraden unterstanden noch den Grafen von Hohenstein, die Stadt Zehdenick dem dortigen Nonnenkloster.

Die im ganzen brandenburgischen Kurfürstentume aufzubringende Steuersumme wurde jeweils auf die Ritterschaft und die Städte verteilt, gegen Ende des 16. Jahrhunderts brachten jene gewöhnlich zwei Drittel, diese ein Drittel des Geldbedarfs auf. Die Ritterschaft nahm wegen des ihr obliegenden Betrages eine Unterverteilung auf die Kreise mit Ausnahme der in ihnen liegenden Immediatstädte vor; jedem Kreise blieb es überlassen, wie er seinen Anteil von den Kreisangehörigen ausbrachte. Zu den hierbei steuerpflichtigen Gütern zählten auch die im Kreise belegenen landesherrlichen Domänen, die sog. Aemter. Für die Uckermark ordnete der Große Kurfürst 1643 an, daß die Aemter 42 Prozent der gesamten Kreislasten tragen sollten. Dabei blieb es auch später, obwohl die Amtsuntertanen zahlreicher waren, als die der Ritterschaft.

Rechnung einen besonderen Ausschuß zu be-
rufen. In dem Protokoll darüber heißt es:
„Es ist jetzt sofort ein gewisser Ausschuß er-
koren, der nebst den Verordneten solche Rech-
nung jährlich zu Trinitatis nehmen und da er
solche der Billigkeit gemäß befindet, darüber
wegen der ganzen Landschaft quittieren soll.
Weiter aber soll sich dieses Ausschusses Ge-
walt nicht erstrecken.“ Man hatte also offenbar
die größte Besorgnis, der Ausschuß könne sich
anmaßen, den Entschließungen der ritterschaft-
lichen Versammlung vorzugreifen. In den
Ausschuß wählte man zehn Mitglieder, unter
denen sich auch die früheren Verordneten
Mathe von Cickstedt und Bernd von Arnim
befanden. Den Mitgliedern wird eingeschärft,
daß sie immer pünktlich und fleißig kommen
sollen, außer Bernd von Arnim und Mathe
von Cickstedt, „mit denen man es ihres hohen
Alters wegen so genau nicht nehmen kann“.
Die Ausschußmitglieder ließen es später aber
doch an dem erwarteten Interesse fehlen; denn
am 15. September 1631 bittet Adam von Berg
den Kurfürsten, die Mitglieder zu fleißigerem
Erscheinen zu veranlassen, was denn auch durch
eindringliche Schreiben alsbald geschah. Der
Ausschuß erwies sich aber bei seiner Zusam-
menkunft danach als nicht mehr vollzählig, und
beschloß, sich durch Joachim von Holzendorff
auf Pinnow, Buffo von Ramin auf Schenken-
berg und Adam von Berg auf Herzhfelde zu
„kompliren“, was auch die kurfürstliche Be-
stätigung fand.

Den Verordneten konnte nicht wohl zu-
gemutet werden, die Steuerbeträge selbst ent-
gegenzunehmen, zu buchen und verwahren,
zumal ihr Wohnsitz auf dem Lande für solche
Arbeit sehr unbequem war. Man stellte des-
halb besondere Kassenbeamte — „Einnnehmer“
— an, die ihren Sitz in der Stadt Prenzlau
hatten; demgemäß ist schon 1574 von „den
Verordneten zum vmmeschlage v n d E i n -
n e h m e r n“ die Rede. Als solcher Einn-
nehmer war unter Otto von Arnim Georg
Laurenburg tätig, der, auch „Landschreiber“
genannt, 1567 starb. Sein Nachfolger war
Dietrich Dreyer, mit dem seiner unordent-
lichen Amtsführung wegen die Erben Otto
von Arnims noch einen sehr ärgerlichen und
langwierigen Streit ausfechten mußten.
Später finden wir als „Landschaftskrent-
meister“ den Prenzlauer Bürgermeister Georg

Pozern, der Anfang 1629 starb. Er verwahrte
in seinem Hause alle Akten und Urkunden der
Landschaft. Diese kamen dadurch in Gefahr,
daß sich trotz der Befreiung eines Bürger-
meisterhauses von jeder Einquartierung der
kaiserliche Oberst Johann Friedrich von Sparr
in dem Hause festsetzte, weshalb die Ritter-
schaft den Kurfürsten um Vertreibung des
Obersten anrief; mit welchem Erfolge, lassen
die Akten nicht erkennen.

Außerdem bedurfte die Landschaft auch
eines rechtskundigen Beamten, weil die
Finanzverwaltung ihrer Natur nach auch
Rechtsfragen aller Art mit sich brachte. Sie
stellte deshalb noch einen Syndikus an. Als
ersten finden wir den Bürgermeister Johannes
Lüdicke in Prenzlau; dieser starb 1610; die
Stelle scheint dann lange unbefestigt geblieben
zu sein, vielleicht weil damals der Bürger-
meister Pozern, der die Kasse verwaltete, auch
die juristischen Geschäfte mit erledigte, viel-
leicht auch, weil es an einer geeigneten Per-
sönlichkeit fehlte, die im Nebenamt das Syn-
dikat zu verwalten bereit war. Die Re-
gierung, insbesondere der Kanzler Prudmann,
scheint sich aber selbst dafür interessiert zu
haben, daß die Stelle wieder besetzt wurde,
denn am 12. November 1621 schrieb Hans
von Bendendorf auf Pammin und Dranow
an Prudmann, daß Johann Christoph Hart-
mann aus Frankfurt a. O., des Bürgermeisters
Müller Schwesterjohn, der in Kürze den Dok-
fortitel auf der dortigen Universität erwerben
werde, für das vakante Syndikat in Prenzlau
geeignet sei. Diese Empfehlung scheint bei
dem Kanzler gut aufgenommen zu sein, er
sprach in der Folge über die Berufung Hart-
manns mit Pozern und am 27. November
1623 berichtete dieser an Prudmann, die Ver-
ordneten der Landschaft wollten den Ausschuß
ehest nach Prenzlau verbitten und die Vo-
kation der Person, über die der Kanzler mit
Pozern gesprochen, befördern lassen. Dadurch
würden auch die Prozesse der Stadt, die seit
des früheren Syndikus Tode liegen geblieben,
gefördert werden. In der Tat zog Hartmann
denn auch in Prenzlau als Syndikus ein, auf
dem Kreistage am 19. Mai 1624 verhandelte
die Ritterschaft durch ihn mit den kurfürst-
lichen Kommissarien Thomas von dem Kneese-
beck und Dr. Peter Friße.

Nachdem sich auf diese Weise ein richtiges „Büro“ der Landschaft entwickelt hatte, mußte endlich für dessen Verbindung mit dem Lande gesorgt werden. Das geschah, indem man zwei eigene Landreiter anstellte,



Dr. Johann Christoph Hartmann auf dem Totenbette.
Kupferstich in Seidels Bildersammlung, Berlin 1751.

die den Botendienst versahen; im Jahre 1612 werden uns als „eigene bestellte Landreiter“ der Landschaft Thomas Wegener und Augustus Sernow genannt. Ob beide in Prenzlau ihren Sitz hatten oder ob sie, wie die beiden kurfürstlichen Landreiter der Uckermark, auf Prenzlau und Angermünde verteilt waren, ist nicht ersichtlich.

Ueber den Umfang der landschaftlichen Geschäfte kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen, weil alle Akten der Landschaft in späteren Zeiten verloren gegangen sind. Einen gewissen Ueberblick vermittelt die erhaltene summarische Jahresrechnung von Trinitatis 1622 bis dahin 1623, nach welcher die Einnahme betrug:

an leichtem Gelde 54471 Thaler 10 Silbergroschen 2½ Pfennig,

an schwerem Gelde 20 841 Thaler 14 Silbergroschen 9½ Pfennig.

Unter den Ausgaben erscheinen die für die Verwaltung der Landschaft nämlich:

880 Thaler der Landschaft Verordneten und Diener, Deputat und Besoldung,

361 Thaler 10 sgr. 4½ Pfg. des Ausschusses Zehrung und Nachtgeld,

131 Thaler 2 sgr. der Landschaft Verordneten, Zehrung in Prenzlau,

228 Thaler 6 sgr. der Landschaft Diener, Nachtgeld und Fuhrlohn,

200 Thaler an Wechsel- und Aufgeldt,

156 Thaler der Landschaft Landreiter Besoldung nebst der Verehrung,

17 Thaler 17 sgr. an gemeiner Ausgabe.

Wir sehen hieraus, daß sich zur Zeit des beginnenden Dreißigjährigen Krieges in der Uckermark eine Selbstverwaltung auf ständischer Grundlage entwickelt hatte, deren Leiter, die Verordneten, als Vorläufer des heutigen Landrats in seiner Eigenschaft als Kommunalbeamter des Kreises bezeichnet werden können. Der Krieg stellte neben diese Verordneten kurfürstliche Beamte, deren Aufgabekreis später mit dem der Verordneten verschmolz, wodurch die eigentümliche Stellung des Landrats als eines Kommunal- und Staatsbeamten in einer Person vorbereitet wurde.

II.

Als der Dreißigjährige Krieg über die Mark Brandenburg hereinbrach und bald fremdes Kriegsvolk, bald brandenburgische Truppen, Städte und Dörfer mit Einquartierung heimsuchten, erwies es sich als nötig, besondere Beamte anzustellen mit der Aufgabe, den Verkehr dieser Truppen mit den Einwohnern und den heimischen Behörden zu regeln und dadurch den Ausschreitungen der Soldateska vorzubeugen. Kurfürst Georg Wilhelm schuf daher 1620 die „Kriegskommissarien“. Zunächst bestellte er deren sieben, die den Durchzug von 2000 Engländern und Holländern durch die Mark nach Böhmen regeln sollten, ihr Wirkungsfeld bezog sich auf bestimmte Kreise, von der Uckermark hören wir dabei noch nichts. Die Notwendigkeit, auch für diesen Kreis Kriegskommissare zu bestimmen, ergab sich aber, als seit dem Jahre

1627 der Krieg zwischen den Kaiserlichen und den Dänen sich auf die Mark ausgedehnt hatte und damit auch die Uckermark zum Kriegsschauplatz wurde. Der Kurfürst bestellte deshalb Franz Joachim von Arnim auf Zichow, Adam von Winterfeld auf Menkin und Joachim Friedrich von Buch auf Stolpe zu Kriegskommissaren für die Uckermark und das Land Stolpe.

Zu den Aufgaben der Kriegskommissare gehörte es, die marschierenden Truppen durch ihren Kreis zu führen, für Vorspann aus dem Lande zu sorgen, die Lebensmittel für Mann und Rosß zusammenzubringen und an geeigneten Punkten bereitzustellen und die Gelder für die Besoldung der Truppe, die Freund und Feind aus dem jeweils besetzten Lande erhoben, von den Bewohnern einzuziehen und abzuliefern. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Kriegskommissare durch die Ausführung dieser Aufgaben sich nach allen Seiten hin unbeliebt machten, denn die Truppen stellten hohe Anforderungen und verlangten ihre sofortige Erfüllung, die bald völlig ausgeplünderte Bevölkerung von Stadt und Land vermochte nichts mehr zu leisten und maß den Kriegskommissaren die Schuld an der allgemeinen Verelendung bei, warf ihnen auch Begünstigung der einen zum Schaden der anderen bei der Umlageung der Lasten vor. So richtete sich die Erbitterung aller schließlich gegen die Kommissare. Sehr anschaulich wird deren Lage in einem Schreiben des Kriegskommissars Franz Joachim von Arnim und zweier anderer Kommissare an den Kurfürsten aus dem Jahre 1628 geschildert:

Einerseits, führen sie aus, ließ sich nicht beschreiben, was für großem Unwillen und widrigen Worten sie bei manchem hohen und niederen Offizier, auch Leibes- und Lebensgefahr sie ausgesetzt seien, weil der Landmann infolge der vielen Durchzüge fast ganz ausgezehrt sei und in den Quartieren nichts mehr bieten könnte, die Soldaten aber infolge der Aufsicht durch die Kriegskommissare ihren Willen nicht durchsetzen konnten. Andererseits würden sie von ihren eigenen Standesgenossen beschuldigt, daß sie ihre eigenen Unterthanen mit Einquartierung schonten, während sie doch keine willkürliche Kontribution ansetzen könnten, und die Städte zahlten selbst das von ihnen bewilligte Unterhalts-

und Tafelgeld nicht, so wenig es auch sei. Endlich versäumten sie zu Hause ihre eigenen Angelegenheiten und hätten unwiederbringlichen Schaden, müßten Tag und Nacht reisen, aus ihrem Beutel zehren und unordentlich leben „welches mit keinem Diet geschehen kann“, und hätten dadurch große Leibesbeschwerden und Krankheit auf sich geladen.

Die Einziehung von Abgaben in Geld und Naturalien bei der Landschaft griff in den Geschäftsbereich der Verordneten der Landschaft ein und führte deshalb zu Mißbelligkeiten zwischen den Kriegskommissaren und den Verordneten. Adam von Berg und Ernst von Aschersleben baten deshalb den Kurfürsten, sie aus ihrem Amte als Verordnete zu entlassen. Der Kanzler Pruckmann schrieb ihnen aber am 9. Juni 1627, sie dürften vor abgelegter Rechnung um Entlassung nicht anhalten; auf Anregung von Franz Joachim von Arnim und Adam von Winterfeld beim Statthalter Markgraf Sigismund, der wäh-



Adam von Winterfeld auf Menkin und Ruherow.
Gemälde in Menkin. / (Phot. Surow-Brüßow.)

rend der Reise des Kurfürsten nach Preußen „dem Lande ein Zeit lang vor sein soll“, werde am 18. Juni in Prenzlau eine Zusammenkunft sein, um die Verhältnisse zu ordnen. „Dasselbst wird zweifelsfrei sehr viel moniert werden. Denn vorgenannte beede

jeind in Ihrem ubermute also ausgewachsen, das Sie vormeinien Sie dürfften auf niemand hobren. Und nehmen darümb der, die contra sprechen, nichts in acht.“ Was aus der Tagung in Prenzlau geworden ist, ergeben die Akten nicht, doch scheint es, als habe der Statthalter über die durch die Not der Zeit erforderete Stellung der Kriegskommissare gegenüber der Landschaft und den Städten doch eine wesentlich andere Meinung gehabt als der Kanzler. Denn am 9. Juli 1627 wurde die Zahl der Kriegskommissare für die Uckermark von drei auf sieben vermehrt, indem auch Liborius von Greiffenberg auf Frauenhagen, Henning von Arenstorff auf Alt-Künkendorf, Otto von Arnim auf Schönermark und Antonius von Arnim auf Gößkendorf zu Kriegskommissaren ernannt wurden, weil aus Mangel an solchen an einigen Orten schon Schaden geschehen war, und es wurden allen sieben Kommissaren gleiche Bestallungsurkunden mit sehr weitgehenden Vollmachten erteilt. Wir lassen den Wortlaut dieses Patents hier folgen:

„W. G. G. Georg Wilhelm . . . hiermit zu wissen: Nachdem etliche Compagnien zu rosse und zu Fuße von S. kais. Maj. unseres allergnädigsten Herrn armee unter dem Kommando des vesten vnd Manhaftes, unferes lieben getreuen Hansen Georg von Arnims S. kais. Maj. bestalten Krieges obristen hin vnd her wider in unser Uckermark und dem Lande zu Stolpe quartier genommen, daher es nötig gewesen, das wir auch unferes theils vnser Kommissarien, damit alles mit desto besserer Ordnung abginge, an dieselben Ort verordneten:

Das wir darauff für unsere Kommissarien den vesten, unfern lieben getreuen Franz Jochimen von Arnim, Adamen von Winterfeld, Jochen Friedrichen von Buch, Liboriussen von Greiffenberg, Henning von Arenstorff, Otton und Antoniusen von Arnim Bevettera in Zichow, Menkin, Crussow, Frauenhagen, Alten-Künkendorf, Schönermark und Gößkendorf nach der Uckermark vnd dem Lande zu Stolpe verordnet haben.

Inmaßen denn auch diese das beste nach aller möglichkeit aufgetragener maßen, worüber sie besondern befehlig von uns emp-

fangen, hierbei zu leisten, sich persönlich dahin begeben.

Weil aber bei Zeit dieses währenden Kommissariats notwendig sehr viel vorfallen muß, deme seine verordnung vnd provision aufs schleunigste zu geben ganz nötig sein will, daß es also, soll uns große ungelegenheit ja auch wol gänzliche Unordnung vermieden bleiben, die Zeit gar nicht leidet, desselben noch erst anhero nach Hofe berichten, und sich darüber befehlig zu erholen:

So haben wir Ihnen demnach, sambt und sonders hiermit und in kraft dieses gegenwärtigen Befehligs aufgetragen, daß sie ihrer guten uns bekamten Diskretion nach alles das anordnen, verändern oder auch gar abthun mögen, was sie entweder zu besserer Ordnung oder aber zur Unordnung und noch mehrerer des landes Ungelegenheit und beschwerung gereichend zu sein befinden oder erachten werden.

Wir wollen auch, daß solchem verordnen, verändern oder abschaffen obengedachter unserer Kommissarien, von männiglich, so in dem Zirkel ihres Kommissariats anwesend, ohne willens abbruch nachgelebt werde, nicht weniger, als wenn es von uns selbst also verordnet, geändert oder abgeschafft, damit uns im Falle seiner widerspenstigkeit nicht jemand zu andern verfahren wider sich, damit wir ihn doch viel lieber verschonen, ursache gebe.

Das alles meinen wir ernstlich. Zu Urkunde dessen ist gegenwertiges Patent unter unserm aufgedruckten kurfürstlichen Insiegel und unferes Betters Hern Sigismunds Markgraffes zu Brandenburg, in Preußen Herzog Liebden Unterschrift im Anfange gemelten unsern verordneten Kommissariis herausgegeben worden. Geschehen zu Cöln an der Spree am 9. Juli des Jahres 1627.“

Die Kommissare konnten auch nicht mehr befragt werden, ob sie bereit seien, ihr Amt anzunehmen, weil die Sache eilte, der Statthalter nahm aber an, daß sie sich nicht weigern würden, „denn zu der Zeit, da das Vaterland seiner Patrioten Hilfe am meisten benötigt, wissend von demselben abzuziehen, ist keinem Patrioten verantwortlich“.

Die Rechte der Kriegskommissare erstreckten sich hiernach so weit, daß sie nach ihrem Ermessen neue Vorschriften erlassen, be-

fangs zur Einberufung einer solchen Versammlung für befugt, der Statthalter verbot ihnen das aber, weshalb sie am 28. November 1627 dieserhalb vorstellig wurden und baten, auch einen „ansehnlichen Abgesandten“ von Hofe dazu abzuordnen, weil sie mit Recht hofften, daß unter dessen Autorität die Widerstrebenden eher geneigt sein würden, sich den notwendigen Beschlüssen zu fügen. Sie bemerkten dabei, sie hätten infolge der Verzögerung der Versammlung „allbereit ziemlichen Schaden erlitten“ und „sehen unser total ruin vor augen“. Hiermit werden die Kommissare wahrscheinlich recht gehabt haben, denn die Soldateska scheute sich nicht, die Leistungen, die aus dem Lande nicht zusammenkamen, von den Kriegskommissaren persönlich zu fordern; sie fiel über den Kommissar und seinen Besitz her, nahm ihn in Arrest und zwang ihn, sich für rückständige Kriegslasten des Kreises persönlich verbindlich zu machen. Der Statthalter tat aber so, als ob er den Gedankengang der Kommissare



Georg Wilhelm von Arnim 1612–1673.
 (Aus: „Das Geschlecht von Arnim“, 1922, Bd. 2, Seite 81.)

stehende abändern oder aufheben konnten, wie es gerade die unvorhersehbaren Ereignisse der Kriegszeit erforderten. Es ist begreiflich, daß es dabei ohne ernstliche Meinungsverschiedenheiten mit den durch die Maßnahmen der Kriegskommissare betroffenen Städten und Edelleuten nicht abging und daß sich alsbald das Bedürfnis ergab, in einer Versammlung der Ritterschaft und Städte wegen des Unterhalts für Offiziere und Soldaten des kaiserlichen Obersten Hans Georg von Arnim, der in der Uckermark Winterquartiere bezog, zu verhandeln. Die Kommissare hielten sich an-

nicht verstand; er antwortete, den Kommissaren könne kein Schaden daraus erwachsen sein, daß sie Ritterschaft und Städte nicht berufen könnten; das Recht hätten die Kommissare nirgends, auch nicht in Pommern, er habe aber eine „Zusammenkunft gemeiner Kreisstände von Adel und Städten auf den 11. Dezember abends in Prenzlau einkommend“ berufen und den Oberst von Arnim um seine Anwesenheit gebeten. Auf dieser Versammlung kam man dann auch zu einer Vereinbarung über die an das kaiserliche Heer zu bewirkenden Leistungen und die Art ihrer Verteilung auf die Pflichten, wenn auch das Mißvergnügen der geplagten Einwohner groß war und die Stim-

mung gegen die Kriegskommissare schlecht blieb. „Sonsten ist es in allen nach der Kriegskommissarien Vorschlag und sic volo sic jubeo dahin gegangen“ schrieb der udermärkische Hof- und Landrichter Dr. Ramm bald darauf an Prudmann, bei dem er wohl Verständnis für seine auch sonst zu Tage tretende Abneigung gegen die Kriegskommissare, besonders Arnim und Winterfeld, voraussetzte.

Die Drangsal des Krieges brachte es mit sich, daß gegenüber den Kriegskommissaren, deren Anforderungen überall notwendig vorgehen mußten, die Verordneten der Landschaft und ihre Aufgaben in den Hintergrund traten. Es war sicherlich auch schwer möglich, aus dem durch die Kriegslasten aufs Aeußerste erschöpften Lande noch die Mittel herauszuholen, um die dem ständischen Kreditwesen obliegenden Verpflichtungen zu erfüllen. Von den Verordneten hören wir daher in den Jahren seit 1627 nur wenig. Der Ritterschaft mußte das Uebergewicht der kurfürstlichen Kriegskommissare über die ständischen Organe natürlich unerwünscht und für ihre eigene Machtstellung gefährlich erscheinen. Sie hielt es deshalb offenbar für geraten, nicht den Gegensatz zwischen ihren Verordneten und den kurfürstlichen Kriegskommissaren zu betonen, sondern tunlichst die letzteren zu ständischen Organen zu machen. Sie fand dabei auch die Unterstützung der Kriegskommissare selbst, die durch ihre persönliche Zugehörigkeit zur Ritterschaft und ihr eigenes wirtschaftliches Interesse an der Erleichterung der Lasten vielmehr auf Stärkung der Stellung der Landschaft als auf Hebung der landesherrlichen Macht eingestellt waren. Diese Bestrebungen zeigten sich schon im Oktober 1628, als der Statthalter die kurfürstlichen Räte Sigismund von Göze und Dr. Peter Friße nach Prenzlau geschickt hatte, um in Gegenwart der Ritterschaft und der Städte die Rechnungslegung der Kriegskommissare entgegenzunehmen. Die Stände sollten, wie üblich am Sonntag, den 12. Oktober, abends in Prenzlau einkommen, damit am Montag früh die Verhandlungen beginnen konnten. Am Sonntag nachmittag um 4 Uhr kamen auch die beiden kurfürstlichen Räte in Prenzlau an. Die Kriegskommissare hatten sich aber, offenbar weil ihnen die Anwesenheit der Räte höchst unerwünscht war,

gar nicht um deren Unterbringung gekümmert, so daß die Räte „nicht ohne sonderbaren Schimpf“ auf der Straße eine Zeitlang halten mußten, bis sich schließlich der Bürgermeister Neuchlin bewegen ließ, sie in sein Haus aufzunehmen, obwohl bei ihm der Oberstleutnant Butler von der kaiserlichen Armee, die immer noch in der Stadt lag, „das beste Losament“ innehatte. Die Sitte gebot, daß die kurfürstlichen Räte zu den ständischen Versammlungen von Mitgliedern der Ritterschaft aus ihrem Quartier abgeholt und auf das Rathaus geführt wurden, wo die Ritterschaft sich zum Empfange der landesherrlichen Gesandten und Anhörung ihrer Botschaft vorher versammelt hatte. Es meldete sich aber am Montag früh nur der kurfürstliche Landreiter zu Prenzlau zur Aufwartung, die in der Stadt anwesenden Kriegskommissare Franz Joachim von Arnim und Johann Friedrich von Buch ließen sich nicht sehen. Im Laufe des Vormittags versammelten sich nur der Verordnete Adam von Berg, Henning von Arnim, Joachim von Winterfeld aus Neuenfeld, Jakob von Arnim, Peter Maximilian von Runge, Bertram von Boptel und die Abgesandten der Städte auf dem Rathause. Den beiden Räten wurde das Warten schließlich zu langweilig; sie schickten deshalb den anwesenden Kriegskommissaren Franz Joachim von Arnim, Antonius von Arnim und Hans Friedrich von Buch ihr Beglaubigungsschreiben und ließen sagen, wenn die Stände versammelt wären, möchten sie eines ihrer Mitglieder dem Herkommen gemäß schicken, das sie abholte. Darauf kamen dann auch schließlich alle Anwesenden zu den Räten, entschuldigten sich damit, wegen des an demselben Tage zu Prenzlau stattfindenden Jahrmarkts seien wenige der Stände erschienen, und baten, bis zum nächsten Tage zu warten. Notgedrungen mußten die Räte darauf eingehen. Am Dienstag waren endlich die Stände in ziemlicher Anzahl versammelt. Nach Erledigung der gewohnten Formalitäten erklärten die Räte sich bereit, die Rechnung abzunehmen. Jetzt erhob aber Franz Joachim von Arnim das Bedenken, daß nach einem Rezeß, den am 22. März 1628 der Amtskammerrat und Hauptmann auf dem Müllenhof in Berlin Johann von Wilmersdorf errichtet

Vielleicht hatten die Strapazen des Kriegskommissariats, die er so beweglich geschildert hatte, seine Gesundheit zerstört, vielleicht raffte ihn auch eine infolge des Krieges auftretende Seuche dahin; seine Ehefrau, Agnes Katharina von Borcke, mit der er seit 1627 wegen der Verwüstung seiner Güter und der Unsicherheit auf dem Lande in der Stadt Prenzlau gelebt hatte, starb im selben Jahre.

Auch Adam von Winterfelds Schicksal gestaltete sich unglücklich. Zwar gelang es ihm stets, sich wegen der vielen seiner Amtsführung halber gegen ihn besonders aus der Stadt Prenzlau gerichteten Angriffe und Beschwerden zu rechtfertigen und sich das Vertrauen des Landesherren zu erhalten, doch wurde er eines Tages von einem Haufen Kriegsvölker in Menkin überfallen und gefangen weggeführt, so daß er sich durch ein hohes Lösegeld loskaufen mußte, während Menkin ausgeplündert und niedergebrannt wurde. Später, als Kurbrandenburg im Bunde mit dem Kaiser gegen Schweden focht, wurde Adam von Winterfeld beschuldigt, die Schweden zu sehr begünstigt zu haben; er begab sich deshalb mit seiner Familie nach Stettin in schwedischen Schutz und ging von dort nach Krossen, das damals der Herrschaft des Kaisers unterstand. Schließlich wurde er von der gegen ihn erhobenen Anklage vom Kammergericht in Berlin auf Grund eines Spruches des Schöffenstuhls zu Leipzig freigesprochen. Er ließ sich dann auf seinem Gute Kuzerow nieder, da Menkin noch immer in Asche lag, starb dort aber schon am 26. Oktober 1640, erst eben 46 Jahre alt, auch er wohl sicherlich ein Opfer des ihm übertragenen Amtes.

Von den sieben Kriegskommissaren scheint seit 1629 neben Adam von Winterfeld nur Antonius von Arnim noch tätig gewesen zu sein, denn von den übrigen 1627 ernannten vier weiteren hören wir nichts mehr, auch die kurfürstlichen Erlasse gehen seit 1629 nur an diese drei. Seit 1640 blieb Antonius von Arnim allein im Amte übrig. Er verfaß es weiter, obwohl er, wie er 1646 dem Kurfürsten klagte, „für sein mühevolltes Amt nichts erhält und doch auch seine Kontribution zahlen muß“. Auf seine Bitte ordnete ihm der Kurfürst am 4. Januar 1647 für den Zehdenick-

ischen und Templinschen Distrikt Joachim Ernst von Holzkendorff auf Dargersdorf zu, doch erfahren wir von dessen Tätigkeit nichts.

III.

Der Krieg fand durch den westfälischen Frieden 1648 zwar sein Ende, aber das Amt der Kriegskommissare blieb bestehen. Denn einerseits bestand das Bedürfnis fort, Durchmärsche und Einquartierung der eigenen brandenburgischen Truppen in den Kreisen durch dafür bestellte Beamte zu regeln, und andererseits wurde die Kontribution als eine besondere für die Unterhaltung des stehenden Heeres dienende Steuer aufrecht erhalten, für das Land auch dann noch, als man an ihrer Stelle für die Städte die Accise, eine indirekte Steuer auf alle Verbrauchsartikel, eingeführt hatte. Es war natürlich, daß die Kriegskommissare wie bisher die Einziehung der Kontribution besorgten.

Es scheint so, als ob die Ritterschaft diesen Kommissaren, die in der Folge gewöhnlich als „Kreiskommissare“ bezeichnet zu werden pflegten, aus Zweckmäßigkeitsgründen auch die Aufgaben der früheren Verordneten der Landschaft übertragen hat, denn besondere Verordnete werden neben ihnen später nicht mehr erwähnt. Dagegen kommt allmählich für den Inhaber des Kommissariats der Titel „Direktor“ auf, wie es auch in anderen Teilen der Mark der Fall war. Im Frühjahr 1650 berichtete die uckermärkische Ritterschaft an den Kurfürsten, daß Antonius von Arnim, „welcher zuvorn, ohne jerige (d. h. alljährliche) Bestellung, diesen Kreis zehn Jahr her, als ein Commissarius und Direktor in vorkommenden Begebenheiten treulich aufgewartet“ in Folge Leibeschwachheit das Amt nicht mehr versehen könne, und bat statt seiner für den Prenzlauer Kreis Joachim Berndt von Cickstedt zu Cickstedt, für den Zehdenickschen und Templinschen Kreis Erdmann Dietrich von Wartenberg zu Herzfelde und für den Angermündischen Kreis Ernst Friedrich von Burgsdorff zu Felchow zu bestellen. Der Kurfürst gab dem Besuch statt, vermied aber in der Bestallung den Titel Direktor und ernannte die Vorgeschlagenen zu Kreiskommissaren für die Dauer eines Jahres. Zum ersten Male wird in dem Vorschlage die Uckermark und

Zum Gedenken an den 2. Bürgermeister der Stadt Prenzlau

Max Petry.

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“

(Offenb. Joh. 14, Vers 13.)

Nach monatelanger schwerer Krankheit starb am 5. Mai 1930 der II. Bürgermeister der Stadt Prenzlau, Max Petry, im Alter von 44 Jahren.

Der Verstorbene ist am 28. August 1885 in Prenzlau geboren. Bis zum 15. Lebensjahre besuchte er die Knabenmittelschule seiner Heimatstadt, um dann am 1. April 1900 als Verwaltungslehrling beim Magistrat einzutreten. Nach Beendigung seiner Lehrzeit wurde er als Verwaltungsgehilfe weiterbeschäftigt und am 1. Januar 1908 zum Steuerkassen-Assistenten befördert. Bei Kriegsausbruch kam er in das Stadtbüro, wo ihm die Leitung der kriegswirtschaftlichen



Abteilung übertragen wurde. Im August 1916 wurde Petry zum Bürovorsteher und im Jahre 1918 zum Stadtssekretär ernannt. Im Februar 1922 erhielt er den Titel Stadtbürodirektor. Nachdem der Berewigte fast 30 Jahre in unermüdlichem Pflichteifer mit seiner ganzen Kraft als Verwaltungsbeamter für seine Vaterstadt gewirkt hatte, wählte ihn die Stadtverordnetenversammlung in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Stadt am 2. August

1929 zum Zweiten Bürgermeister. Mit vollster Hingabe widmete er sich auch seinem neuen Amte. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Früchte seiner Arbeit reifen zu sehen.

Seine ganze Arbeitskraft galt seiner lieben Heimatstadt Prenzlau. Unermüdlich war er für das Wohl der Stadt und ihrer Bürgerschaft tätig. Wo sich Not offenbarte, half er. Ja, es war ihm höchste Aufgabe und Herzenssache, die durch den Krieg und die schwierige Wirtschaftslage hervorgerufene Not nach Möglichkeit zu lindern.

Vielen gemeinnützigen Bestrebungen, wie der Freiwilligen Feuerwehr, dem Vaterländi-

schen Frauenverein, der Kirche usw., war er ein treuer Mitarbeiter und Berater.

*

Der Verstorbene war ein treuer Diener seiner Vaterstadt. Viele Hoffnungen waren auf ihn gerichtet. Allzu früh hat der Tod seinem tatkräftigen Wirken ein Ende bereitet. Sein Name wird in der Geschichte der Stadt Prenzlau fortleben. Unauslöschlicher Dank wird ihm in dem Herzen vieler bleiben.

Altudermärkische Erntegebräuche.

Von R. E n d f e = Prenzlau. / Zeichnung von L e o W i e s e = Prenzlau.

Wenn in der zweiten Hälfte des Juli die Aehren des Roggens anfangen, sich segenschwer erdwärts zu neigen, und die Halme ihr grünes Frühlingsgewand unter den bleichenden Strahlen der Sonne allmählich in ein Strohgelb umwandeln, so herrschte unter dem dienenden Völkchen unserer Dörfer eine zwar heimliche, aber doch außergewöhnliche Regsamkeit und Spannung. Die älteren Mägde: Minna und Niede, Dört und Hanne, und wie sie sonst heißen mochten, setzten ihre weißen „Austjacken“ und „Austschürzen“ aufs neue instand; und die Kleinmagd, die zum erstenmal als Binderin in die Ernte zog, wachte sorgsam darüber, daß die Jacke vom Schneider oder auch von der Schneiderin ihrer Körperform gemäß, also weder zu kurz noch zu lang, weder zu eng noch zu weit gemacht wurde. Den Stoff zu dieser Erntetracht, ohne die vor fünfzig und mehr Jahren keine weibliche Binderin aufs Feld gegangen wäre, lieferte ein selbstgesponnenes und gebleichtes, derbes Hausleinen.*)

Aber noch lieblichere Dinge spielten sich vor der Ernte in aller Stille ab. Christine, die Großmagd, hatte längst bemerkt, daß Michel, der Pferdenecht, ihr zugetan war; und diesem war es nicht entgangen, daß seine Annäherungsversuche nicht ungerne gesehen wurden. Beiden gab die bevorstehende Ernte willkommene Gelegenheit, ihren geheimen Herzensregungen vor der Oeffentlichkeit einen sichtbaren und handgreiflichen Ausdruck zu verleihen.

So saß denn Christine schon wochenlang vor der Ernte des Abends während der Feierstunde bei Kerzenlicht, nähte, von der Hausmutter beraten, für Michel eine wunderhübsche „Schann“ und sumimte wahrscheinlich dazu: „Was man aus Liebe tut, das geht nochmal so gut“ usw. Diese „Schann“, ein Ehrengeschenk, war der Stolz des Mähers, und es entwickelte sich bei der Anfertigung derselben unter den Mägden oft ein reger Wettstreit, da jede ihrem Schatz gern die schönste verehren wollte.**)—Michel ging inzwischen zum Sarkenmacher und bestellte für Christine die

„Austharke“, ein im verkleinerten Maßstabe dem gewöhnlichen Heurechen nachgebildetes, zierliches Werkzeug, mit dem die Binderin die Garben häufelte. Bei der Anfertigung dieser „Austharke“ feierten Geschicklichkeit und Farben Sinn ihre Triumphe. Das Querholz derselben wurde säuberlich mit grüner, roter oder blauer Felfarbe gestrichen, der Stiel derselben, soweit die Binderin ihn bei der Arbeit nicht handhabte, abwechselnd mit denselben Farben hübsch geringelt, auf der Oberseite wohl auch außerdem noch mit blanken Reisinägeln verziert. Die „Austharke“ bildete das Prunkstück der Binderin, die stolz mit ihr jonglierte. (Daß der Großnecht der Großmagd die „Austharke“ und diese ihm die „Schann“ stiftete, war übrigens stehende Sitte, auch wenn Amor nicht seine Hand im Spiele hatte.) So fast festlich geschmückt und gerüstet zog man dann ins Getreidefeld, um den Segen Gottes zu ernten. Roggen und Weizen, soweit es sich nicht um Lagerkorn handelte, wurden früher stets hinter der Sense gebunden, d. h. jeder Mäher hatte seine Binderin hinter sich, die sein „Schwad“ sogleich zu Garben häufelte und einband. Die Mägde banden hinter den Knechten, die verheirateten Frauen hinter ihren Männern.

Den Mähern immer auf den Fersen zu bleiben, war den Binderinnen Ehrensache und eine Aufgabe, die von jungen, ungeübten Mädchen nur mit Anspannung aller Energie und Kräfte zu bewältigen war. Aber auch der junge Knecht, der zum erstenmal die Sense schwang, merkte bald, daß das Kornmähen an die Rippen ging, und daß er die Zähne zusammenbeißen mußte, wenn er den älteren Mähern folgen wollte. In Bagemühl und Umgegend erzählte man sich da eine artige Geschichte. Der alte Kammergerichtsrat von Arnim-Woddow, hieß es, fuhr einst mit seiner Frau zu seinen Arbeitern ins Erntefeld. Es war ein sehr heißer Tag und die Leute waren wie in Schweiß gebadet. Die Kammergerichtsrätin sah den Mähern und Binderinnen eine Weile aufmerksam zu. „Ach, lieber Mann,“

*) Diese „eigengemachte“ Leinwand war von schier unverwüßlicher Dauerhaftigkeit. Die aus ihr gefertigten Bekleidungsstücke (Jacken, Hemden, Hosen) überdauerten manchmal Generationen. Eine „Räl“, = 20 Ellen alten Maßes, gehörte gewöhnlich zum Naturallohn der Dienstmädchen.

***) Die „Schann“ besteht aus einer ungefähr 12 cm breiten und 25 cm langen, innen dick wattierten, außen schön mit farbigen Seidenbändern dekorierten, derben Schleife, die mittels einer starken Schnur unterhalb des Handgriffes am Sensebaum befestigt wird. Sie erleichtert dem Mäher, der sie auf das linke Handgelenk streift, die sichere Führung der Sense ganz wesentlich. Warum man dieses eben so nützliche wie hübsche und bedeutungsvolle Ausstattungstück des Mähers „Schann“ (Schande) nennt, habe ich nicht enträtseln können.

wandte sie sich dann an ihren Gatten, „das muß doch eine sehr schwere Arbeit sein!“ „O nein, mein Kind,“ erwiderte dieser, „das haben die Leute alle so am Schubs.“ —

Einer schönen Erntefeste, die leider schon fast ganz in Vergessenheit geraten ist, muß hier noch gedacht werden. Wenn ein Wanderer des Weges

zog in dessen Nähe in der geschilderten Weise gearbeitet wurde, so trat ihm wohl eine Binderin, gewöhnlich die Großmagd, mit einer Hand voll Aehren entgegen und bat um die Erlaubnis, ihn binden zu dürfen. Nach erteilter Genehmigung, die sehr selten verweigert wurde, trat sie dicht an ihn heran und sprach mit feierlicher Stimme folgenden Spruch:

„Ich habe vernommen,
Daß Herr N. N. ist gekom-
men.
Ich will Dich binden
Mit lieblichen Dingen,
Mit lieblichen Sachen.
Viel Komplimente*)
Kann ich nicht machen.
Ist der Wunsch auch schlecht,
Ist das Band doch recht.“

Während sie diesen Spruch deklamierte, flocht sie die Halme des Aehrenstraußes zu einem Bande und befestigte dieses so um den linken Oberarm des Wanderers, daß an jeder Seite ein Aehrenbüschel prangte. Dies Gebundenwerden galt für eine Ehre, daher durfte das Band am selben Tage nicht vom Armel des Rockes entfernt werden. Ein tiefer, schöner Sinn lag dieser Sitte zugrunde. Zur Dankbarkeit gegen Gott, den Geber aller guten Gaben, wollte und sollte sie das Herz des Gebundenen stimmen und außerdem ausdrücken, was Schiller so schön in die Worte faßt:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.“

Daß der Binderin neben dem mündlichen Dank je nach Vermögen auch ein klingender gespendet wurde, ist selbstverständlich; und nicht selten zeigte ihr strahlender Blick den Genossinnen an, daß ihr ein blanker Taler in die Hand geglitten war. —

*) Die Binderin sagte natürlich „Kumpelmenten“.

Wie draußen auf dem Felde, so herrschte auch daheim im Bauernhause eine ganz außergewöhnliche Tätigkeit. Während der Erntezeit hatte die Hausmutter Gelegenheit, zu zeigen, daß sie ihrer Aufgabe voll und ganz gewachsen war; denn ihre Tischgäste und Kostgänger waren nicht nur die Arbeiter und Arbeiterinnen da draußen, auch

die Kleinen und Kleinsten der arbeitenden Mütter harrten ihrer Fürsorge, und dazu kam oft noch die Bewohnererschaft der Viehställe. Sie, die Hausmutter, war von den weiblichen Hausinsassen die erste, die sich beim Morgenrauen vom Lager erhob, und die letzte, die es bei hereinbrechender Nacht aufsuchte. Wie viel mehr Segen stifteten ihre Hände, als die Triller mancher gefeierten, mit Unsummen bezahlten Opernsängerin; vorausgesetzt, daß sich mit Beziehung auf diese Triller überhaupt von einem Segen reden läßt. Wer, wie ich, unsere Bauersfrau gesehen hat, wie sie zu solcher Zeit, nur von einem alten Mütterchen unterstützt, in schier unermüdlicher, selbstloser Hingabe

an ihre schwere Pflicht das Uebermenschliche leistete, der zweifelt nicht daran, daß ihr in der Geschichte der deutschen Mutter und Hausfrau ein Ruhmesblatt gebührt.

Daß während der Erntezeit Küche und Keller ihr Bestes leisten mußten, ist selbstverständlich. Ein kräftiges Bier, das noch während meiner Kinderjahre manche Hausfrau mit großer Sachkenntnis selber braute, wurde abgezogen; Kuchen, zur Zeit der Weizenernte regelmäßig Pfannkuchen, wurde gebacken; Hammel und Kälber versielen dem Schlachtmesser und manches Hühnchen und Hähnchen mußte das Leben lassen, um in den großen Suppentopf zu wandern. Weder Geld noch Mühe wurde gespart, um gute Fische zu beschaffen, damit das eigentliche ufermärkische Festgericht: dicke, mit Zimmt und Zucker bestreuter Milchreis und Bierfisch, nicht fehle. „Wer schwer arbeit't, de mütt ook good äten“; wie oft habe ich diese schöne, sinngemäße Ergänzung des Bibelwortes: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“ aus dem Munde unserer braven Bauersfrauen gehört. Es ist wahr: Ernte-

Sommerabend.

Von W. Groß.

Es schweigt der regenschwere Tag,
Grauschatten weben leise.
Die Nachtigall ist nur noch wach,
träumt eine alte Weise.

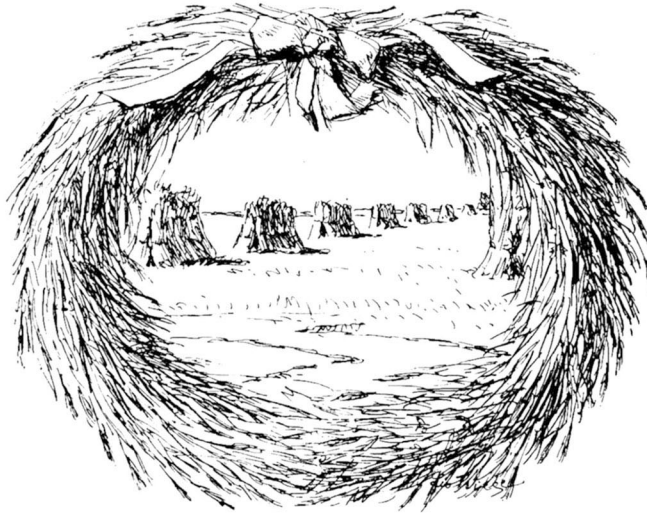
Das tagesmüde Wasserlein
springt auch nicht mehr so munter
und düsterroter Abendschein
taucht taumelnd darin unter.

Am schattende Akazien
ziehn weiche Abendlüfte,
am Wege hauchet der Jasmin
betäubend seine Düste.

So dunkelmatt und ahnungschwer
das laue Abendkosen,
so traurigmüde, lebensleer — —
Und dennoch blühen die Rosen.

arbeit war schwere Arbeit; aber der überall sie umgebende frohinnige Anhauch milderte das Herbe ihres Wesens; Arbeitsstolz, Arbeitsfreude und Lebenslust überwand gern Mühe und Beschwerde, und das Dankgefühl gegen Gott, den Segenspender, stimmte die Herzen fröhlich. Das bewiesen schlagend die frohen Lieder, die Arbeiterinnen und Arbeiter des Abends auf dem Seimwege oft anstimmten. —

Jene Zeiten sind vorüber. Wo früher die fleißige Menschenhand sich regte, warme Herzen bei der Arbeit pochten, da rasselt und klappert jetzt die herzlose Maschine. Sie wird uns, meinen manche Leute, ein glückseligeres Zeitalter bringen. Ach, daß ich Alter es glauben könnte!



Von der Thiesorter Mühle.

Nacherzählt von P e t e r s , Berlin-Schöneberg.

Eine uralte Stätte menschlicher Ansiedlung ist die Mühle im Stromtal dicht bei Prenzlau. Vor alten Zeiten — der Großvater des alten Nachtwächters in Gollmich hat noch als Junge die Wurzeln mit ausgraben helfen —, stand dicht bei der Mühle ein riesiger Eichbaum, der alle Blätter und Nester verloren hatte, aber trotzdem nicht verfaulte. Aus weiter Ferne, oben von den Höhen der alten Prenzlauer Landstraße sah er aus wie ein riesiger Mensch, der die Arme anklagend zum Himmel hebt. Und wirklich sah dieser Baum einst eine furchtbare Tat. Spät abends war in die Mühle ein Müllergefelle gekommen, hatte um Arbeit angesprochen und war auch angenommen worden. In der Nacht aber ermordete ihn der Müller, weil er seiner Toch-

ter so schöne Augen gemacht hatte, und verscharrte den Körper unter den Baum. Seit der Zeit starb der Baum, die Blätter verwelkten und nur zwei riesige Nester reckten sich gen Himmel. Des Nachts aber zur Geisterstunde hob sich der Baum aus der Erde und legte sich breit über die Mühle. Nach geraumer Zeit erhob er sich wieder und wankte zu seinem Platz zurück, dabei hörte man ihn schwer stöhnen und furchtbare Flüche ausstoßen. Erst als der Müller auf dem Totenbett sein Geheimnis gebeichtet hatte und gestorben war, hörte der Spuk auf. Der Baum aber blieb auf seiner Stelle unverändert stehen, bis dann bei einem großen Brande Mühle und Baum bis zur Erde vom Feuer vernichtet wurden.



Strassburg Uferm. / Ansicht der Stadt von Norden. / Aus „Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg“.

Strassburger Stadtverwaltung in acht Jahrhunderten.

Von Dr. Werner Lippert.

Berthold, der Schultheiß.

Ein Zufall hat es gefügt, daß aus dem geschichtlichen Halbdunkel, das über den ersten Jahrzehnten dieser Stadt liegt, der Name eines Mannes sich erhebt, der vielleicht als ihr Begründer oder „Lokator“ angesprochen werden darf: jenes „Berthold, einst Schultheiß zu Strassburg“ — oder wie die pommerische Urkunde von 1267 sagt: „**Bertholdus quondam schulthetus in Straceburch**“. Fünf Worte nur! Und doch wissen sie Wesentliches zu sagen: einmal, daß die Stadt bereits zu pommerischer Zeit, vor 1250, und nicht erst von den brandenburgischen Markgrafen begründet worden ist, befand sich doch dieser Berthold 1267 unter den Getreuen des Pommernherzogs, nachdem sein Schultheißenamt mit dem Jahre 1250 offenbar erledigt war; und zum andern deutet der Name „Schultheiß“, der hier dem Stadtoberhaupt des alten pommerischen Strassburg beigelegt wird, darauf hin, daß dieser Ort, wie viele Städte der Zeit, das Magdeburger und nicht das Lübecker Stadtrecht erhielt.

Die Ratsverfassung und die Stadtordnung von 1515.

Der „Schultheiß“ (d. h. der die „Schuld“, die Steuer „heischte“) war in der älteren Zeit mehr ein landesherrlicher Beamter, mit besonderen Zuwendungen an Besitz und Einkünften in der Stadt; noch 1502 werden auf der Altstädter Feldmark die „Schulzenhusen“ genannt. Die Folgezeit der Stadtgeschichte ist dagegen gekennzeichnet durch die Ratsverfassung, die einen oder zwei meist von auswärts berufene Bürgermeister oder Proconsules und eine Anzahl einheimischer Ratsherren oder Consules an die Spitze der Stadt stellte; war doch der Aufgabenkreis der Stadtverwaltung inzwischen beträchtlich gewachsen. Ist die Entwicklung dieser neuen Verwaltungsform in den märkischen und deutschen Städten noch vielfach ungewiß, so kann man doch darin deutlich einen Fortschritt erkennen, daß sie der städtischen Bevölkerung einen, wenn auch bescheidenen Anteil an der Verwaltung gab, und zwar eben durch die Körperschaft der einheimischen Ratsherren.

doch eine vierfache Aufgabe: die Aussicht über Gewerbe und Handel, finanzpolizeiliche Pflichten, die Sorge für die Sicherheit sowie für die Bauten in der Stadt und die Erhaltung der Wehrbereitschaft.

Die Aussicht über die Zünfte und der Marktverkehr als eine Art Gewerbe- und Handelspolizei gehörte überall zu den frühesten Pflichten des Rates. Dieser habe für „recht Gewicht und Ware“ zu sorgen, sagt die Stadtordnung kurz und bündig.

Die Steuer wurde an den Landesherrn als feste Summe bezahlt; ihre Verteilung und Eintreibung war Sache des Rates und des Rämmerers (von der Entwicklung des Steuerwesens im alten Strasburg wird vielleicht ein andermal näher zu sprechen sein). Sagt hiervon auch die vorliegende Stadtordnung nichts, so um so mehr über die Bekämpfung unnötigen Aufwands in der Stadt: bei „Rösten“ — das Wort ist heute noch erhalten in der „Austköst“ beim Erntefest — sollte niemand mehr als 5, der „gemeine Mann“ nur 3 Fische aufstellen, damit „nicht auf einmal verzehrt würde, womit man ein ganzes Jahr haushalten könnte“. Die Mark Silber Strafe, die andernfalls zu zahlen war, fiel zur Hälfte dem Rat zu und darf als eine frühe Luxussteuer bezeichnet werden. Insbesondere sollten auch die Gildeversammlungen nur einmal im Jahre stattfinden und dann nicht über zwei Tage dauern, wie denn überhaupt die Innungen nicht zu stark geldlich zu belasten seien: der neu in die Zunft Aufgenommene gab „nach altem Herkommen“ dem Rat drei Scheffel Weizen und dem Gewerk einen halben Gulden.

Besondere Fürsorge des Rates sollte der Feuer Sicherheit gelten: einmal dadurch, daß in jedem Haus eine Leiter und zwei Ledereimer sowie die Feuerhaken am Rathaus bereit seien und daß vor allem die „Ziegelscheune“ in Ordnung zu halten wäre, um die feuerunsichere Rohrdeckung der Häuser möglichst zu beseitigen. Diese Ziegelscheune, am Wege nach Pasewalk belegen, bestand später aus einem Brennofen, zwei Scheunen und einem Häuschen für den Ziegler und war verpachtet; der Ziegler grub die Erde nahebei, doch durfte er sie auch überall dort nehmen, wo er die beste fand, vor der Saatzeit ohne Entgelt, sonst gegen Abschätzung. Auch habe der

Rat Sorge zu tragen, daß wüste Häuser und Hoffstätten in der Stadt wieder besetzt würden.

Endlich die Wehrbereitschaft: Stadtmauern, Türme, Weichhäuser, Brücken und Dämme sollten erhalten werden, und jeder Bewohner mußte Harnisch und Wehre bereit haben, ob er nun Bürgermeister, Ratmann oder Bürger sei.

So waren die Aufgaben des Rates gar vielseitig und verlangten eingehende Kenntnis des öffentlichen Lebens in der Stadt; die Sitzungen wurden auf dem „Rathaus“ abgehalten, an einem Tisch, von dem einmal geklagt wird, daß er eine schon recht schlechte grüne Decke habe. Dieses „Rathaus“, dessen Name noch heute auf jene alte Ratsverfassung hinweist, setzte in seinem behäbigen und würdigen Aeußeren, in der Betontheit seiner Stellung inmitten der Stadt und inmitten des weiten Marktplazes die Würde des Rates ins rechte Licht. Ein übriges dazu tat die Inschrift am Rathaus, die noch heute, außer den damals regierenden Fürsten, die drei „Consules“ aus der Zeit seiner Erbauung nennt — was bei einem Rathausneubau heute sicherlich nicht mehr geschehen würde. Eng verbunden waren damals auch Rat und Kirche, besaß doch der Rat teilweise das Patronat der Stadtkirche und hingen doch — was zum Jahre 1593 bezeugt ist — die Bilder von Ratspersonen in der Kirche; so war es nur natürlich, daß einst auch der Spruch am Rathaus stand: „Welche Gott will segnen und erquicken, die kann niemand verfluchen und unterdrücken“. Diese Inschrift zierte die Nordseite des Rathauses, im Verein mit einer weiteren, in lateinischer Sprache, die übersezt heißt: „Als Johann Milow, Lucas Degelow, Bartholomäus Möller, Matthäus Dwerch, Joachim Krupejack, Joachim Urnsdorp, Balthasar Schivelbein und Joachim Dwerch Rämmerer und Senatoren waren, wurde dieses Rathaus erbaut durch Jacob Jodok, 1599 und in den folgenden Jahren“. Die beiden jetzigen Inschriften des Rathauses standen ehemals an der Südseite. Die eine von ihnen lautet: „Wer kann's machen überall, daß es jedermann gefall!“

Das mögen auch die Ratsherren in alter Zeit gar oft in Ergebung und Gelassenheit gedacht und ausgesprochen haben, stand ihnen doch die Stadtordnung von 1515 hierin zur

vorschlag und der Rat bestätigte (ein Recht, das ihm später wieder genommen wurde). So konnte denn auch die Stadtordeung von 1515 die Mahnung enthalten, in der Stadt sei unparteiisches Recht ohne Verschleppung zu sprechen.

Da so die Stadt nicht die oberste Gerichtshoheit besaß, war sie eigentlich keine Immediatstadt, d. h. sie stand nicht „unmittelbar“ unter der Hoheit des Landesherrn, gehörte eigentlich nicht zu den Landständen, gleich den Nachbarstädten Brüssow und Fürstenwerder, die Mediatstädte waren und durch adlige Stadtherrn vertreten wurden, Brüssow durch die von Schulenburg und Fürstenwerder durch die von Blankenburg auf Wolfshagen. Aber Strasburg wurde dennoch zu den Immediatstädten und Landständen gezählt und durfte daher durch eigene Abgesandte an Huldigungs-, Land- und Kreistagen erscheinen, wovon auch in den Akten und Urkunden öfter die Rede ist.

Das Gericht wurde auf dem Rathaus abgehalten; die Vollstreckung an Leib und Leben geschah auf dem Galgenberg vor dem Jüteritzer Tor, der jedoch kein Berg war, sondern nur ein freier, wohl baumbestandener Platz, noch in unsern Tagen bekannt, besonders als Wanderlager der Zigeuner. An sichtbarer Stelle im Winkel zweier Landstraßen, der nach Pasewalk und der nach Prenzlau belegen, mag diese Stätte in alter Zeit die Vollstreckung manches Urteils erlebt haben, durch Staupen, Brennen eines Hals, Schmauchen, Zwicken mit glühenden Zangen, Enthauptung, Rädern und Aufknüpfen am Galgen.

War der Stadt das oberste Gericht entzogen, so besaß sie dagegen die niedere oder Polizeigerichtbarkeit; die Wege- und Feldpolizei übten die drei Baugewerke oder Bauämter aus. So wird denn schon in der Stadtordeung von 1515 aufgegeben, keine Lästerungen und öffentliches Vergernis zu dulden und auch keine „Scheltworte von Weibern“. Daraus geht hervor, daß der Rechtssprechung durch die Stadt auch jenes weite Gebiet der Verbalinjurien, zu deutsch Beleidigungen, oblag, das heute unsere Gerichte über Gebühr in Anspruch nimmt.

Das 19. und 20. Jahrhundert.

Der fürstliche Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts ließ für Selbstverwaltung in

Staat und Stadt wenig Raum. Erst die Französische Revolution in ihrem Kampf für die Ideen der Freiheit und Gleichheit sprengte die Fesseln. In Preußen zeigten die Jahre der Schicksalswende 1806 und 1807, daß das preussische Volk wieder lernen mußte, Anteil zu nehmen am politischen Leben des Staates. Zu solcher Staatsgesinnung aber konnte nur der gelangen, dessen Blick in seinem eigenen kleinen Gemeinwesen sich weitete für die Forderungen der Zeit. Durch neue politische Formen zu neuem Geist: das war die Losung und das Ziel der staatspolitischen Neuerungen Stein-Hardenbergs, wenn sie einen Ausgleich der Stände erstrebten und die Erweckung politischen Sinnes bei allen Staatsbürgern; die Befreiung der Bauern von der Erbuntertänigkeit gegenüber dem Gutsherrn und die allmähliche Erleichterung der bäuerlichen Dienste, die Gewerbefreiheit, auch die Aufhebung des Wahlzwangs und vor allem die Städteordnung von 1808, welche die kommunale Selbstverwaltung brachte, waren die einzelnen Schritte auf diesem Wege; damit Hand in Hand ging die Umgestaltung der gesamten Staatsverwaltung.

Dem das Stadtleben war bisher politisch tot gewesen. Jetzt wurde von der Bürgerschaft der Gemeinderat der Stadtverordneten gewählt, und die Stadtverordneten wieder wählten den Magistrat und den Bürgermeister (im Anfang noch Stadtdirektor geheißten), den der König beställigte. Stadtverordnete und Magistratsmitglieder verwalteten ihr Amt unbefolgt als Ehrenamt; jene beschloßen, diese führten aus.

In Strasburg wurde die neue Ordnung der Dinge am 8. August 1809 eingeführt; im Jahre 1812 wurde auch das alte Erblehngerecht aufgehoben, und der Staat nahm die Rechtssprechung in die Hand: Trennung von Gericht und Verwaltung ist eine der besonderen Maßnahmen der neuen Städteordnung. Jene 6 altstädtischen Lehnhusen behielt jedoch die Familie Lebbin.

Von den mancherlei Schwankungen in der Zusammensetzung der städtischen Körperschaften, von denen z. T. auch die handschriftliche „Chronik der Stadt Strasburg“ seit 1815 spricht, die dort auf dem Rathaus geführt und aufbewahrt wird, soll hier nicht näher gesprochen werden, auch nicht

eingehender von den mehrfachen Rückschlägen, welche die freiheitliche Entwicklung des preussischen Städtewesens im 19. Jahrhundert störten: die Aufsicht der Regierung wurde teils wieder verstärkt, die Rechte des Magistrats andererseits erhöht. Nur der Einführung des Dreiklassenwahlrechts 1849 und 1850, das für die Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung wie zum Abgeordnetenhaus in Preußen galt, möchte gedacht werden. Hierauf wurden alle Wähler nach den Staatssteuern, die sie entrichteten, in drei Abteilungen eingeteilt, und zwar so, daß auf jede Abteilung ein Drittel der Gesamtsumme der Steuerbeträge fiel; so daß ein einzelner wohlhabender Steuerzahler das gleiche Stimmgewicht hatte wie hunderte weniger bemittelte Staatsbürger.

Heute nun herrscht das gleiche Wahlrecht, bei der Wahl zum Reichstag wie zur Stadtverordnetenversammlung, und der Parlamentarismus hat, der politischen Zeitlage des Staates entsprechend, in das Stadtparlament seinen Einzug gehalten; auch dieses ist nach Parteien gegliedert; Steuerleistung und Beruf des einzelnen Wählers oder Abgeordneten sind gleichgültig. Damit ist eine Entwicklung zum Abschluß gekommen, die sich, wie wir sahen, seit Jahrhunderten vorbereitet hat: das darf die Geschichte als eine Tatsache sachlich feststellen, ohne sich damit dieser oder jener politischen Meinung der Gegenwart zu verpflichten, und muß hinzufügen, daß die Entwicklung damit den Weg gegangen ist, den die Geschichtsforschung der letzten Jahrzehnte überhaupt gern als Sinn und Siegel der Geschichte erkennen möchte: das Streben der Menschen und Völker nach Freiheit.

Welchen Sinn birgt die Entwicklung dieser Stadtverfassung?

Geschichte treiben heißt: den großen Sinn erkennen in dem wechselvollen und vielfältigen Geschehen der Zeiten. Einzelheiten bringen und Akten und Urkunden ausgraben, ist nur eine erste Voraussetzung dafür. Auch die Heimatgeschichte soll nicht im Stoff stecken bleiben und vielleicht einem Museum von Altertümern gleichen, mögen diese auch hier und da bunt und seltsam anmuten. An die Heimat und ihre eigene Wesensart wirklich

heranzukommen und gleicherweise zur „Geschichte“ wirklich vorzudringen, das erscheint als eine eigentliche Aufgabe aller Heimatgeschichte. Da gewinnt auch der, welcher eine Einzelfrage der Heimatgeschichte über Jahrhunderte hinweg verfolgt, an Weite des geschichtlichen Blickes. Denn das Rad der Geschichte steht auch in der kleinsten Stadt nicht still.

Von der Entwicklung der Verwaltung einer kleinen Stadt zu berichten, heißt: sich einem besonders spröden Stoff zuwenden. Aber wird nicht selbst dieser mehr und mehr lebendig, wenn der Geschichtsfreund erkennt, wie auch diese Stadtgeschichte sich spiegelt in der Entwicklung ihrer größeren Umwelt und die größere Umwelt wieder in der Geschichte einer, seiner kleinen Stadt?

Da war im Anfang das Schultheißenamt eines einzelnen. Warum? Wohl war es bei der Begründung der Stadt wie bei der gesamten ostdeutschen Neubiedlung angekommen auf die Mithilfe jedes einzelnen Kolonisten. Aber doch hatten einzelne das Werk geleitet, vor allem der Fürst und der Lokator, und ihnen standen darum besondere Rechte zu, zumal nach der ständischen Gliederung des mittelalterlichen Staatslebens. Nun wuchs die Stadt, und zwar im wesentlichen von innen heraus, durch eigene Leistung. Aber fern lag noch dem Mittelalter der Gedanke eines gleichen Wahlrechts für die Bürger; wohl gab die Ratsverfassung einzelnen Stadtvätern Anteil an der Verwaltung, aber wiederum an dem Gedanken des Vorrchts blieb auch die Ratsverfassung hängen; das demokratische Element der Zünfte gewann vielerorten nicht an Bedeutung. Der Große Kurfürst wieder strebte nach Zusammenfassung aller Kräfte, die einen neuen Staat, im Sinne des Absolutismus der Zeit, aufbauen konnten. Ein einheitliches „Preußen“ mußte geschaffen werden, ein wirklicher „Staat“. Da blieb für Selbstverwaltung kein Raum, und die Einführung von einigen „Stadtverordneten“ oder „Deputierten der Bürgerschaft“ in den Städten konnte nicht mehr sein als eine gnädige Handbewegung. Dann kam die Französische Revolution in der Weite ihrer Wirkung. Ihre Gedanken konnten wohl in Preußen-Deutschland

eine Zeitlang zurückgedrängt, aber nicht beseitigt werden. Die Städteordnung wurde erlassen und wieder eingeschränkt, ein „Schaufelsystem des geheimten Fortschritts“ in der Mitte des Jahrhunderts brach an, und außer der Verfassung von 1850 machte die preussische Krone dem politischen Zeitgeist keine Zugeständnisse, wie besonders das Dreiklassenwahlrecht

bewies. 1918 erst fielen seine Schranken, deren Beseitigung selbst in den Jahren des Weltkriegs vergebens erstrebt wurde.

So spiegelt sich in der Tat Stadtgeschichte in der Allgemeinen Geschichte und Allgemeine Geschichte in der Geschichte der einzelnen Stadt. „Im engsten Ringe weltweite Dinge“: das ist und sei darum auch Lösung der Heimatgeschichte.

Die Kirchenruine in Groß-Sperrenwalde.

Nacherzählt von Peters-Schöneberg.

Mitten im Gutsdorf liegt halb vergessen und unbeachtet eine alte Kirchenruine. Nur vom Kirchenschiff stehen noch ein paar Mauern und dann das feste Gewölbe, über dem sich der Turm einst erhob. Lange schon liegt die Kirche so in Trümmern, aber fromme Menschen haben den Platz um sie herum nicht vergessen, sondern der Ewigkeit geweiht. Die Gemeinde begräbt dort wie in alten Zeiten ihre Toten. So schlummern sie im Gottesfrieden der alten Kirche. Schneeglöckchen und die ersten Veilchen läuten jedes Jahr den Frühling auf den Gräbern ein. Niemand stört hier den Frieden . . ., das Leben des Tages geht um diese Ruhestätte herum. Wann ertönte zum letzten Male der Gesang der Gläubigen in der Kirche? Die Chronik meldet es nicht, nur das Volk und auch nur die Alten wissen davon zu erzählen.

„Lange vor dem 30jährigen Krieg gehörte das Dorf einem Ritter von „Sparrenwalde“, der dort auch eine Burg besaß und die Güter Mittel- und Klein-Sperrenwalde zu eigen hatte. Damals stand noch die schöne Kirche und Prenzlauer Mönche hatten ein Kloster dicht neben ihr. In Mittel-Sperrenwalde wohnte nur ein armer Schäfer, dessen Frau gestorben war. Seine schöne Tochter führte ihm den Haushalt. Wie das nun so geht, bei einer lustigen Jagd verliebte sich diese Tochter in einen jungen Edelmann, der auf der Burg des Ritters von Sparrenwalde Dienst tat. Auch der blonde Ritter fand Wohlgefallen an der schönen Schäferstochter. Sie

trafen sich, so oft es ging. Dann aber kam ein Krieg. Die Mecklenburger Herzöge fielen in das brandenburgische Land ein und bedrängten die Bewohner hart. Jeder waffenfähige Mann mußte helfen, die Feinde abzuwehren, auch der Liebste der Schäferstochter. Noch einmal sahen sie sich im Gotteshause von Sperrenwalde während des Gottesdienstes. Der junge Ritter zog fröhlich ins Feld. Weinend lag seine Braut vor den Altarstufen in der Kirche und flehte für sein Leben. Da kam der Teufel zu dem armen Mädchen und sagte, er wolle ihren Liebsten schützen, wenn sie ihm ihr erstes Kindlein opferte. Sie versprach es in ihrer Not, und man besiegelte den Vertrag vor dem Altar Gottes. Doch die Kirche war entweiht; ein Donnererschlag ertönte, krachend stürzte der Turm zusammen, die hohen Gewölbe barstern und begruben unter ihren Trümmern das arme Mädchen. Ein wüster Steinhaupe zeugte von dem gottlosen Vertrag, den ein Mensch vor dem Altar des Höchsten mit dem Teufel geschlossen hatte. In Trümmern lag die Kirche, und die Priester waren seit der Schreckensnacht geflohen. Noch heute in der Johannismacht, wenn der Rauz geschrien hat, kann man die arme Braut in vollem Hochzeitsstaat an der Stelle, wo einst der Altar gestanden, sitzen sehen. Sie schreibt mit einer roten Feder und kommt nie zu Ende. Erst dann wird sie erlöst, wenn ein junges Mädchen an ihr vorbeigeht und, ohne sie anzusehen oder sich umzublicken, leise für die arme Seele ein „Vater unser“ und die sechste Bitte dreimal betet.



Aufriß des früheren Lyzeums-Gebäudes, Klosterstraße 26b. / Aus „Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg“.

Die Gründung und Entwicklung des städtischen Oberlyzeums zu Prenzlau.

Von Studiendirektor Fr. Förster.

Die Stadt Prenzlau kann sich rühmen, eine der ältesten öffentlichen Bildungsstätten für die weibliche Jugend im preussischen Staate zu besitzen; denn während die Staatliche Augustaschule in Berlin 1832 entstand und die erste städtische Berliner Höhere Mädchenschule, die Luiseenschule, erst 1838 gegründet wurde, erkannte man die Notwendigkeit einer derartigen Anstalt in Prenzlau viel früher und setzte bereits 1823 diese Gedanken in die Tat um. Es ist auffallend, daß 18 Jahrhunderte unserer Zeitrechnung dahingegangen waren, ohne daß für das weibliche Geschlecht die Möglichkeit bestand, sich seinen Anlagen gemäß in öffentlichen Erziehungsanstalten auszubilden. Zwei Dinge waren es, die die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den bestehenden Mangel richteten: die Gedanken der Aufklärung und die Fremdherrschaft, von der unser Vaterland zu Beginn des 19. Jahrhunderts heimgeführt wurde. Hatte die Aufklärung den Wert der Individualität erkannt, so entstand in den Jahren der Knechtschaft das Verlangen, das, was an äußeren Gütern verloren gegangen war, durch die Pflege der inneren Kräfte zu ersetzen. So wurde Preußen nach den Befreiungskriegen dasjenige Land, das sich mit ganzer Hingabe dem Schulwesen widmete; aber während der Staat mit den zur Verfügung stehen-

den Mitteln in erster Linie für die Schulen der männlichen Jugend sorgte, nahmen sich die durch die Städteordnung des Jahres 1808 zur Selbstverwaltung gekommenen Städte der Schulen für die weibliche Jugend an.

In jener Zeit stand an der Spitze der städtischen Verwaltung in Prenzlau der Oberbürgermeister Busch. Er war ein Prenzlauer von Geburt und hatte 1784 das Licht der Welt erblickt. Nach dem Besuch des Gymnasiums seiner Vaterstadt studierte er auf den Universitäten Halle und Frankfurt a. d. Oder die Rechtswissenschaft. Seit dem Jahre 1807 war er am Stadtgericht zu Prenzlau tätig. 1815 erfolgte seine Wahl zum Syndikus in der Stadtverwaltung, und bereits 1821 wurde er Bürgermeister in seiner Vaterstadt. Diese Wahl wurde 1827 auf weitere sechs Jahre und 1833 auf Lebenszeit verlängert; sie war ein glänzender Beweis für die Anerkennung und Hochachtung, die ihm von allen Seiten zuteil wurde. Leider fand seine segensreiche Tätigkeit bereits 1837, nachdem ihm kurz zuvor der Titel „Oberbürgermeister“ verliehen worden war, ein viel zu frühes Ende.

In der Zeit nach den Befreiungskriegen gab es in Prenzlau nur zwei Arten von Schulen: das Gymnasium, dessen Gründung in das Jahr 1543 fällt, und die Elementarschulen, die für

Fremdsprachen wurde nicht nur Grammatik, sondern auch die Sprechfertigkeit gepflegt. Ebenso erfuhren der erd- und religions-Unterricht eine zeitgemäße Umgestaltung.



Städtisches Oberlyzeum, Süd- und Westseite.

Am 31. Mai 1894 erschienen zum ersten Male ministerielle Bestimmungen über das höhere Mädchenschulwesen in Preußen. Auf Grund desselben wurde ein neuer Lehrplan ausgearbeitet, der bereits Ostern 1895 in Kraft trat. Im Oktober desselben Jahres schied die Anstalt aus der Aufsicht der Regierung und des Kreis-Inspektors und wurde als anerkannte vollstündige höhere Mädchenschule dem Provinzial-Schulkollegium unterstellt. Der Leiter wurde zum Direktor, der erste wissenschaftliche Lehrer zum Oberlehrer und die erste wissenschaftliche Lehrerin zur Oberlehrerin ernannt.

Nach Direktor Vimpers Tode (April 1901) wurde Direktor Wottrich zum Leiter der Anstalt berufen. Er trat sein Amt mit Beginn des Winterhalbjahrs 1901 an, legte es aber bereits Ostern 1906 nieder, um einem Rufe nach Gera als Direktor der dortigen Städtischen Höheren Mädchenschule zu folgen. An seine Stelle trat am 1. Oktober 1906 der Verfasser dieser Zeilen.

In den folgenden Jahren schritt die Entwicklung der Anstalt günstig fort. Infolge der Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens vom 18. August 1908 wurde die hiesige seit 1846 bestehende Höhere Privat-Mädchenschule mit der städtischen Anstalt vereinigt; sie stellte mit Beginn des Winterhalbjahrs 1909 ihre Tätigkeit ein, wodurch die Städtische Höhere Mädchenschule einen Zuwachs von rund 60 Schülerinnen erhielt. Hierdurch machte sich das Bedürfnis

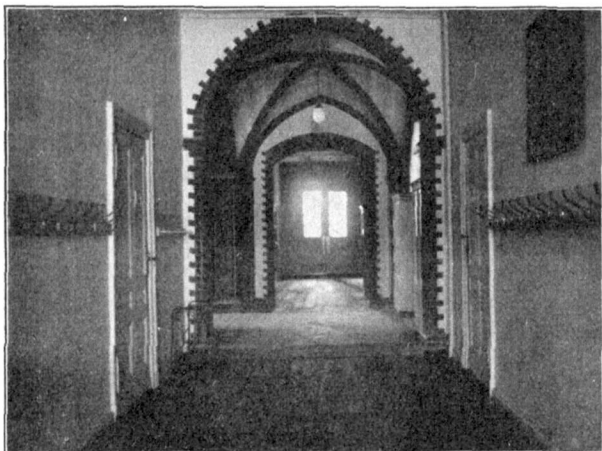
nach einer Teilung der 6. und 7. Klasse geltend. Die Vorsteherin der Privatschule, Fräulein Lemke, trat bereits Ostern 1909 als kommissarische Oberlehrerin in den Lehrkörper ein und wurde im Oktober des folgenden Jahres zur Oberlehrerin ernannt.

Die neuen Bestimmungen sahen für die Höhere Mädchenschule 10 Klassen vor; es entstand daher die Notwendigkeit, die 10. Klasse zu schaffen, was Ostern 1910 geschah. Dank der Opferwilligkeit der städtischen Körperschaften konnten die Forderungen der Neuordnung von 1908 restlos durchgeführt werden, so daß die Anstalt am 12. November 1910 als Höhere Mädchenschule und Höheres Lehrerinnen-Seminar staatlich anerkannt wurde. Durch Erlass vom 18. Dezember 1912 erhielten die anerkannten Anstalten die Bezeichnung Lyzeum und Oberlyzeum.

Auch das Oberlyzeum nahm an der günstigen Entwicklung teil. Diese Anstalt wurde im Jahre 1879 als Lehrerinnen-Seminar durch Rektor Henkel unter großen Schwierigkeiten und erheblichen persönlichen Opfern gegründet. Sie war eine private Einrichtung und umfaßte nur eine Klasse. War sie drei Jahre durchlaufen, so legten die Schülerinnen in Berlin, Steffin und später in Frankfurt a. d. O. die Lehrerinnenprüfung ab. Diese unvollkommenen Zustände bedurften dringend der Abhilfe. Mit großer Bereitwilligkeit boten die städtischen Körperschaften hierzu die Hand. Ostern 1908 wurde das Oberlyzeum in städtische Verwaltung genommen; zugleich erhielt es eine neue Klasse. Im folgenden Jahre wurde wieder eine neue Klasse hinzugefügt, so daß es drei Klassen zählte. Ostern 1910 fand zum ersten Male hier am Orte die Lehrerinnenprüfung statt, der sich alle 14 Schülerinnen der 1. Klasse mit Erfolg unterzogen. Im Jahre 1912 bekam das Oberlyzeum die 4. Klasse, die sogenannte Seminar-Klasse, und eine vierklassige Übungsschule, für die in dem Schulgebäude in der Kreuzstraße die erforderlichen Unterrichtsräume zur Verfügung gestellt wurden. Die Besuchsziffer des Oberlyzeums nahm allmählich zu; sie erreichte Ostern 1919 die Zahl 60.

Aus der Entwicklung der Gesamtanstalt seien noch folgende Tatsachen angeführt: Ostern 1911 mußte die Klasse 7 geteilt werden, so daß die Schule bereits 16 Klassen zählte. Durch die Errichtung der Seminar-Klasse und der Übungsschule Ostern 1912 stieg die Zahl der Klassen auf 21, nämlich auf 13 Klassen des Lyzeums, 4 Klassen des Oberlyzeums und 4 Klassen der Übungsschule. Es waren 25 Lehrkräfte an der Anstalt tätig. Die Besuchsziffern nahmen naturgemäß entsprechend zu. Zu Beginn des Winterhalbjahrs 1919/20 betrug die Zahl der Schülerinnen in der Gesamtanstalt 576. Von Ostern 1919 ab erfolgte durch die Errichtung der Grundschule der Abbau der Klassen 10, 9 und 8 des Lyzeums; auch wurden seit Ostern 1922 nur drei

Klassen des Oberlyzeums geführt. Trotzdem zählte die Anstalt zu Anfang des Schuljahres 1923 462 Schülerinnen, die von 25 Lehrkräften unterrichtet wurden.

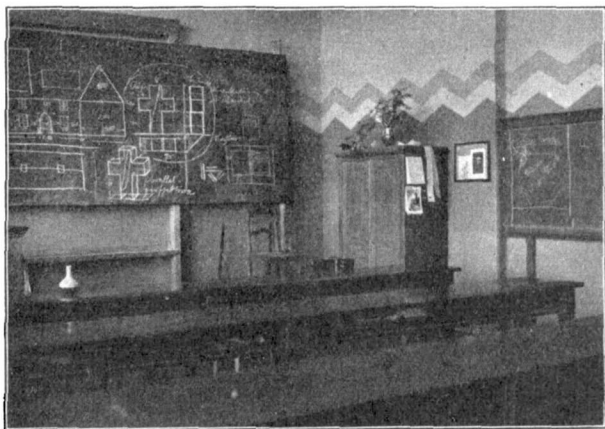


Städtisches Oberlyzeum, Blick in den Mittelflur.

Am 1. Juli 1923 konnte die Schule auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Es hatte sich ein Ausschuss von ehemaligen Schülerinnen der Anstalt gebildet, der im Verein mit dem Lehrkörper eine würdige Durchführung der Jahrhundertfeier vorbereitete. Den Auftakt derselben bildete die Aufführung des Singspiels „Prinzekchen“ von Helene und Erich Kischer und des Märchenspiels „Dornröschen“ von Josefa Metz, die zweimal wiederholt werden mußte. Am 30. Juni vormittags wurden auf dem Spielplatz im Stadtpark Turnspiele aufgeführt, und am Abend desselben Tages fand eine Begrüßung der ehemaligen Schülerinnen und daran anschließend ein geselliges Beisammensein statt. Beide Veranstaltungen hatten sich einer überaus regen Beteiligung zu erfreuen. Der größte Saal der Stadt erwies sich zu klein, um die Zahl der Festteilnehmerinnen zu fassen. Die Hauptfeier wurde am 1. Juli in der Aula des Gymnasiums abgehalten, wozu sich die Vertreter der Behörden und viele frühere Schülerinnen eingefunden hatten. Nach dem Hauptvortrage, der die Geschichte der Schule zum Gegenstand hatte, erfolgten eine Reihe von Glückwünschen. Der langjährige Dezent der Anstalt, Herr Geh. Regierungsrat Oberschulrat Dr. Hubert, brachte die Glückwünsche des Provinzial-Schulkollegiums zum Ausdruck. Namens der städtischen Körperschaften gab der Herr Erste Bürgermeister Dr. Schreiber die Errichtung eines Jubiläumstipendiums bekannt, dessen Zweck darin besteht, Schülerinnen,

die diese Anstalt besucht haben, die weitere wissenschaftliche, künstlerische oder kunstgewerbliche Ausbildung durch Gewährung einer Beihilfe zu erleichtern. Die ehemaligen Schülerinnen stifteten als Wandschmuck für die Aula ein großes gerahmtes Bild und einen namhaften Geldbetrag für die Zwecke der Schülerinnenbücherei.

Infolge der Umgestaltung der Lehrerbildung wurden alle Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten aufgelöst, und auch das bisherige Oberlyzeum mußte abgebaut werden. Es entstand die Frage, was an seine Stelle zu setzen sei. Die Antwort war nicht zweifelhaft. Es konnte nur eine Anstalt in Frage kommen, die sich an das Lyzeum angeschlossen und zum Abitur führte. In dankenswerter Weise beschloßen die städtischen Körperschaften die Umwandlung der Schule in ein Oberlyzeum neuen Stils und traten gleichzeitig für die Errichtung der Oll zu Ostern 1925 ein. Der Beschluß fand durch Erlass vom 21. März 1925 die Genehmigung des Herrn Ministers. Ein bemerkenswerter Schritt nach vorwärts war getan. Diejenigen Schülerinnen, die die bisherige 1. Klasse des Lyzeums, jetzt Oll, mit Erfolg durchlaufen hatten, konnten in die Oll eintreten und nach drei Jahren bei erfolgreichem Besuch der Oll die Reifeprüfung des neuen Oberlyzeums, die zum uneingeschränkten Universitätsstudium berechtigt, ablegen. Hierdurch ist den Schülerinnen Gelegenheit gegeben, alle wissenschaftlichen und praktischen Berufe zu



Städtisches Oberlyzeum, Zeichenaal.

ergreifen. Wer die Entwicklung der letzten Jahrzehnte aufmerksam verfolgt hat, wird gefunden haben, daß immer mehr Berufe die Ablegung der Reifeprüfung an einer Vorklasse zur Voraussetzung haben. Es sei nur auf die Berufe der wissenschaftlichen Lehrerin, der Musik- und Zeichenlehrerin, der Zahnärztin und

Apothekerin hingewiesen. Aber auch für diejenigen, die sich später einem praktischen Berufe zuwenden wollen, bieten die Klassen Ol, Ul und OI eine günstige Gelegenheit, ihre Bildung zu erweitern und zu vertiefen. Die äußeren Güter, die die Eltern vielleicht für ihre Kinder angesammelt hatten, sind durch die Inflation vernichtet. Das, was unsern Kindern nicht genommen werden kann, ist eine gute Bildung; sie ist ein Schatz, der innerlich erhebt und äußerlich die Möglichkeit bietet, den Lebenskampf erfolgreich zu bestehen.

Hatte das Jahr 1925 einen vorläufigen Abschluß im Aufbau der Anstalt gebracht, so sollte das folgende Jahr einen langgehegten Wunsch der Schulgemeinde und der Elternschaft verwirklichen: es bescherte uns ein neues Schulhaus.

Das staatliche Lehrerseminar schloß Ostern 1925 seine Pforten, und das der Stadtgemeinde gehörige Schulhaus stand für andere Zwecke zur Verfügung. Wiederum zeigte sich der in der langen Geschichte der Anstalt so oft bewährte Opfergeist der städtischen Körperschaften; sie beschloßen, das bisherige Seminargebäude für die Zwecke des Oberlyzeums herzurichten, und bewilligten dafür eine namhafte Summe Geldes. Die Arbeiten des Umbaues wurden im Sommer 1925 in Angriff genommen und konnten im Juli 1926 zu Ende geführt werden. An Stelle der bisherigen drei Schulhäuser (Klosterstraße 26b und 38 und Kreuzstraße 18) bekam die Anstalt ein einziges Schulhaus zugewiesen, über das der Verfasser bei der Einweihung folgendes sagte: „Wer will es uns verargen, wenn heute bei uns Freude herrscht, vertauschen wir doch mehrere ältere Gebäude gegen ein neues, das den an ein modernes Schulhaus zu stellenden Anforderungen entspricht, das als gesundheitlich einwandfrei, als praktisch und schön bezeichnet werden muß. Die freie Lage des Hauses in unmittelbarer Nähe des Stadtparks, die hohen Räume mit zweckmäßigen Lüftungsvorrichtungen, der Anschluß an die Kanalisation und der Einbau der Sammelheizung kennzeichnen die außerordentlich günstigen gesundheitlichen Verhältnisse. Als ein ganz besonderer Vorzug des Hauses muß der Umstand betrachtet werden, daß es nicht nur die nötigen Klassenzimmer, sondern auch die erforderlichen Nebenräume enthält; es sei besonders auf die zweckmäßig ausgestatteten Zimmer für Physik, Chemie und Biologie hingewiesen. Mit dem Hygienischen und Praktischen vereinigt sich das Schöne. Wer das Seminargebäude mit seinen eintönigen grauen Wänden gekannt hat und jetzt das Haus betritt, ist sicher-

lich überrascht und erfreut; der wundervolle Anstrich ist es, der diese Wandlung hervorgerufen hat. In dieser Hinsicht sind wir unserer vorgesetzten Dienstbehörde, dem Provinzial-

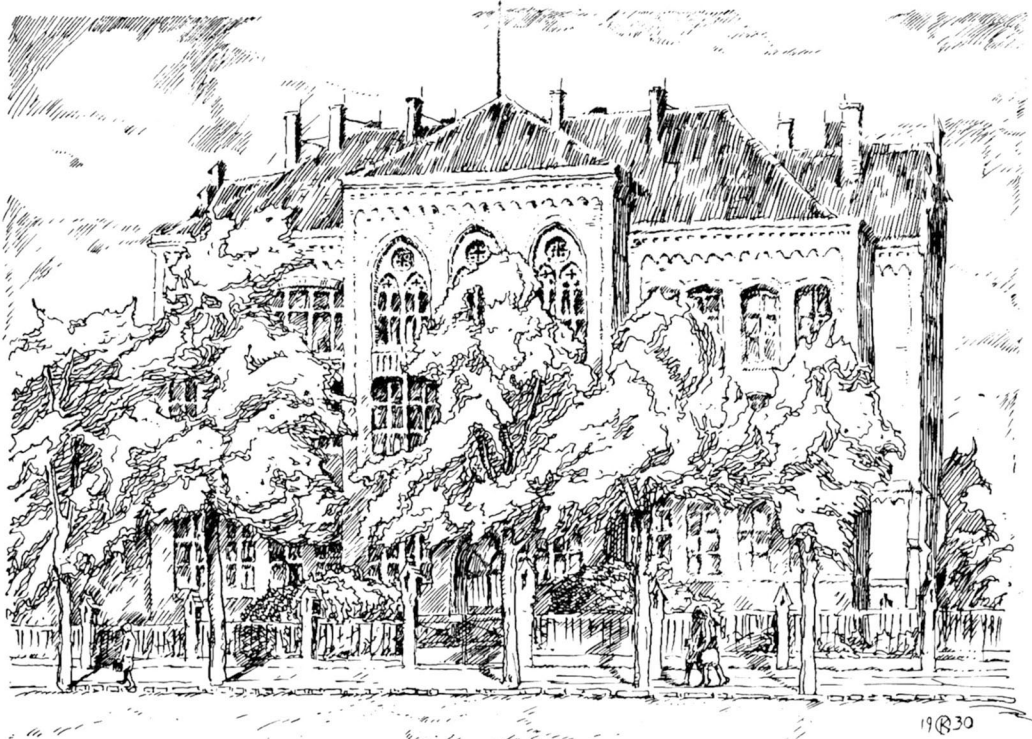


Städtisches Oberlyzeum, Blick in die AULA
Zeichnung von Konrad Dehsmann. 1926

Schulkollegium in Berlin, zum Dank verpflichtet, nicht allein für die in zwei Verfügungen unter der Ueberschrift „Farbe in die Schule“ gegebenen wertvollen Anregungen, sondern auch für die tatkräftige ideelle und materielle Hilfe bei der Durchführung dieser Gedanken in unserem neuen Schulhause. Es war ein besonderer Vorzug der früheren Lehrerseminare, daß sie über große, wohlangelegte Gärten verfügten. Der hiesige Garten ist dazu auch schön. Wer ihn betritt, erfreut sich an den wundervollen Wegen, Terrassen und Laubengängen. Ihn ganz in den Dienst der körperlichen Erziehung unserer Schülerinnen zu stellen und ihn für die Zwecke

des wissenschaftlichen, künstlerischen und praktischen Unterrichts zu verwerten, muß eine Aufgabe der Zukunft sein.“

Das Bild der Entwicklung der Schule, das in kurzen Strichen zu geben versucht wurde, ist ein erfreuliches. Aus kleinen Anfängen ist eine



Zeichnung von Konrad Dehsmann.

Städtisches Oberlyzeum Westseite

Die Uebersiedlung in das neue Schulhaus fand am 3. August 1926 statt. Es traf sich gut, daß es gerade am 3. August geschah, spielt doch dieser Tag in der Geschichte der äußeren Entwicklung der Anstalt, wie bereits dargetan wurde, eine wichtige Rolle, da am 3. August 1831 die Grundsteinlegung des alten Schulgebäudes in der Klosterstraße stattfand und zwei Jahre später, am 3. August 1833, das Gebäude eingeweiht wurde. Unter allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung hielten die Schülerinnen an jenem denkwürdigen 3. August 1926 in Festtagskleidern, mit Blumen im Haar, in feierlichem Zuge unter Führung der Lehrer ihren Einzug in das neue Haus, wo in der Aula eine würdige Feier abgehalten wurde. —

große Anstalt hervorgegangen. Es vergeht kein Jahrzehnt, ohne daß ein bemerkenswerter Fortschritt zu verzeichnen wäre. Diese günstige Entwicklung ist ohne Zweifel auf das Bildungsbedürfnis der Zeit zurückzuführen; sie ist aber ganz wesentlich von der Fürsorge der staatlichen und städtischen Behörden und dem ihr entgegengebrachten Vertrauen der Eltern der Schülerinnen beeinflusst.

Während die äußere Entwicklung der Anstalt in den 107 Jahren ihres Bestehens mannigfachen Veränderungen unterworfen war, ist der Geist, der ihr inneres Leben erfüllte, immer derselbe geblieben: es ist der Geist der Pflichterfüllung, Vaterlandsliebe und Gottesfurcht. Möchte dies auch in Zukunft so bleiben!

Kinderaugen hell und klar,
Sind schöner als ein Sternenpaar.

Kinderlachen — süß und rein,
Ist wie ein Lied im Sonnenschein. Mar Lindow.

Das Klima des Kreises Prenzlau.

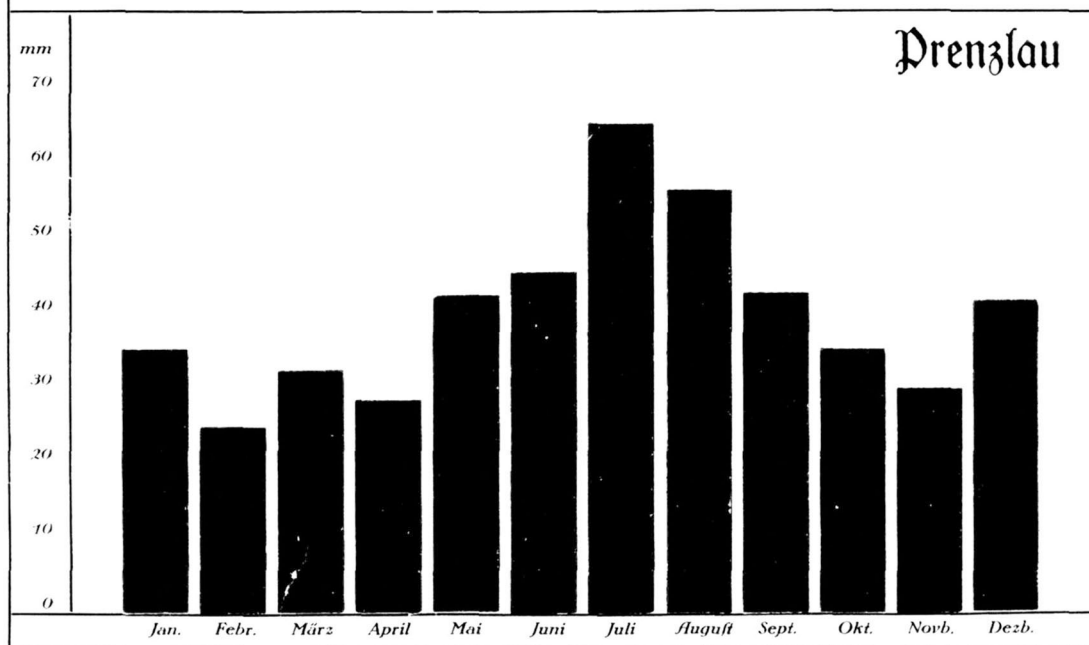
Von Dr. Johannes Hoffmeister, Berlin-Neufölln.

Was bedeutet das Wort Klima? Wir wenden es häufig an, sind uns aber über seine genauere Bedeutung meist nicht ganz klar. Das Wort Klima entstammt der altgriechischen Sprache, hat ursprünglich den Sinn unseres Wortes „neigen“. Wie es zu seiner heutigen Bedeutung, die sich auf die Witterung bezieht, gekommen ist, läßt sich nur vermuten. Vielleicht liegt der Grund darin, daß das Klima von der Neigung der Sonnenstrahlen zur Erdoberfläche abhängt, die bei uns ganz anders ist als am Äquator oder am Nord- oder Südpol, auch im Sommer anders als im Winter, an einem Nordhange eines Gebirges anders als am Südhange. Vielleicht leitet sich das Wort auch ganz anders her. Doch ist dies alles nicht von so großer Wichtigkeit, wenn wir nur genau wissen, was wir heute unter dem Worte Klima verstehen. Es hängt natürlich, wie uns dies allen bekannt ist, mit der Witterung zusammen. Doch bedeutet es nicht dasselbe, wie das Wort Wetter. Es besteht ein großer Unterschied, wenn ich etwa sage „das Wetter ist mild“ und „das Klima ist mild“. Der erste Satz sagt uns, daß das Wetter, das jetzt gerade herrscht, nicht so kalt ist, wie wir es eigentlich für die Jahreszeit erwarten. Der zweite Satz sagt uns, daß in der betreffenden Gegend im all-

gemeinen, im Durchschnitt, das Wetter nicht kalt ist, und wir denken dabei vergleichsweise meist auch an andere Gegenden, die im Durchschnitt kälteres Wetter haben. Es kann wohl trotz des milden Klimas auch einmal recht kalt werden, wie wir dies im Winter 1928/29 erlebt haben, es kann auch einmal kälter werden als in Gegenden, die sonst noch kälter sind, aber im Durchschnitt, im ganzen genommen, ist die Witterung mild, milder als an gewissen anderen Orten. Bei dem Klima betrachten wir also den gewöhnlichen, durchschnittlichen Witterungsverlauf meist im Vergleich mit anderen Gegenden, beim Wetter aber den augenblicklichen Witterungsverlauf, ob etwa die Sonne scheint, ob es regnet oder schneit.

Das Klima einer Gegend hat stets eine bestimmte Eigenart, wenn auch die Unterschiede gegenüber anderen meist benachbarten Gegenden oft nicht groß sind. Den der Stadt Prenzlau und ihrer Umgegend, etwa dem ganzen Kreise, eigentümlichen Witterungsverlauf nennen wir das Klima von Prenzlau; denn an den anderen Orten des Kreises ist das Klima nicht wesentlich anders, wenn auch, wie wir nachher sehen werden, doch Unterschiede vorhanden sind.

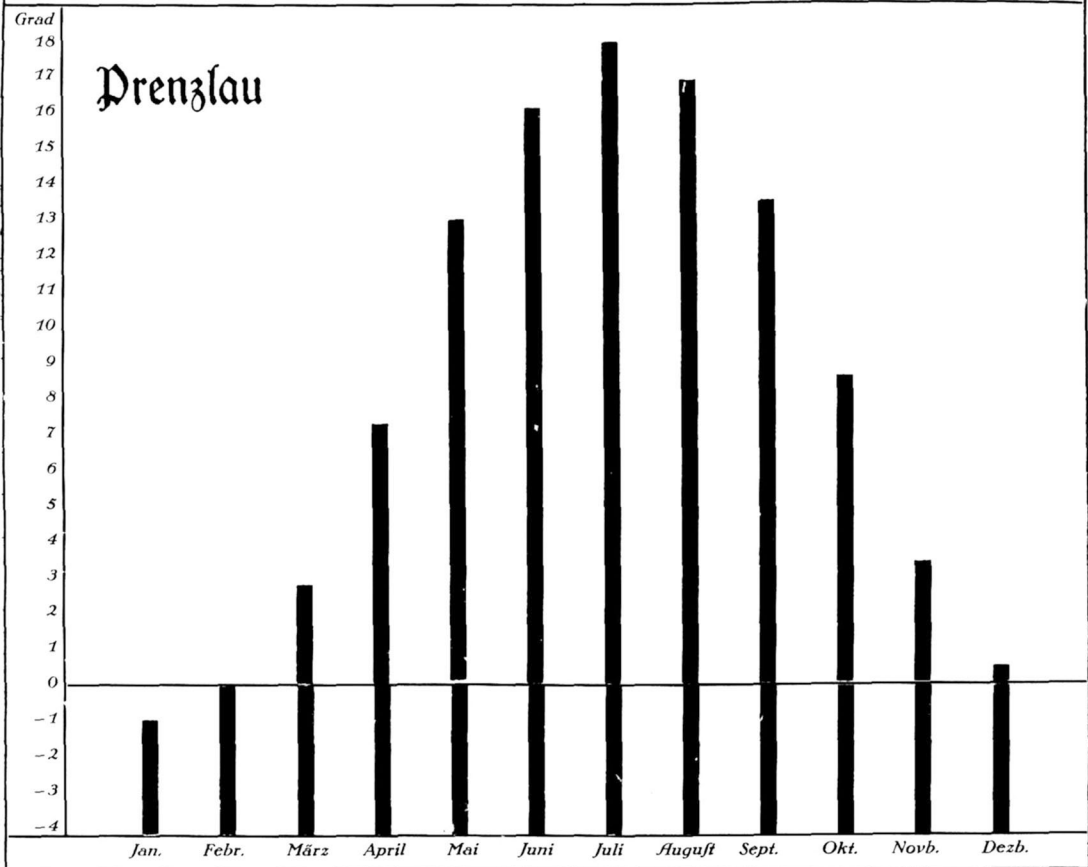
Durchschnittliche monatliche Niederschlagsmengen in Millimetern



Die Eigenart eines Klimas können wir jedoch nicht allein mit unseren Sinnen feststellen; das ist zu unsicher. Dazu wäre es auch nötig, daß jemand sich gleichzeitig an verschiedenen Orten aufhielte; denn die Wahrnehmungen zweier Beobachter unterscheiden sich stets, beide Beobachtungen ließen sich nicht miteinander ver-

und Schnee sind für die Bestimmung des Klimas am wichtigsten. Die Thermometer müssen sich stets im Schatten befinden, werden daher meist in kleinen, luftigen Holzhütten, und zwar in 2 Meter Höhe über dem Erdboden, vor Sonnenstrahlen geschützt, untergebracht. Nur so mißt man wirklich die Lufttemperatur. Thermometer

Durchschnittliche monatliche Lufttemperatur in Grad



gleichen. Einige Anhaltspunkte geben uns die Erscheinungen der lebenden Natur. Wenn z. B. bei kaltem Wetter im Mai im Kreise Prenzlau oft junge Pflanzen erfrieren, dagegen in der Umgebung etwa von Nachen nicht, so zeigt uns dies, daß hier das Klima um diese Zeit milder ist als dort. Und dasselbe ersieht wir daraus, daß die Obstbäume, der Flieder oder andere Pflanzen im Weissen Deutschlands früher blühen. Genauere und feinere Unterschiede lassen sich aber nur durch regelmäßiges Beobachten des Wetters mit Hilfe von Instrumenten feststellen. Die hauptsächlichsten sind das Thermometer und der Regenmesser. Denn Temperatur und Regen

in der Sonne geben gänzlich falsche Wärmegrade an. Ihre Angaben richten sich insbesondere auch nach der Größe und sonstigen Beschaffenheit der Thermometer selbst, so daß meist jedes Thermometer etwas anderes anzeigt. Die Thermometer dürfen aber auch nicht zu nahe dem Hause sein, da dieses meist eine andere Temperatur als die Luft hat; man denke etwa an den Winter, wenn die Häuser geheizt sind. Aus diesen Andeutungen geht schon hervor, daß es unbedingt nötig ist, die Thermometer überall in gleicher Weise aufzustellen, da man sonst die Ergebnisse der Beobachtungen nicht mit denen anderer Orte vergleichen kann. Weiter ergibt sich daraus, daß

Dat Rolldoof.

Von Erich Sendke.

„Lehr du mi de Frugenslüd kennen“, sár Hannis to Karl, un dorbi keef he em krall in de Dogen un passt ut de kort Piep een poor Wulken, as wenn een Kokenfru to Pingsten backen deer.

Karl har sich irgendwo festfeken. Wat Hannis dor so hartnädig behaupten deer, wull em nich in den Sinn.

„Na Minsch“, meint he endlich, „ik kenn s' doch ook. Wat min all Dog deit, seh ik, un wat se innerlich denkt, dat hör ik, denn dat dröcht se up de Tung.“

„Dat denkst du“, beilte sich Hannis to antwoorden, „dat denkst du.“

Enen Dogenblick weert still in de Stuw. Hannis drückt mit den linken Dum de Ufch in sin kort Piep dol, Karl awer keef immer noch up datselwige Flag.

„Riek ees“, süng Hannis werra an, „du fast mit de Näs dorbi sitten, un se bedreegen di doch.“

„Un dat is ganz gewiß nich so“, begehrt Karl up. „Min Fru deit dat nich un din ook nich.“

„Ban min un din is hier gor nich de Red. Ik mein de Fru öwerhaupt.“

Nu keef Karl sin Fründ Hannis grot an. „Woher wetst du dat allst?“ Mit de Frog wull he em een bät up den Zäh'n föhlen, awer Hannis'n weer nich bitokommen. „Stillschweigen verrät niemand“, sár he blot, keef vör sich nerra un treckt an sin Piep, bet se sabbern deer. Die Wulken in de Stuw ringelten un fringelten sich. Dor süng Hannis noch ees an.

„Sun Fru müdd irgend wat Heemlichs hebben, se müdd af un to ehr Mann een Näs drägen, dat liggt ehr in't Bloot.“

„Hm“, mök Karl, „dat Frugens van Natur niescheerig sind, weet ik, dat se dat Mul nich hollen kön, weet ik ook, awer dat se uns bedreegen doon, lot ik mi nich inreden.“

„Glöw, wat du wist, ik weet, wat ik weet.“

So güng de Red noch een Wiel hen un her. Hannis mücht seggen, wat he wull, Karl löf sich nich bedüden. Dorbi vergüng de Lied. Als de Klock mit ees tein schlög, sprüing Hannis

up, nehm sin Filztüffel unnern Arm, freed in de Höltschuh, de up den Flor stünden un sár:

„Good Nacht!“

Karl güng no d' Schlopstuw. Als he sich uttrecken deer, schlöp sin Ufch al, so keem em dat wenigstens vör. Af un to schlög he een Blick no ehr hen, as wenn he s' dörschicken wull. Ehr Oden güng deep un gleichmäsig, awer wenn Karl ehr den Rüggen todreegen deer, keef se em an.

„Lehr du mi de Frugenslüd kennen, se bedreegen di, un wenn du mit de Näs dorbi steihst“, so dacht Karl noch ees, drähgt dat Licht ut un güng schlophen. He wöbblt noch een bät mit de Annerhosen rüm; de he sich immer eerst in't Bedd uttrecken deer un wull dun schlophen. Awer de Schlop keem nich. Karl leeg mit krall Dogen in't Bett. Sin Gedanken drähgten un bewegten sich. Wenn em wat upregen deer, güng dat immer so, un dit har em upregt. Dat wass'n nervösen Tostand bi em. De Schlopstuw würd immer heller, un vör de Dogen weer em dat ordlich komisch. All Gegenständ in de Stuw weern ganz wiet af un würden ganz klein.

„Schock deutat“, dacht he so bi sich, „nu liggst du werra de halwe Nacht un mökst keen Dog to.“

Mit ees keem em in den Sinn, sich noch hüt dorvan to öwerföhren, of Hannis woll recht har, un dorum sár he halw lud: „Guste, schlöpst du al?“ Guste schlöp. He frög noch ees, een bäten luder: „Guste, büst du noch munter?“

Guste stähnt as in Schlop un schmeet sich up de anner Sid. Se weer wütend. Nu mühten awer jo Frugenslüd nich Frugenslüd sind. Guste dacht bi sich: „Wat mag he woll van mi will'n“, awer se muckst sich noch nich. He würd woll noch ees fragen. Un denn wull se noch ees deep Oden holen und so don, as wenn he ehr wirklich stört har.

Un Karl frög dat dritte Mol, of se al schlophen deer.

Guste weer munter as'n Kiewitt. Deep holt se Oden un frög: „Wat wist du denn?“

Karl füng an. He holt wiet ut, dat se gor nik kloof ut em wan künn. Dun fröög he dit un dat, un mit ees weer he bi ehr Stadtreif, de se vör een poor Dog moft har. He lööt sich vertellen, wat se al inföft har, wo se överall west weer, wen se truffen har un so wiera. He fröög no den Zuckerpries, of se sich een ora twee Pund Kaffee mitbröcht har, he wull weeten, iim wecker Tid se in Schlächter- un Bäckerloden west weer, of Onkel Wilhelm noch dat Rieten und Tante Emma noch mit den dicken Foot to don har.

Bi de Frog no den Kaffee weer Gusste ganz un gor munter worden.

„Kaffee?“ frög se, „du wettst jo, wo lang ik Kaffee hegen kann, du wettst jo, dat dat lezt Pund söß Wochen uthollen het. „Jo, jo,“ he wüßt dat jo. Dat sin Fru den Dag öwer dree-, veermol an de Möll drägen deer, wüßt he awer nich, un wo lang een Pund Kaffee so ora so uthollen mücht, wüßt he ook nich.

Mit ees klogt he sich innerlich an. Wat he blot wull. Genau so har Gusste ook seggt, as se van de Stadt torügg kommen weer, genau bet in all Cenzlichkeiten. Un de Fru füll em bedreegen? Wat Hannis wull. Hannis weer'n Döskopp. Mücht he 'n Setter hebben, de em bedreegen deer, sin Gusste mööf dat nich. Karl würd ruhig un mööd. De Schlopfstuwenschrant weer nich mehr so wiet af, he weer ook nich mehr so klein, in de Stuw weer dat ook nich mehr so hell. He har de Dogen al lang to, un mit ees füng he an to sopen. Dorsör har Gusste awer noch lang krall Dogen.

Den annern Dag so gegen Kloof tweeen jār Gusste to Karl: „Ik bew di Kaffee in de Röhr stellt. Ik müdd no Liesbet röwer un rollen.“ Dat kennt Karl. Rollen müßt se öfters, — na, un rollen müdd een Husfru jo ook, besonnens, wenn se wascht het. Dat Gusste nich wascht har, keem em nich in den Sinn.

Gen Wiel dorno güng se schreeg öwer den Damm, dat Rolldooft unnern Arm, no Liesbet röwer.

„Jo, dat Rolldooft,“ dacht he jo bi sich un müßt orndlich grienen. He harr ehr dat ees tum Geburtsdag schenkt. Freut harr se sich dunn mächtig, un he seeg ook, dat weer een schön Dooft, ganz groff Linwand mit breet ingewewt rod Striepen. Sunn Rolldooft müdd 'n Fru hebben.

Eben güng Gusste bi Liesbet'n in de Husdör. Liesbet weer Gussten ehr Zusenfreundin. Verwandt weern se beid nich. Dat Verhältnis twischen ehr weer mehr as Verwandtschaft. Börmiddags seegen se sich al up'n korten Rüd. Vörher har Gusste awer al tweemol ehr Mäken no Liesbet schickt, um sich irgend wat to borgen. Noher schickt Gusste no tweemol, kort vör't Middag meistens noch ees. Wat de sich al gegennänner utborgten, dat wüßten de Götter. Un jerer Mol, wenn de Mäken keemen, löten sich de Frugens größen. Har'n se sich ees dree, veer Dog lang nich sehen, denn pußten se sich sogar. Dat weer 'n Fründschaft! Cent van de Bänner, de se so eenigten, weer de Bohnkaffee, dat annert weer de nieg Dreegroll, de Liesbet har, dat dritt weer de Verpflchtung, — de se beid gleichmäsig föhlten, — dat Niegs all een bäten dörchtonehm, to beurteilen, to begutachten, to ordnen.

Dat starkst Band weer de Bohnkaffee. Heer Schoft noch mol, wenn Liesbet Nomiddags sin richtigen striepigen kost har, rööt dat bet in die Nowerschaft. Un Gusste bleew ehr nücht schüllig. Deswegen höl ehr Pund doch söß bet acht Wochen vör.

Ein poor Wochen weern vergohn. Karl wull no de Stadt föhren, un wiel he Gussten ehr schwat Sied kennen deer, güng he, — he har al anspannt, — in de Köken, wo Gusste hanteeren deer un frög fründlich: „Gusste, sall ik di ook Kaffee mitbring'n? Dat Pund müdd doch bald all sind!“ „Mann, wo denkst du hen“, jār Auguste, „van dat Pund is noch öwer't Hälft“, un dormit langt se up dat Brett öwer den Brotoben, kreeg een van de Bleckbüßen runner, de dor up stünden un höl se Karl unner de Näs. „Kiek,“ jār se, un Karl keef un weer tofräden.

Karl wull sich eegentlich 'n Rist Zigarren mitbringen, awer he dacht so bi sich: „Se sport mit ehren Kaffee, denn müßt du mit Zigarren sporen, rook din Piep, de Tieden sind düer.“ Un he lööt de Zigarren scheeten un bleew bi „Brinkmann Stolz“.

Acht Dog späder seet Karl mit sin Fru bi't Middag. Gusste har bet twintig Minuten vör 12 bi Liesbet'n quakt. Se har'n nämlich nich rutfinden künn, mit wem een Witfru, de ehr beid bekannt weer, up den lekten Kriegerball am meisten danzt har. Sowat hölt jo up. As

de ol Standuhr halw twölvf schlöög, kreeg Gusfe doch Hitt, un mit de Wöört: „Ach Gott, min Middag!“ kreeg se ehr Rolldooft, een Poor Strümp un een gries Viertelpundstüüt tohop un haut af. För ielig Fäll har se dat Kofboof: „Frett man!“ Dorno würd nu rajch wat tofammenröbrt. Teihn Minuten no twölvf stünd dat Middag parat.

Karl har hannigen Hunger un schlög jin Kling as süßf. Reden un äten weer nich jin Mood, aver hüt fär he doch een poor Wöört: „As ik eben övern Damm keem,“ füng he an, „legen midden up de Strot luter Kaffeebohn veritreut. Wer mag de utschütt' hebben?“ „Dat weet ik nich,“ fär Auguste un kreeg een Krömel in den Hals, dat se allermeist hoosten müßt. Rot was se as 'n Puter. Karl kloppt ehr een hät in dat Krüz, un de Geschicht güng werrer öwer.

Acht Dog späder, dat weer grod Sünabend nomiddag, stünd Karl vör't Hofpoort. Dor keem sin Fru övern Damm un har dat Rolldooft unnern Arm. „Schört un Strümp wascht een Husfru jo twischendörch,“ dacht Karl bi sich, un he har recht, denn as Gusfe neeger keem, grienten ut dat Rolldooft gries Strümp rut.

Dor keem mit ees üm de Eck een Auto. De Besizer weer em bekannt. He handelt mit Maschins, Del un allerhand anner Sachen. Dat Auto höl denn ook an, der Reisender fär: „Gut Dag!“ un to Karl sin Fru: „Wollen Sie heute nicht mitfahren?, ich habe bis 11 den Wagen leer.“ Un of se wull. Awer se keef eerst Karl an un frög: „Wat meinst du?“ „Mintwegen immerzu, du fast jo denn gleich Tante Anna besöken un de Stürgeschicht erledigen.“ Der Reisender fär: „Eile tut not,“ un Gusfe flög man so. Karl müßt man rin un helpen.

Awer he weer nich fir nog, ümmer, wenn he an irgendwat anfoten wull, weer se al dormit fartig.

Dat Rolldooft har se up'n Stohl schmäten, de ol Kleidosch hing se doröwer, un as se sich to goderlekt van hinnen un vör in den Spiegel bekiefen deer, fär se: „Rüm noher een bäten up“. Se kreeg 'n Puf, un rut weer se.

As de Reisender up den Starter treet, rööp se noch: „Morgen abend komm ik werrer.“ „Töööt“ fär dat Auto, „töööt“, een Winken hen und her, un Karl weer alleen.

Den annern Morgen weer Sünndag. As Karl upstohn deer, sööft he rein Strümp. „Wat fast eerst den Kasten upmoken, de sich rechts un links ümmer so klemmen deit“, dacht he so bi sich, langt no dat Rolldooft un fromt sich dor een Poor rut, de blot so halw tofammentredt weern. As he's vannehn mööf söllt mit ees een Viertelpundstüüt rut. Karl bört se up un unnerjööft den Inhalt. „Dunnersachsen! Dat is jo Kaffee.“

— — — — „An wenn du mit de Näs dorbi steihst . . .“

Karl süht Hannis'n grien'. Karl ward rot as 'n Jung, de bi een dummen Streich truffen ward.

Dewer de Geschicht hebben se un he keen Woort verloren. Awer'n Vierteljohr späder het Karl se Hannis'n vertellst.

„Wat heßt denn moft?“ frög Hannis mit krall Dgen un drückt mit den Dum de Afsch in de Piep dol.

„Wat ik moft hew,“ frög Karl, „dat will ik di seggen.“

„Ik hew de Kaffeebohn in dat Kommodensak schütt, wo de Strümp inliggen.“

„An de gries Strümp?“ hülp Hannis wiera, „de hew ik in d' Kaffeebüß stoken.“

Mutterhände.

Von Gustav Mettger.

Ich möchte euch gebettet wissen,
in blauen Veilchen, wie der Lenz sie gibt,
und dann bedecken euch mit meinen Küßsen,
ihr lieben Mutterhände, die ich heiß geliebt.

Wie lagt ihr segnend einst auf meinem Haupte,
da ich, noch jung, in kalte Fernen ging,

ihr wart die Heimat mir, an die ich glaubte,
als mir im Abschiedsaug' die Träne hing.

Ihr wart mir Märchenwelt, auf meinen Wegen
fühlt ich das Streicheln in der Schummerstund',
an euch, ihr Mutterhände, hat gehangen
das Spiel der Kindheit, froh und bunt.

Ich möcht auf euch bewegten Herzens legen
aus roten Rosen einen Kranz der Dankbarkeit,
ihr treuen Mutterhände, euer Segen
bleibt meines Lebens schönstes Wegeleit!

Das Prenzlaue Zunftwesen vom Mittelalter bis zur Neuzeit.

Von F. Richter, Berlin. — Zeichnungen von W. Reding, Prenzlau.

„Die Leineweber haben eine saubere
Zunft! Harum, diddharum,
schrumm, schrumm, schrumm.“
(Volkslied aus dem Mittelalter.)

Dieses alte Lied, das man noch heute mit Begeisterung singt, enthält neben dem Satirischen seines Inhalts ein großes Stück historischer Wahrheit. Die Leineweber mit ihren verwandten Branchen, den Wollwebern, Tuchmachern und Walkern, bildeten vor unsern Tagen nicht nur eine „saubere“ Zunft, sondern waren bei weitem die älteste Zunft in Deutschland. Auch in der Geschichte des Prenzlaue Zunftwesens stehen die Tuchmacher am Anfang. In anderen Städten der Mark sind es die Gerber und Kürschner, aber alle zeigen deutlich ihre Zugehörigkeit zum Weberhandwerk.

Wie entstand überhaupt die Zunft?

Die mittelhochdeutsche Wurzel dieses Wörtchens bedeutet soviel wie Regel oder Gesetz.¹⁾ Wir sind bei dieser etymologischen Betrachtung auf dem besten Wege, zugleich ein Stück Inhalt und Bedeutung des Wortes zu erfassen. Das freie Handwerk suchte im Mittelalter gegenüber den Stadtrégimenten eine Rechtsvertretung, gegenüber unangenehmen Handwerksgegnossen einen Rechtsschutz. An das Ziel beider Wünsche gelangte das deutsche Handwerk um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Nachdem Prenzlau 1235 Stadt geworden war, nahm die Entwicklung des Handwerks den gleichen Weg. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts war die Herausbildung des Zunftwesens abgeschlossen. Unangenehmen Zunftbrüdern wurde der Aufenthalt und die Ausübung des Handwerks in der Stadt verboten. Dieses Recht der Zunft nannte man Zwangs- oder Bannrecht. Das andere Recht der Prenzlaue Zünfte, das mitstimmende in Rats- und Stadtangelegenheiten, entwickelte sich in Prenzlau auf folgende Weise:

Die vier ältesten Zünfte in Prenzlau, nämlich die Tuchmacher, Bäcker, Schuhmacher und Fleischer, erlangten allein das Recht der Stadtvertretung. Obwohl die anderen Gewerbe nach und nach ihr Zunftwesen ausbildeten, war diesen jedoch das mitstimmende Recht in öffentlichen Angelegenheiten verjagt. Sie haben es nie erlangt. Die vier

¹⁾ Neben dem Wort Zunft begegnet man häufig die Bezeichnung Gilde, die soviel wie Opfer, Opferzusammenkunft bedeutet. Die Zunft wird ebenfalls häufig als Gewerk bezeichnet. An die Stelle dieser Bezeichnungen traten im 19. Jahrhundert die Namen: Zunft (Vereinigung), Gewerbe oder Gewerkschaft.

Hauptzünfte nun erhielten bald nach ihrer Herausbildung den Namen „Vierwerke“. Ihre Vertretung gestaltete sich derart, daß jede Zunft zwei Gilde- oder Altersmeister stellte. Diese acht Handwerksvertreter bildeten zusammen mit den Viertelsmeistern (Vertreter der Stadtviertel) und dem sogenannten Ruhenden Rat



Siegel des Tuchmehergewerks im Mittelalter
(Nachbildung).

(der einen Hälfte der Ratmannen, welche sich jährlich im Stadtrégiment abwechselten) den sogenannten Außenrat der Stadt. Mit der Kirche waren die Zünfte derart verbunden, daß jede Zunft einen eigenen Altar in den Prenzlaue Pfarrkirchen besaß. Dieses Verhältnis löste sich mit Eintreten der Reformation. Die Zünfte besaßen außer dem Zwangs- und Stadtberatungsrecht noch das Polizeirecht und konnten Vergehen eigenmächtig bestrafen. Mehrmals im Jahr kamen die Meister zusammen und berieten bei der offenen Tade, in der sich die Privilegien, Statuten und Zunftiegel befanden, über Gewerbeangelegenheiten. Die Privilegien, Statuten, Feischaffen, Siegel und Wappen werden im folgenden, soweit darüber aus dem bisher ungedruckten Material des Stadtarhivs und der alten Registratur etwas zu ermitteln war, genauer behandelt werden. Erwähnt sei hier noch, daß die Zünfte in Prenzlau früh zu eigenem Landbesitz kamen, von dem noch heute Namen wie Schulerland, Schlächterkoppel u. a. zeugen. Zuerst sei

Soviel aus der Geschichte der Prenzlauer Bierwerke. 1571 werden sie wieder erwähnt, desgleichen 1665. Bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts waren sie stümmlich und im Stadtreformationsregiment als Organe der Bürgerschaft vertreten. (Ueber ihre Wappen vgl. die beige-färbten Siegelrekonstruktionen.)

Von den übrigen Zünften, die ebenfalls eine große Bedeutung haben für die Entwicklung des Stadtganzen, folge hier eine kurze Uebersicht, und zwar sind nur die Zünfte berücksichtigt, welche bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bereits ihre Privilegien besaßen.



Siegel der Schuhmacherzunft (Nachbildung).

Eine Ackerknechtsgilde entstand in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die alljährlich zu Pfingsten zusammentrat. Es wurden bei dieser Gelegenheit ein kleiner Flug und eine Egge von Silber als Wahrzeichen auf den Tisch gestellt. Im 18. Jahrhundert mußte sich diese Gilde auflösen, da sie weniger eine Berufsgenossenschaft war, sich vielmehr dem Zweck gemeinsamen — Biertrinkens hingegeben hatte.

Den Barbieren gab Johann Georg 1579 ihr Privileg.

Die Böttcher gaben 1621 ihre Statuten heraus. Seit dieser Zeit wohnen die Prenzlauer Böttcher in der Marienkirchstraße.

Die Brauer bauten 1448 einen Altar in der Johanniskirche. 1577 werden Brauereivorschriften in den Stadtstatuten erlassen. Alle 14 Tage durfte von einem Brauer nur ein „Ganzes“ gebraut werden.

Die Fischergilde wurde 1373 und 1455 Patron eines Altars in der Heiligengeistkirche und bewies hiermit bereits ihre Wohlhabenheit. 1462 erhielten die Fischer ihr erstes Privileg. 1515 in den statuta Joachimi werden die Sätze für die Meisterprüfungsgebühren der Gilde gegeben. Der Meisterbrief kostete 2½ floren, von denen 1 floren an den Rat fiel. Ein Auswär-

tiger gab 3 floren und eine Koste. Der Fischmarkt befand sich bis zur Reformation am Grauen Kloster. 1577 wurde in den Stadtstatuten den Fischern das Recht zugesprochen, ihre Fische auf den Markt zu bringen und feilzubieten. Außerdem wurden die Fischpreise festgesetzt. 1587 wurde im Gildebrief der Fischer das Sonntagsfischen verboten. 1604 erlaubte der Rat das Nachtsfischen. 1687 erhielt die Zunft das Recht auf Uferstrom, Mühlen- und Blindower See zu fischen. 1688 erhielten die Fischergejellen einen Artikelbrief. Am Ende des 17. Jahrhunderts war die Fischergilde unbeschränkter Herr aller Gewässer der Ufer und des Uferstroms.

Die Gerber klagten im 15. Jahrhundert (das genaue Datum steht nicht fest), daß Dorothea Wihun den Ausnahmebedingungen des Gewerkes nicht entsprochen habe. Weiteres Material über diese Zunft fehlt.

Wie die Gerber oft dem Schusterergewerk beigeordnet wurden, erscheint die Gewandschneidergilde zuerst von der Schneidergilde getrennt und eher der großen Tuchmacherzunft angegliedert gewesen zu sein. 1515 ist die Gewandschneiderzunft gegenüber Woll- und Leinewebern selbständig und von den Schneidern getrennt. Nach dieser Zeit erst ging sie in die größere Schneidergilde über. 1481 hatte die Gewandschneidergilde ihr Privileg erhalten.

Glaser gab es ohne Frage schon früh unter Prenzlauer Bürgern. Die hohen Fenster in St. Marien zeugen davon, daß sie bereits im 14. Jahrhundert einen Platz unter den Zünften besessen haben müssen, wenn sie diesen nicht abgelehnt und lange Zeit als freies Gewerbe, wie es in Süddeutschland mehr als bei uns üblich war, ihr Leben gefristet haben. Ihr Privileg datiert erst vom Jahre 1607.

Die Krämer, Kaufleute, Riemschläger, Zaunschläger, Beutler und Weißgerber, die als eine Zunft erscheinen, erhielten 1441 ihren Gildebrief. 1515, 1570 und 1572 werden sie wieder erwähnt. 1583 ist schon die Weißgerbermühle in Tätigkeit, die aber höchstens ein halbes Jahrhundert bestanden haben kann. Nach dem 30-jährigen Krieg war sie verfallen. Im 17. Jahrhundert erhalten die Krämer mehrere Privilegien, die überliefert sind.

Die Kürschner werden 1515 erwähnt. Von der Entstehung der Zunft ist nichts bekannt.

Desgleichen traten die Leinweber 1515 als besondere Zunft auf.

Die Schmiede errichteten 1383 einen Altar in der Johanniskirche zu Ehren Gottes, Marias, Barbaras, Ursulas und Kordulas und verließen sie mit Einkünften. Man unterscheidet zu dieser Zeit Kleinschmiede und Meißerschmiede. 1415 wird diese Stiftung bestätigt. Aus dem 15. Jahrhundert liegen die Satzungen der Zunft vor. 1515 wird sie wieder erwähnt.

Die Schneider oder Tuchmacher erhielten bereits 1477 ihr Privileg, 1634 eine „gegebene und bestätigte Ordnung“. Von 1515 sind die Meisterprüfungsgebühren bekannt. Aus den

Jahren 1560, 1570, 1610 und 1634 sind Privilegien bekannt. Seit dieser Zeit ist das Siegel der Schneider erhalten, die eine Schere im Wapen trugen.



Siegel
der Fleischer
(Nachbildung)

Die Tischler treten erst ziemlich spät als Zunft auf, nämlich 1555. Eine weitere Nachricht über sie stammt von 1697, wo die Zunft vom Kurfürsten gezwungen wird, einen Tischler aufzunehmen.

Von den Töpfern besitzen wir einen Artikelbrief aus dem 16. oder 17. Jahrhundert. 1681 und 1698 erhalten die Töpfer neue Statuten.

Die Wollweber erscheinen 1515 von den Feinwebem getrennt. Es ist eigentümlich, daß in den Statuten dieses Jahres die Tuchmacher nicht als Gilde erwähnt werden, wenn man unter den Bezeichnungen Fein- oder Wollweber nicht an diese zu denken hat.

Aus den Privilegien und Statuten, an denen jede Zunft, wie oben gezeigt ist, reich war, entrollt sich vor uns ein Bild des inneren Lebens in der handwerkstätigen Bürgerschaft. Der Raum ist zu eng, um ins Einzelne zu gehen. Es kam in obiger Darstellung nur darauf an, die Pöchlauer Zunft als einen besonders wichtigen Faktor im bürgerlichen Leben vergangener Tage darzustellen und die Stellung nachzuweisen, die die Zünfte in ihrem Verhältnis zum Stadtregiment hatten. Aus der Zunftgeschichte wird klar, daß neben der landesherrlichen Privilegierung die Statutengebung des Rates steht. Der Landesherr gibt der bürgerlichen Vertretung das Recht; die Stadt verteilt auf der gewonnenen Basis die speziellen Pflichten. Getragen sind beide Absichten von dem gesunden Gesichtspunkt, durch milden Ausgleich und größtmögliche Freiheit des Handwerkerstandes den Wohlstand der Stadt zu heben. Zu Beginn des 30jährigen Krieges war eine große Periode der Entwicklung des städtischen Handwerks abgeschlossen.

Frühling.

Von Fr i s c h m i d t = Kiel.

(Horaz Oden IV, 7.)

Junge Knospen sieht man sprießen
Seit der Schnee im Tal verschwand,
Blumentöpfchen sich erschließen
An des wilden Baches Rand,
Der, von Winterseis noch schäumend,
Ueber Fels und Klippen springt
Und voll Uebermut sich bäumend
Frohe Frühlingstunde bringt.
Elfen bleich im Mondenscheine
Schlingen leicht den Reihentanz
In dem stillen Birkenhaine,
Ueberstrahlt vom Frühlingsglanz.

Freund, genießen wir die Wonne,
Die der holde Frühling beut!
Sieh, schon sinket jäh die Sonne;
Nimmer ist's so schön wie heut.
Maienzauber schnell entflohen,
Sommershitze naht bald
Und mit ungestümem Drohen
Drängt dann der Winter kalt.

Drum, solange der Jugendbrunnen
Noch in unsren Herzen quillt
Und mit Gluten heißrer Sonnen
Ungezähmte Sehnsucht stillt,
Drum, solange uns durch die Aldern
Purpurrot das Leben rinnt,
Laßt uns nicht der Rorne hadern,
Die des Lebens Faden spinnt.
Monde kommen und entschwinden,
Ewig neut die Erde sich,
Doch wenn uns die Gräber binden,
Freund, wo suche ich dann Dich? —

Unsere Stubenfliege.

Von H. Dellin g, Berlin-Pankow.

Die gemeine Stubenfliege trägt den wissenschaftlichen Namen *Musca domestica* L., d. h. die zum Hause gehörige Fliege. Brehm sagt von ihr in seinem Tierleben, 3. Auflage, daß kein Tier dem Menschen ohne dessen Zutun und ohne ihn selbst zu bewohnen, ein so treuer, in der Regel recht lästiger, unter Umständen unausstehlicher Begleiter ist, wie die Stubenfliege. Sie gehört zu der Insektenordnung der Zweiflügler oder Diptera, und zwar zur Unterordnung „Fliegen“ und in deren Familie „Echte Fliegen (*Muscidae genuinae*)“, bei denen u. a. auch die gemeine Fleischfliege, die Schweißfliege, auch Brummer genannt, die Goldfliege, sowie die im tropischen Afrika den Rindern äußerst verderbliche Tsetsefliege eingereicht sind. Die Stubenfliege ist ein richtiger Weltbürger; denn überall, wo es Menschen gibt, die Vieh halten, ist sie heimisch. Nur in Grönland soll sie fehlen; dagegen ist sie im kalten Lappland und in Alaska gleicherweise zu Hause, wie in den heißen Breiten unseres Planeten. Je weiter nach Süden, um so mehr macht sich die Stubenfliege als Ungeziefer bemerkbar. Wärme und Schmutz sind die Lebensbedingungen, bei deren Gewährung sie sich überall wohlfühlt.

Die Stubenfliege ist 6 bis 9 mm lang. Der Leib des vollkommenen Insektes besteht, wie bei allen Kerfen, aus Kopf, Bruststück oder Rücken schild und Hinterleib, die scharf abge sondert, aber ohne merklichen Abstand durch je ein fadenförmiges Verbindungsstück, einen Stiel, zusammenhängen. Der Körper ist gedrungen, beborstet und dicht behaart. Grundfarbe schwarz, weißlich und gelbgrau schimmernd. Hinterleib lebhaft bräunlichgrau oder rötlichgelb mit einer schwarzen Rückenlängstrieme; das letzte Glied schwarzbraun. Bauch bräunlichgrau. Ueber das Rückenschild ziehen breite, schwarze Längsstreifen; Fußballen weiß. Die wasserhellen, an der Wurzel leicht gelb getönten Flügel werden von kräftigen Längsadern durchzogen, die durch einige Queradern verbunden sind. Das hintere Flügel-paar ist zu eigenartigen Gebilden verkümmert, die wie Trommelschlegel aussehen. Das Flügel-gedder der Zweiflügler mit seinem Zellensystem ist für das Bestimmen der Gattungen und Arten von besonderer Bedeutung. Für die Stubenfliege gilt hierbei als bestes Artmerkmal die scharfe Knickung der Hauptader im Flügel; dazu tritt als weiteres Kennzeichen bei ihr die

„Dem Herrn Inspektor tut's so gut,
Wenn er nach Tisch ein wenig ruht,
Da kommt die Fliege mit Gesumm
Und surrt ihm vor dem Ohr herum
Und aufgeschreckt aus halbem Schlummer,
Schaut er verdrießlich auf den Brummer“
(Aus „Die Fliege“ von W. Busch, Neues Wilhelm Busch-Album).

helle Färbung des Hinterleibes. An dem großen, halbkugeligen, um die eigene, wagerechte Achse drehbaren Kopfe der Fliege stehen zu beiden Seiten die großen, halbkugeligen Augen, sogenannte Fazetten- oder Rezaugen, die aus Hunderten von kleinen Augen, wie aus sechsseitigen Kegeln zusammengesetzt sind, während nach vorn die beiden, bis zur Spitze beiderseits dicht befiederten Fühlerborsten gerichtet sind. Auf fallend am Kopf ist der senkrecht nach unten gestellte Schöpfriißel, der zum Saugen eingerichtet ist. Er beansprucht die ganze Unterseite des Kopfes und setzt sich aus der gestreckten, schmalen Oberlippe und der dicken Unterlippe zusammen, die den Riißel dadurch bilden, daß die Oberlippe in einen Spalt der Unterlippe eingreift und ihn verschließt. Die Unterlippe endigt in ein breites, mit Tast- und Geschmacksorganen ausgestattetes und mit einer Mund-Speicheldrüse versehenes Saugtiffen, deren Sekret jedoch nur den Zweck hat, das Riiffen feucht zu halten, indes die beiden großen, der Verdauung dienenden Speicheldrüsen selbst im Mittel- und Hinterleibe liegen. Der Riißel kann vorgestreckt und zurückgezogen werden; er vermag nur flüssige Nahrung aufzusaugen. Will die Fliege sich ein Bröckchen Zucker einverleiben oder einen angetrockneten Milchtropfen besaugen, so befeuchtet sie das Saugtiffen mit einem Tröpfchen weißlichen Sekrets aus ihren großen Speicheldrüsen und bearbeitet damit die Nahrung, bis diese aufnahmefähig geworden ist und aufgesaugt werden kann. Zum Stechen kann der Riißel der Stubenfliege nicht verwandt werden, da er keine Stechorgane enthält. Das Weibchen ist von dem Männchen leicht an dem breiten Hinterleib zu unterscheiden. Seine Legeröhre ist weich und einschiebbar und läßt sich wie ein Fernrohr lang ausziehen. In härtere Gegenstände vermag die Röhre nicht einzudringen; aber durch ihren Aufbau ist dem Weibchen die Möglichkeit gegeben, die Eier in Höhlungen, Spalten und Ritzen hineinzuschieben. Nur einmal in seinem Leben genießt das Weibchen kurze Hochzeitsfreuden; 3 Tage später sind 70 bis 90 kaum millimetergroße, gestreckt walzenförmige, perlmutterweiße Eier herangereift, die in einem Zeitraum von 15 Minuten in regellosen Häufchen abgelegt werden, und zwar an faulige Stoffe jeder Art, vorzugsweise an Pferdegedung, der für das Gedeihen der Brut besonders geeignet zu sein

scheint, ferner an verdorbenes Brot, Fleisch, tote Tiere. Um den Eiern an der Stelle, die das Weibchen zum Ablegen ausgewählt hat, einen festen Halt zu geben, sind sie mit einem klebrigen Schleim überzogen. Der Vorgang der Eiablage wiederholt sich bei einem Weibchen 4 bis 6 mal, worauf es aus seinem gesegneten Fliegenleben scheidet. Die Weibchen, die als letzte im Herbst befruchtet werden, legen ihren Eiovorrat nicht gleich ab. Erst wenn die Frühjahrsjonne wieder lacht, wenn die Natur neues Leben entfaltet, entledigen sie sich ihres Vorrates.

Je nach Temperatur und Feuchtigkeit ver-lassen die Maden das Ei in 8 bis längstens 24 Stunden. Sie sind gelblichweiß, kopf- und fußlos und am spizen Ende mit 2 Mundhaken ausgestattet, hinter denen seitlich die vorderen Luftlöcher stehen. Gegen das Hinterende wird der Madenkörper beständig dicker und trägt im letzten Abschnitt auf der flachen Hinterseite in 2 gedrängt angeordneten Kreisen die hinteren Atemöffnungen, die wie Augen aussehen. Am Bauche treten die Leibestränder wulstartig hervor. Bei guten Ernährungsverhältnissen haben die Maden, die ihre Nahrung arg durchwühlen und deren schnelle Zersetzung durch ihren flüssigen Unrat fördern, nach zweimaliger Häutung in 5 Tagen ihre volle Größe von 10 bis 12 mm erreicht und schreiten nach weiteren 5 bis 9 Tagen zur Verpuppung. Zu springen vermögen die Maden der Stubenfliege nicht. Was wir von diesem Ungeziefer einmal springen sehen, sind die Larven der Käsefliege, *Piophilæ casei* L. Die Made der Stubenfliege sucht sich zur Verpuppung einen trockenen, nicht den Sonnenstrahlen ausgesetzten Ort auf, verkürzt sich und wird in der eigenen, sich verdickenden Larvenhaut, die zu einer hartschaligen, tiefroten Tonne sich umbildet, zu einer weißlichen, weichhäutigen Puppe, an der bald schon alle Teile der fertigen Fliege zu erkennen sind. Nach etwa 3 bis 4 Tagen schlüpft die Fliege, die in 14 Tagen fortpflanzungsfähig ist. Stehen der Entwicklung nicht ungünstige Umstände entgegen, kann jene von der Eiablage bis zum Schlüpfen der Fliege sich schon in rund 3 Wochen vollziehen. Die letzte Generation überwintert im Puppenzustand. Schon aus diesen geringen Unterlagen lassen sich Schlüsse auf die ungeheure Vermehrungsfähigkeit der Fliegen schließen. Nach Floericke (Plagegeister, Kosmosveröffentlichung für 1917) soll Wilhelm von Gleichen, der die erste Monographie der Stubenfliege geschrieben hat, die mögliche Gesamtzahl der Nachkommen eines einzigen Weibchens der Stubenfliege in einem Sommer auf 2 216 420 Stück berechnet haben,

und Ledermüller ist gar auf die Zahl von rund 2 554 Millionen gekommen. „Mit der Sommer-nachkommenschaft einer einzigen Fliegenmutter ließe sich unsere ganze Erde mit einer doppelten Schicht Fliegen bedecken.“ Das sind aber Aufgaben, die sich nicht verwirklichen können, weil in der Natur zahllose Umstände fördernd und hemmend mitwirken, die man bei solchen Errechnungen auch nicht annähernd zu berücksichtigen im Stande ist. In den Monaten August und September erreicht die durch die Fliegen uns bereitete Plage den Höhepunkt. Auf das Gebaren der Quälgeister wirken Schwankungen der Temperatur in hohem Maße. Kaltes, unfreundliches Wetter macht sie, wie die meisten Kerfe, träge und unlustig; ihr Flug ist matt, ihre Zudringlichkeit eingeschränkt. Im Dunklen verhalten sie sich still, während Licht und Wärme ihre Beweglichkeit heben. Ende September, wenn die große Hitze des Sommers nachgelassen hat, zeigen sich die Fliegen bisweilen weniger lebendig, obschon eine Abnahme ihrer Zahl sich noch nicht bemerken läßt. Zu dieser Zeit nehmen wir öfters wahr, daß die Fliegen von einer eigentümlichen Todesart hingerafft werden. Sie sitzen mit gespreizten Beinen tot an den Wänden, an Türen, Fenster Scheiben, Spiegeln usw. oder im Freien an beliebigen Gegenständen. Der Hinterleib ist angeschwollen; die hellen Verbindungshäute seiner Glieder treten als leichte Schimmeltstreifen hervor, so daß der Leib weiß geringelt erscheint. Die Tiere sind hohl und an den Körperwänden mit Schimmel überzogen. Selbst die Unterlagen, auf denen sie haften, sind mit grauweißem Staub bedeckt. Das Massensterben ist durch den Schmarokerpilz *Empusa muscae* Cohn verursacht. Alle Fliegen, die mit dem Pilz oder mit einer an der Seuche eingegangenen Fliege in Berührung kommen, werden alsbald von der Pilzkrankheit befallen und müssen elendlich zu Grunde gehen. Die Fliegen, die ein solches Schicksal nicht erleiden, auch nicht anderweitig früher ihr Leben einbüßen, sterben an Altersschwäche. Dieser Fall dürfte 8 bis 10 Wochen nach dem Auftreten des vollkommenen Insekts sich ereignen. Nur ein kleiner Rest der Fliegen bleibt leben und schlägt sich schlecht und recht durch die rauhe Jahreszeit. Sie suchen Schutz in warmen Ställen und anderen geeigneten Gelassen, kommen in unsere Küchen und wohl geheizten Wohnzimmer, bleiben munter und stellen sich regelmäßig zu den Mahlzeiten ein. Knapp mag manchmal ihr Tisch bestellt sein. So naschhaft aber die Fliegen sind, halten sie doch in Zeiten der Not ein Fasten von 4 Tagen aus. Mit

schaft gelegen sind; sie steigern sich mit der Menge der Fliegen, besonders in ländlichen Häuslichkeiten oft bis zum Unerträglichen. Aber unsere Stubenfliege, die in weiten Kreisen für so harmlos gehalten wird, ist nicht bloß ein Plagegeist, sondern muß als unsere ärgste Feindin angesehen werden. Es besteht heute kein Zweifel mehr darüber, daß durch die den Menschen umschwirrenden Fliegen gefährliche Krankheiten übertragen werden; denn diese Tiere sind mit Krankheitskeimen äußerlich bedeckt und innerlich vollgepfropft.

Schon im Mittelalter wurde, um nur einiges anzuführen, der Fliege die Ursache der Verbreitung der Pest zugeschoben. 1869 konnte ihr die Uebertragung des Milzbrandes nachgewiesen werden, 1880 geschah gleiches hinsichtlich der eitrigen Entzündung von Wunden, 1898 bezüglich des Typhus. Als Gegengabe für die ihr gewährte Gastfreundschaft bringt sie uns fast alle ansteckenden Krankheiten, die es gibt. Erwähnt seien nur Darmkrankheiten, Brechdurchfall, Typhus, Cholera, Pocken, Scharlach, Diphtherie, Rückfallfieber, Augen- und Milzkrankheiten, Wurmkrankheiten, Lungenkrankheiten, sogar der entsetzliche Aussatz. Recht bedenklich ist es, wenn die Maden der Fliege durch irgend einen Umstand, vielleicht durch verunreinigte Speisen, in den Körper eines Menschen gelangen. Im Darm oder in anderen Organen können sie dann weiter leben und mehr oder minder schwere Krankheitsbilder hervorrufen, die der Arzt mit dem Namen *Miasis* bezeichnet. Anführen möchten wir hier noch, daß ein einziger der kleinen Punkte, die die Darmausscheidungen der Fliege darstellen und überall in unseren Wohnräumen usw. abgesetzt werden, große Mengen lebensfähiger Krankheitserreger enthalten können. Das Flugvermögen, das der Fliege einen raschen Ortswechsel ermöglicht, begünstigt die Verbreitung der mitgeschleppten Krankheitskeime. So ist es in dieser Hinsicht eine nicht seltene, wiederkehrende Erscheinung, daß nach dem Auftreten eines einzelnen Typhusfalles oft wenige Tage später in der Nachbarschaft neue Fälle sich ereignen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Verschleppung durch Fliegen zurückzuführen sind.

Es ist wahrlich an der Zeit, sich der Gefahren bewußt zu werden, die uns von den Fliegen drohen, und eine tatkräftige und planmäßige Bekämpfung der Unholde vorzunehmen. Wir haben uns bisher damit begnügt, die Fliegen in unserer Häuslichkeit totzuschlagen oder ihnen mit Fliegenpapier, Fliegenleim, Fliegenfallen nachzustellen. Diese Maßnahmen können einigen Erfolg haben, wenn sie schon im Frühjahr ener-

gisch eingesezt werden, nicht erst im Hochsommer, wo täglich neue, ungezählte Schwärme der Plagegeister auftreten. Bei der systematischen Bekämpfung der Fliegenplage sollten wir uns die praktischen Nordamerikaner zum Vorbild nehmen. In den U. S. A. sind seit Jahren gegen die Plage gesetzliche Vorschriften und Verordnungen erlassen, deren Befolgung strengstens überwacht wird. Für die Aufnahme von Abfällen und Dünger dürfen dort nur feste, gut verschlossene Behälter verwendet werden; die Leerung muß in kurzen Zwischenräumen erfolgen. Senkgruben sind zu zementieren; ihr Inhalt soll wiederkehrend mit Chlorkalk und Ferrosulfat (Eisenvitriol) bespritzt werden, Mittel, die die etwa vorhandenen Fliegenlarven töten und die Fliegen von der Ablage ihrer Eier abhalten, dagegen die düngende Eigenschaft der Abfälle usw. nicht herabsetzen. Daneben hat man durch Geldpreise den Eifer für Bekämpfung der Fliegen anzuregen versucht. Ein zwölfjähriger Knabe, so erzählt Floerike, hat für einaelieferte 119 000 tote Fliegen, die 10 große Fässer füllten, die Summe von 400 Mark einheimen können. Daß öffentliche Maßnahmen zur Eindämmung der Fliegenplage auch bei uns wohl ausführbar wären, lehrt das Eingreifen der Behörden bei Bekämpfung der Mückenplage, das günstige Ergebnis gezeitigt hat. Auch die Vertilgung der Ratten ist ja bekanntlich von der Obrigkeit geregelt.

Solange nicht allgemeine Vorschriften über eine Bekämpfung der Fliegenplage bei uns ergangen sind, wird der Einzelne sich aufraffen und in seinem Wirkungskreise dem Ungeziefer mit geeigneten Mitteln energisch zu Leibe gehen müssen. Solcher Mittel sind unzählige bekannt; nur einige mögen hier bezeichnet werden. Zu nächst rotte man die sogenannten Winterfliegen unbarmschzig aus. Die weibliche Fliege hat nämlich den ganzen Leib voll Eier, die sie im Frühjahr absetzt und dadurch die Stammutter einer ganzen, unzähligen Generation wird. Man tötet also mit einem Schlage eine große Schar dieser Plagegeister. Treue Helfer in unserem Kampfe gegen die Fliegen sind ihre natürlichen Feinde, denen sie zur Nahrung dienen. Diese, wie beispielsweise Schwalben, Rotkehlchen, Hausrotschwänzchen, Fliegenfresser, beschirme und hege man sorgfältig. Auch die Spinnen zählen zu ihren Todfeinden. Wesentliche Hilfe leisten uns ferner die der Pilzseuche verfallenen Tiere, indem, wie oben schon erwähnt, durch die an ihnen haftenden Pilzsporen die Seuche verbreitet wird. Die lieben Hausfrauen mögen daher den widerlichen Anblick der toten Fliegen

vorübergehend überwinden und diese eine Zeitlang an ihrem Lager belassen. Die gewohnten Vertilgungsmittel, wie Fliegenpapier, Fliegenleim, Fliegenfallen, Insektenpulver usw., seien daneben zur weiteren Verwendung empfohlen. Mit besonderem Eifer aber trete man ein wegen der Beseitigung oder Gestaltung und Einrichtung der Brutstätten der Fliegen, der offenen Düngerhaufen, der unbedeckten Orte und Gefässe für Küchenabfälle, Kehricht und Unrat und wegen der Behandlung solcher Stätten im Sinne der Fliegenvertilgung. In Wohnräumen und Ställen sorge man für dauernde Reinhaltung der Fußböden, vornehmlich auch der Winkel und Ecken; die Wände und Decken der Ställe streiche man öfters mit Chlorkalk. Als ein recht wirksames Mittel wird der sogenannte Fliegenstein empfohlen, d. i. gepulverter, grauer Scherbenkobalt (gediegenes Arsen). Man übergieße ihn in einer flachen Schüssel mit warmem Wasser und überdecke ihn mit Löschpapier, in das die mit etwas Zucker versüßte Flüssigkeit einzieht. Vorsicht beim Gebrauch! Das käufliche, recht geeignete Fliegenpapier ist Löschpapier, das mit arseniksaurem Alkali getränkt ist. Auch bei diesem Giftmittel ist Vorsicht zu üben. Gute Erfolge werden einem Gemisch von frischer Milch und Formalin nachgerühmt, das man jedoch ebenfalls vor Kindern hüten möge. Bewährt hat sich schon früher der Brauch, Büschel von Weisfuß an der Zimmerdecke aufzuhängen, über die am Abend, wenn sich die Fliegen darin gesammelt haben, von unten ein Sack gezogen wird; die im Sack enthaltenen Fliegen werden zertreten oder durch Schlagen getötet. Eine Abkochung von Fliegenholz (Quassiaholz), die mit Zucker angefüßt ist, lockt die Fliegen in Menge an, betäubt sie aber nur. Daß man die gegen Temperaturschwankungen so empfindlichen Fliegen durch Zugluft aus Innenräumen vertreiben kann, dürfte bekannt sein. Gazefenster halten die Fliegen vom Eindringen in unsere Wohnräume ab. Als gute Mittel zur Vertreibung der Plagegeister fand ich angegeben: das Verbrennen von Kürbisblättern auf glühenden Kohlen, das Ausräuchern mit Karbolsäure, das wiederholte Abbrennen von Räucherkerzen. Fliegen sollen auch Räume verlassen, die mit Lorbeeröl oder Lavendelöl gestrichen sind.

In neuerer Zeit wird ein von der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft hergestelltes Erzeugnis unter dem Namen Flit als Insektenvertilgungsmittel empfohlen. Flit ist flüchtig und wird mittels Zerstäubers angewendet. Ungiftig für den Menschen, soll es Fliegen, Stechmücken, Küchenschaben, Motten und anderes Hausungeziefer samt Brut töten.

Zum Schutze gegen die uns durch die Fliegen drohenden Gefahren sei noch geraten, Speisen und Getränke unter festem Verschlusse aufzubewahren, so daß dem Ungeziefer der Zutritt dazu völlig versperrt ist. Von schlafenden Kindern sind die Fliegen sorgfältigst fern zu halten. Man lasse Kinder zur Fliegenzeit nur unter Schleier schlafen.

Und nun zum Schluß noch folgendes:

Im August und September hört man öfters von unsern Mitmenschen, namentlich bei schwülem Wetter, die Klage: „Die Fliegen stechen heute wieder entsetzlich.“ Soweit dieser Streich auf Rechnung der Stubenfliege ausgeführt wird, müssen wir sie gerechterweise gegen die Klage verteidigen. Die Stubenfliege besitzt, wie wir oben gehört haben, kein Stechorgan und ist somit völlig unfähig zum Stechen. Der Uebeltäter ist in diesem Falle die Stechfliege, auch Wadenstecher genannt, *Stomoxys calcitrans* L., der zu der angegebenen Zeit, namentlich wenn Viehställe sich in der Nähe befinden, gern in unsere Wohnungen kommt. Er ist auf den ersten Blick in Größe und Aussehen sehr ähnlich der Stubenfliege, aber etwas plumper, hellgrau von Farbe und ebenfalls mit schwarzen Streifen auf dem Rückenschild gezeichnet. Der gelbbraunliche Hinterleib dagegen trägt auf seinen Ringen vom zweiten Ringe ab je 3 braune, nicht immer stark ausgeprägte Flecke. Leicht ist der Wadenstecher von der Stubenfliege zu unterscheiden durch die nur oberwärts gefiederte Fühlerborste und den wagerecht unter dem Kopf vorgestreckten, dünnen, schwarzen Rüssel, eben das Organ, durch das er so empfindlich stechen kann. Auch hält die Stechfliege die Flügel gewöhnlich halb offen. Ein weiteres Unterscheidungsmittel soll darin bestehen, daß der Wadenstecher in der Ruhe stets mit dem Kopfe nach oben sitzt, während die Stubenfliege die entgegengesetzte Richtung einhält.

Sprüche

von Max Lindow.

Das Leid kann ich alleine tragen,
Die Freude muß ich andern sagen.

Nicht auf hohen Worten reiten,
Nicht um kleine Dinge streiten,
Wachend durch die Tage gehen,
Gott auch in dem Kleinsten sehen.

Von den „sieben Schönheiten“ der Ufermark.

Von Dr. Martin Rudolph-Mannheim. / Mit 4 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Theodor Fontane schrieb 1864 im Vorwort zur zweiten Auflage von Band „Grafschaft Ruppin“ seiner „Wanderungen durch die Mark“ die folgenden Worte: „Der Reisende in der Mark muß sich mit einer feineren Art von Natur- und Landschaftsinn ausgerüstet fühlen. Es gibt gröbere Augen, die gleich einen Gletscher oder Meeresstürme verlangen, um befriedigt zu sein. Diese mögen zu Hause bleiben. Es ist mit der märkischen Natur wie mit manchen Frauen. „Auch die häßlichste — sagt das Sprichwort — hat immer noch sieben Schönheiten.“ Ganz so ist es mit dem Lande zwischen Oder und Elbe; wenige Punkte sind so arm, daß sie nicht auch ihre sieben Schönheiten hätten. Man muß sie nur zu finden verstehen. Wer Augen dafür hat, der wag' es und reise.“

Um diese stillen Schönheiten und um ihre Erhaltung handelt es sich bei den folgenden Betrachtungen. Denn diese kleinen Züge von stiller Schönheit sind in ernster Gefahr, gänzlich ausgelöscht zu werden im Bilde der heimischen Landschaft. Ja, sie sind dieser Gefahr leider schon teilweise erlegen! Die Ufermark namentlich in ihrem nördlichen Teil ist kein mit übermäßigen Schönheiten ausgestattetes Land. Besser als der Norden ist der Süden gestellt, wo die mannigfachen und reizvollen Seen des Templiner Kreises ansprechende Bilder hervorrufen in Gemeinschaft mit den weiten, tiefen Wäldern, in denen die Stille und das Schweigen wohnt. Oder besser ist auch der Angermünder Kreis gestellt, an dessen Südostrand sich das weite Oderbruch entlangzieht mit seinen fast bergartigen Hügelrändern hüben und drüben, der kraftvollen, saftvollen Niederung dazwischen und den reizenden Ortsbildern längs der Ränder. Der Prenzlauer Kreis entbehrt zwar diese Dinge nicht ganz, er hat das Randowbruch, Hügel- und Waldgebiete etwa in der Kaselower Forst, Seen von hoher Schönheit wie den Wolfshagener See in dem ehrwürdig alten Park mit seinen hohen Riesenstämmen, aber diese ausgezeichneten Naturbilder sind hier doch weit seltener als im Süden und deshalb sollte man hier im Nor-

den mehr noch als dort darauf bedacht sein, alles zu erhalten, was an farger Schönheit unserem Lande verliehen worden ist, die an sich schon klein und verborgen ist und gesucht sein will und sich nicht von selbst dem Beschauer aufdrängt. Es wäre ein ewiger Schade, wenn diese bescheidenen Reize gänzlich verschwinden sollten, denn sie wirken doch, dem Beschauer unbewußt, still und mächtig und verhindern, daß die Heimatlandschaft zu einer öden und gleichgültigen Kultursteppe wird, die dem Herzen und der Seele nichts bieten kann.

Einige Dinge sind es, die in besonderer Weise dem Verfall unterliegen. Dieses Verschwinden beruht zum Teil auf Vorgängen, die in der natürlichen Entwicklung selbst beschlossen liegen, die man deshalb nicht aufhalten noch hindern kann, obwohl mit ihnen manche Schönheit verloren geht, andere aber werden durch den Eingriff des Menschen künstlich beseitigt, und zwar oft ohne besondere Notwendigkeit! Zu diesen, dem natürlichen Verschwinden anheimfallenden Dingen gehören vorerst unsere Seen und Teiche, besonders die kleineren unter ihnen, am meisten die, die ohne natürlichen Abfluß sind, also stagnierendes Wasser haben. Selbst an unseren größten Seen kann man beobachten, wie geradezu erstaunlich schnell das Zuwachsen vom Ufer her sich durch Schilf, Binsen und andere Wasserpflanzen vollzieht, deren absterbende, vermodernde und nieder-sinkende Reste den Seegrund auffüllen (Abb.1). In wenigen Jahrzehnten hat sich die Uferlinie solcher Gewässer weit auf den Seespiegel hinaus vorgeschoben, einige Jahrhunderte genügen — geologisch betrachtet eine winzige Zeitspanne! — um solche Seespiegel gänzlich erblinden zu lassen, aus offenen Wassern einen Wiesengrund und schließlich festes Land werden zu lassen. Ein vorzügliches Beispiel dafür ist der Felchowsee im Angermünder Kreis, ziemlich rund, allseitig von Hügelzügen umgeben, stagnierend und in absehbarer Zeit vollkommen verkrautet und verschilft, schließlich zum Flachmoor geworden. Der Vergleich der heutigen Verhältnisse bzw. der heutigen Landkarte allein schon mit einer Karte wie der von

F. D. Soßmann, der 1796 die Uckermark kartographisch darstellte, zeigt augenfällig, wie viele Seen und Teiche seit damals, also doch nur in rund 150 Jahren verschwunden sind. Besonders stark unterliegen diesem natürlichen Vorgang die kleinen, abflußlosen Tümpel, besonders des Prenzlauer Kreises, die man als sog. Sölle zu bezeichnen pflegt. Und wie ansprechende, belebende Bilder inmitten der sanft auf und ab wogenden eiszeitlichen Möränenlandschaft vermögen diese Sölle zu bieten! Fast kreisrund, von grauen, kugeligen Kopfweiden und Buschwerk umgeben, an das sich ein rauschender Schilfgürtel anschließt, in dessen Innerem sich der kleine Seespiegel breitet, auf dem dann Taucher und Wasserhühner trompetend und lodend ihr Wesen treiben. Eine kleine, reizende Welt für sich, im Haushalt der Natur obendrein wichtig durch ihre Eigenschaft als Wohnraum einer zahlreichen Vogelwelt, geradezu ein natürliches Nistgehölz, wie man es anderswo — oft erst durch Schaden klug geworden! — künstlich wieder anlegen muß! Ästhetischer Reiz und praktischer Nutzen also in einem Stück beieinander! Solch Teich wächst unter Naturzwang langsam zu — man kann es nicht hindern, aber der Mensch hat es meist viel zu eilig, diese Kleinwelt inmitten seiner weiten Ackerfläche zu beseitigen: er schlägt die Weiden um, rodet den Busch, mäht das Schilf und hilft durch Einbringen von Erde und Ueberpflügen der Grenzen nach, bis vom Tümpel nichts weiter übrig ist als eine kaum merkliche Mulde im flachen Ackerfeld, die nun gleich ihrer Umgebung Korn trägt. Das Feld bringt vielleicht etwas mehr Ertrag, die Landschaft ist auf jeden Fall um einen belebenden Zug ärmer geworden.

Wie es den Kopfweiden im genannten Beispiel ging, so geht es ihnen fast überall. Es

ist, als ob man ihnen den Krieg erklärt hätte! Und sie sind doch so recht die Charakterbäume der nördlichen Uckermark, sie umgeben mit runden Spitzen weitbin in der Landschaft die Seen



Abbildung 1

Verlandeter Mühlteich bei der Heidemühle (Kafelower Forst).

und Wiesenlecke (Abb. 2), sie folgen gleicherweise in langen Reihen den Feldwegen und beleben die Landschaft auch dort, wo diese durch die weiten gleichförmigen Ackerfluren allein eintönig wirken müßte. Aber die Weiden sterben ab, und nirgends werden neue als Ersatz gepflanzt. Vielfach findet man die alten hohlen Stämme ausgebrannt, eine merkwürdig häufige Erscheinung. Mutwillig angelegte Feuerchen, aber jedem einzelnen fällt eine schöne, alte Weide zum Opfer! Man betrachte sich einmal die Feldwege im Nordwestteil des Prenzlauer Kreises! Lange Feldwege, besonders anziehend etwa der Lübbenower Priesterweg, hier und da noch vereinzelt als Reste einer langen Reihe die Weiden im Verein mit ein paar lang wehenden Hängebirken, sonst sind die Wege kahl, trostlos kahl und im Sommer sengend heiß, und als einzige „Zier“ die Masten der Telegraphenleitung! Warum pflanzt man keine neuen Weiden? Die Anlage von Weidenkulturen, besonders der Korbwei-

den, bedeutet nicht nur eine neue Belebung des Heimatbildes, sondern einen hohen volkswirtschaftlichen Nutzen; sie wird von staatlicher Seite unterstützt, zumal große und bedeutende

verdient hätten. Der Naturdenkmalschutz kann nicht überall sein Auge haben, der Besitzer eines Feldes muß da selber die Empfindung gewinnen, wo Schonung am Platze und wo

sie nicht notwendig sei. In anderen Gegenden Norddeutschlands meißelt man in die großen Findelsteine Namen und Zahlen und stellt sie an den Straßenkreuzungen als Wegweiser und Meilensteine auf. Ein paar große, grau bemooste Steine am blühenden Feldrain, von weißem Schlehengebüsch überschattet, in dem die Vögel nisten — alles das sind solche stillen Schönheiten und kleinen Einzelzüge im Antlitz der Landschaft, die jeder für sich unwesentlich erscheinen, die aber zusammen dazu beitragen,

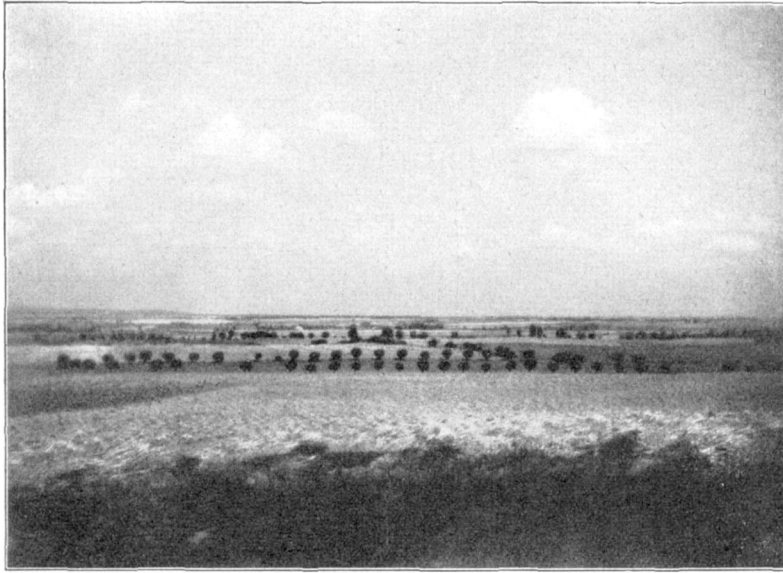


Abbildung 2 / Verlandeter See (Wiese mit Weidenfranz) nordöstlich von Güterberg. / Blick vom Osthang des Pappelberges gegen Norden.

Korbweidengebiete im deutschen Osten durch die Abtretungen an Polen verloren gegangen sind. Auch die Feldwege sollten wieder neu mit Weiden bepflanzt werden! Die Mühe wäre klein, ein wirtschaftlicher Nutzen ließe sich erzielen und die Landschaft litte nicht Not wie jetzt, wo diese hübschen Bäume in Massen verschwinden.

Von den Findlingen ist bereits im vorjährigen Kalender an dieser Stelle ausführlich gesprochen worden. Es muß zugegeben werden, daß ja nicht alle Steine liegen bleiben und erhalten werden sollen und können, das wäre wirtschaftlich nicht zu verantworten, denn in diesen Steinen steckt ein Kapital, und das Land würde schließlich, da jährlich neue Steine ausgepflügt werden, vor Steinhausen ersticken, deshalb ist sinngemäße Verwertung zu Landstraßenbau und Fundamentbau unbedingt berechtigt, aber man sollte auch darin nicht zu radikal sein — wie oft kommen große und schöne Steine unter den Sprengbohrer, die den Schutz

gen, ein harmonisches Bild zu erzeugen, ein ansprechendes Bild, eine wohltuende Landschaft. Und der naturwissenschaftlich denkende Heimatfreund erblickt in den alten Steinen Zeugen einer großartigen geologischen Vergangenheit seiner Heimat (Abb. 3).

Reizvolle Belebung wird in das Landschaftsbild auch durch die kleinen Bachläufe und Wassergräben gebracht, an deren Ufer sich eine üppigere Vegetation angesiedelt hat. Aber Gräben und Wasserläufe sind in den Augen der rationell wirtschaftenden Landwirte ein Greuel, die möglichst verschwinden müssen. E. Ziemendorf (Im Nebel, Eine Heimatwanderung, Prenzlau 1911, A. Mick) hat vor langen Jahren schon über diesen Uebereifer geklagt, der seitdem vielleicht nur noch größer geworden ist: „Seen und Teiche werden abgelassen, den größeren Sammelbecken und Flüssen zu, Gräben werden zugeschüttet, drainiert. Alles wird zu Acker und Wiese gemacht. Schade, die Landschaft verliert dadurch. Und so manche alte Pappel, mancher vom Bliz geborstene Weidenbaum, die Teiche und Gräben umrahmten, wird weggenommen. Eure Neue-

rungen und Euer Vorwärtstreben in Ehren, Ihr Herren Landwirte. Aber macht's bitte nicht zu rationell. Nehmt der Landschaft nicht ihren Charakter. Es bleibt dann nichts übrig zum Lieben... Bilden nicht alle diese Kleinigkeiten willkommene Unterbrechungen für das Auge im schönen, aber gleichmäßigen Bilde der weiten Ackerfläche? ... Laßt bestehen davon, was nicht unbedingt fort muß. Herz und Gemüt kommen sonst nicht mehr auf ihre Rechnung und ihr nehmt die Liebe zur Scholle euch und eurem Geschlecht." Das sind beherzigenswerte Worte, die bisher leider nur allzu wenig Widerhall gefunden haben! Mit jedermelioreierten Wiese wird ja nicht nur unmittelbar das Bild der



Gegend verändert, es leidet auch die heimische Tierwelt, die Störche werden aus ihren Jahrhunderte alten Jagdrevieren verdrängt — wie wenige Storchnester zählt man nur noch in der Uckermark, wo einst Hunderte sich in den Dörfern und Städten fanden. Die Kiebitze, die Brachvögel, oder gar die großen stolzen Trappen gehen immer stärker zurück. Mit den Gräben und Bachläufen fallen natürlich auch die Gehölze, kleine Buschgruppen und Haine, einzelne die Umwelt beherrschend überragende Einzelbäume, die hier und da über die Ackerweite verstreut sind, und mit ihnen das Heer der Kleinvogelwelt, die des Landmannes beste Hilfsstruppe im Kampf gegen Schädlinge aller Art bilden. Es wird alles weit und gleich gemacht, und die Langweile geht über die Felder, und niemand hat mehr Freude an solcher Landschaft. Unter dem Himmel wird es still, kein Vogel fliegt mehr oder singt und ruft als die allgerwöhnlichsten Ammern, Feldsperrlinge und andere Tiere, denen die flache Kultursteppe wohlgefällt und die dem Menschen überall dorthin folgen, wo er aus einer vielgestaltigen,

abwechslungsreichen Landschaft eine solche Kultursteppe bildet.

Was hier gesagt wird, erscheint vielleicht manchem so romantisch und weltabgewandt,

Abbildung 3 / Weiden und Findlinge am Feldweg zwischen Güterberg und Milow.

aber es zeigt sich doch immer erneut — ganz abgesehen von allen ästhetischen Gesichtspunkten — daß dort, wo der Mensch das natürliche Gleichgewicht stört, Schäden und unbeabsichtigte nachteilige Folgen eintreten, die man vorher nicht ahnen konnte und die man dann wieder mit erneuten Kosten beseitigen muß. Das Ueberhandnehmen von Ungeziefer durch Entziehung von Nistgelegenheiten für die Kleinvogelwelt, das starke Auftreten von allerlei kleinem Raubzeug und Nagetiervolk durch rücksichtsloses Abschließen jeglicher Raubvögel sind nicht wegzuleugnende Tatsachen, ebenso wenig wie die Notwendigkeit, besondere Schutzgehölze anzulegen, Nistkästen aufzuhängen usw., um das gestörte Gleichgewicht wieder auszugleichen. Das ist alles keine Theorie, sondern bewiesene Tatsache und sollte den Verantwortlichen doch sehr zu denken geben!

Es wird zugegeben, man handelt in bester Absicht, man hat zum mindesten keine böse Ab-

gleichen. Man sehe einmal ein so prachtvolles Bild der schwarzweißen, robrgedeckten, breit- hingelagerten und hochdachigen Fachwerkscheunen und -ställe etwa des Gutes Wiltsdorf an und vergleiche sie mit dem schematischen Scheunen- und Stall- typ aus rotem oder gel- bem Ziegelstein, auf dem ein schwarzgeteer- tes, flaches Pappdach den Abschluß bildet. Das eine erfreut, das andere läßt kalt, aber es mag wohl nützlich und unabänderlich sein!

Es muß immer wie- der betont werden, daß man oft um solche Not- wendigkeiten nicht her- untkommt und sich mit ihnen abfinden muß. Auf der andern Seite aber läßt es sich der Mensch doch oft ange- legen sein, ohne Not Unschönes und Ge- schmackloses in das Heimatbild hinein- zubringen. Eine Notwendigkeit beispiels- weise ist wohl eine Hochspannungsleitung, deren Nützlichkei niemand bezweifeln kann, aber auch den Mißklang nicht, den sie in eine harmonische Wald- und Feld- und Seenland- schaft mit ihren schweren Eisenmasten und tief hängenden Drähten bringt. Man muß sie gelten lassen, bis später hoffentlich einmal die Zeit kommt, wo — allein schon aus Sicher- heitsgründen für den Luftverkehr oder aus Störungsgründen für den drahtlosen Wellen- verkehr — alle Hochspannungsleitungen unter- irdisch gelegt werden müssen. Aber anderer- seits — ist es nötig, daß namentlich längs der Eisenbahnen alle paar Kilometer ein gerupfter Eulenvogel, eine buntgekleidete Photomaid, eine riesengroße Hautcremetube oder Ähn- liches an Reklameschildern sich brutal vor die schönste Landschaft setzt und ein hübsches Bild einfach totschlägt? Auch Reklame ist nötig, ge- wiß, aber es muß dafür gesorgt werden — die Zeit kommt sicher! — daß sie nicht am falschen Ort gemacht wird. Oder an einem schönen Fachwerkgiebel prangen in schreienden Farben

die Schilder von Zigarettenmarken, Auto- mobilölen, Berliner Zeitungen usw., die der ein- heimische Landmann in der Regel doch gleich den vorgenannten Dingen nur selten oder teil-



Abbildung 4 / Laubenhaus in Milow.

weise benötigt. Aber warum verschandelt der Bauer sein Anwesen, seinen Giebel, sein Dorfbild, seine Heimat mit der Reklame für Leute, die nur vorüberfahren und ihn gar nichts weiter angehen? Man sieht hier und da in der Uckermark noch den besonders schönen Typ des Laubenhauses mit dem auf Balken- säulen vorgebauten Obergeschoß, das meist unten einen Laden oder eine Wirtschaft be- herbergt, vor der man im Schatten des Ober- geschosses sitzen oder die Pferde anbinden kann (Abb. 4). Aber man bedauert es tief, wenn man diese prächtigen Fachwerkfronten manchmal gepflastert, wahrhaft gepflastert sieht mit Dutzenden von Emailleschildern für all die Dinge, die man hier zu kaufen be- kommt. Dem Kaufmann muß es natürlich unbenommen sein, seine Ware anzukünden, aber warum muß das Blechschild einer Wasch- mittelfirma, einer Bierflasche, einer Schoko- ladenmarke jeweils mehrfach an allen Ecken und Enden des Hauses, des Gartenzaunes, des Giebels befestigt sein, wo immer höchstens

eines davon an der Ladentür genügen würde? Auch die Tankstellen der Autos drängen sich grade auf dem Lande mit ihren Reklamen ungebührlich vor. Es ist hier draußen doch nicht so wie in der Stadt, wo einer den andern immer an Reklame überbieten zu müssen trachtet. Ein kleines hinweisendes Schild würde auf dem Dorfe oft genügen, wo sich eine grell bemalte Benzinpumpe breit macht. Kurz, es wird so viel Unschönes und Unnötiges auf der einen Seite in das Bild von Landschaft und Siedlung gebracht, wo auf der andern Seite von der natürlichen Anmut einer Gegend verloren geht oder verloren gehen muß, daß eine gesetzliche Regelung mit Schutzbestimmungen für das Bild unbedingt dort eingreifen müßte, wo der feinfühligste Sinn der Eingeborenen versagt. Ansätze in dieser Richtung sind bereits vorhanden. Besser wäre es natürlich, wenn der Land- wie der Stadtbewohner von sich aus, ohne äußere Beeinflussung sich einerseits gegen diese Auswüchse einer meist großstädtischen Geschäftstüchtigkeit wehrte, auf der andern Seite die Natur aber und die Gaben, die sie unserer Heimat geschenkt hat, so feinfühlig und verantwortungsbewußt wie nur möglich behandelte. Ein jeder von uns hat eine solche Verantwortung an seinem Teile dem Lande selbst und denen gegenüber, die nach uns kommen, denen wir nicht eine öde Kulturwüstenerei hinterlassen dürfen, in der nichts zu Herz und Sinnen spricht. Auch der

Landmann hat dem Städter gegenüber, der an Ruhetagen nach der Arbeit der Woche in Wald und Feld Ausspannung und Erholung sucht, eine Verantwortung, bei der es letzten Endes um die seelische Gesundheit des Volkes geht.

Ein offener Heimatsinn, eine tiefe Heimatliebe und Vaterlandsliebe können nur dort entstehen, wo der Mensch zu seiner Umwelt in einem guten Verhältnis steht, wo sie ihm nicht gleichgültig ist, wo die Natur zu seinem Herzen spricht. Die Kultursteppe aber, in der jeder See abgelassen, jeder Baum abgeholt, jede Wiese melioriert, jedes Gehölz gerodet, jeder Weg begradigt, jeder Siebel reklameüberkleistert ist, wo statt der Weiden und Birken am Wege nur die Telegraphenmasten die Straße begleiten, diese Landschaft ist seelisch tot und der Mensch, der in ihr wohnt, bleibt unberührt von ihr, kann sie nicht lieben und bleibt in müder Gleichgültigkeit ihr gegenüber, wenn er diese trostlose Leere nicht gar haßt. Alle, die einen Einfluß auf die Gestaltung unserer Uckermark haben, Lehrer und Pfarrer, Gutsherren und Dorfschulzen, Land- und Stadtleute, sollten sich dreimal überlegen, ehe sie eine Arbeit beginnen oder veranlassen, ob diese neben der mess- und zählbaren Nützlichkeit nicht schwere ideelle Schäden mit sich bringt, denn „was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele“.



Der neue Friedhof von Gollmiz.

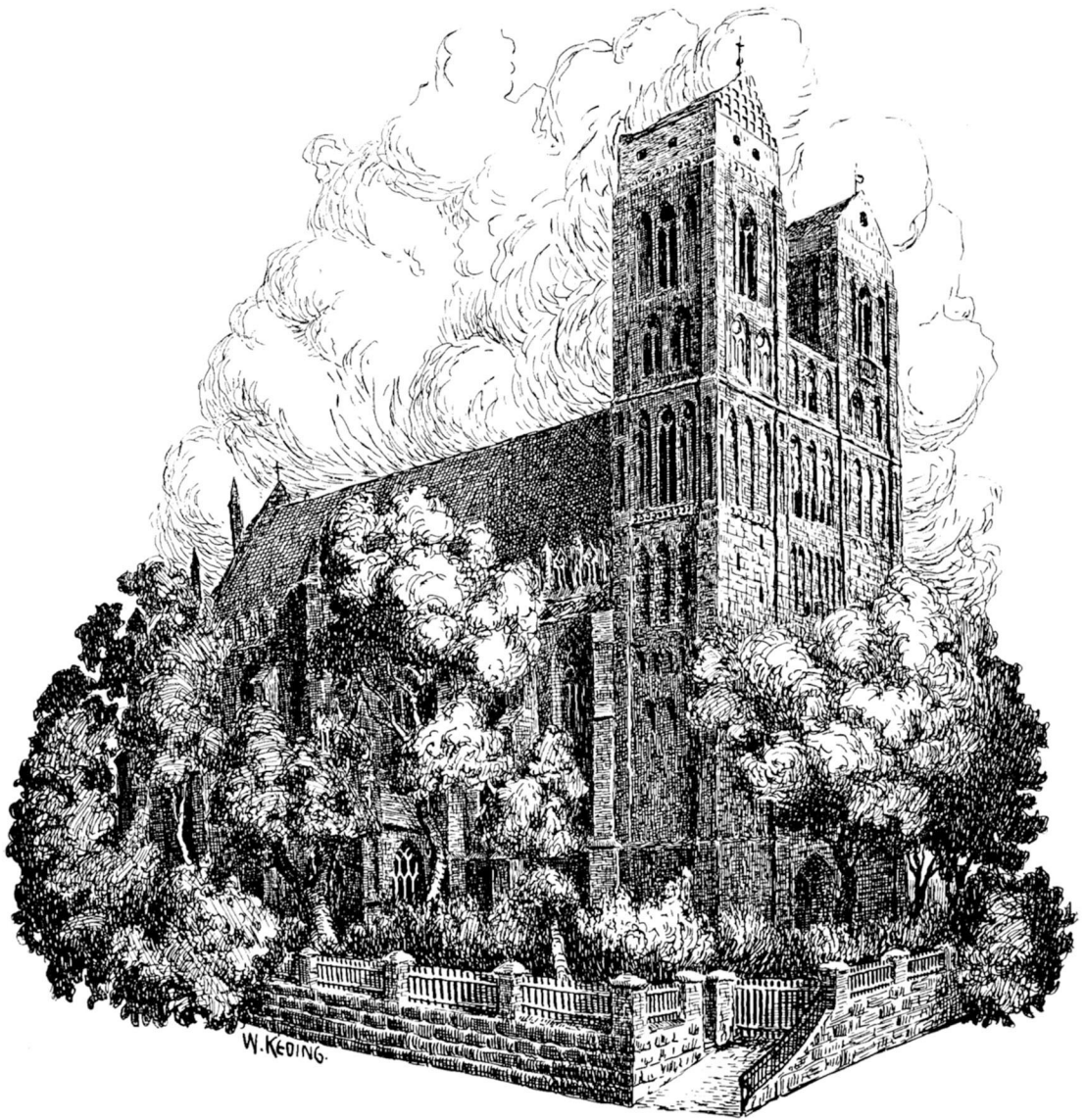
Nacherzählt von Peters = Schöneberg.

Bevor die fromme Gräfin von Kallenberg den neuen Friedhof hinter dem Gutshof von Gollmiz anlegen ließ, war an dieser Stelle ein hoher, spitzer Hügel, auf dem es nicht geheuer war. Dort sollten große Schätze vergraben sein, die dem Ritter „Buck“ gehört haben sollen. Doch tapfer ist die fromme Frau auf den Hügel gestiegen, um den bösen Geist zu bannen, der jedem, der sich dem Hügel näherte, einen Buckel anzauberte. Immer hat sie gebetet bei ihrer

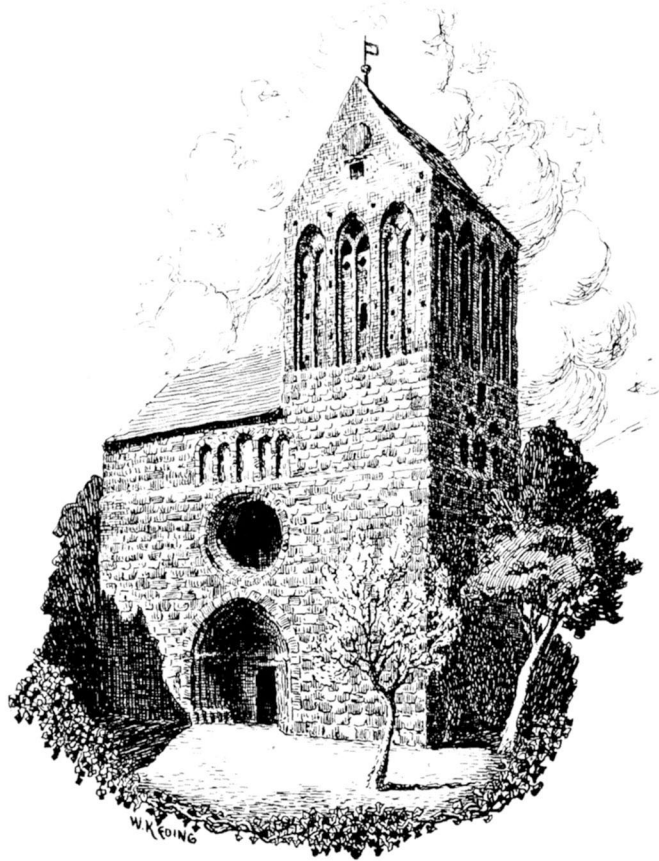
Wanderung: „Bewahre Leib und Seel, Herrgott, vor Tod und Höll“, und wirklich konnte ihr der böse Geist nichts anhaben. Oben findet sie einen Haufen glühender Kohlen, die sie mit dem Fuß auseinanderstößt; dann kniet sie auf dem Hügel nieder und gelobt, hier einen Friedhof zu errichten, in dem auch einst ihr Leib ruhen solle. Fortan konnten die nötigen Arbeiten ungestört ausgeführt werden, es hat sich niemals wieder ein Geist gezeigt. Der Gräfin Wunsch ist aber nicht in Erfüllung gegangen, sie ruht nicht unter der von ihr errichteten Kapelle auf dem Friedhof. Hätte sie einen Stein auf die Kohlen gelegt, so wären die Seelen zur Ruhe gekommen. So wandern sie friedlos über die Erde dahin und haben der sonst so tapferen Frau den letzten Wunsch versagt.



Junger Turmfalke (*Falco tinnunculus tinnunculus* L.)
im Gemäuer des Turmes der Marienkirche in Prenzlau.
Aufnahme von Dr. W. Effenberger.



Marienkirche in Prenzlau / Zeichnung von W. Keding.



St. Nikolai.

(Auf dem Hof der alten Kaserne.)

Steht ein Turmgebäude
 Alt und grau und brach,
 Singt ein fromm Geläute
 Unter seinem Dach,
 Wallet durch die Luten
 Ueber Stadt und Feld.
 Häuser, die sich ducken,
 Sind herumgestellt.

Kreuz und Spitze sanken
 Und der Kirche Chor,
 Efeu reckt in Ranken
 Sich am Bau empor,
 Um Portal und Blendfenster
 Legt er sein Geäst,
 Hält mit kühlen Händen
 Morische Quadern fest.

Graues Turmgemäuer
 Von Sanct Nikolaus,
 Warst mir immer teuer,
 Hagend Gotteshaus.
 Predigt deiner Wände
 Läßt mich nimmer leer,
 Hebt die Segenshände
 Auch kein Priester mehr.



St. Jakobí.

St. Jakob steht am Straßenrand
 In Efeu grün gewandet.
 Zu Haupt ein Fähnchen grüßt ins Land,
 Zu Fuß das Leben brandet.

Wohl viele geh'n tagein, tagaus
 Stadtwärts und auch zurücke
 Und streifen doch das schöne Haus
 Kaum flüchtig mit dem Blicke.

Die Späßen haben gut Quartier
 Im Efeubusch gefunden
 Und schelten dort nach Späßmanier
 Zu allen Tagesstunden.

Doch nächstens, wenn der Straßenstrom
 Verebbt und Stille waltet
 Und Gott an seinem ew'gen Dom
 Die Sterne eingeschaltet,

Wenn Späßenmann und Späßenfrau
 Im Reste traut sich finden,
 Dann weiß St. Jakobs alter Bau
 So mancherlei zu künden:

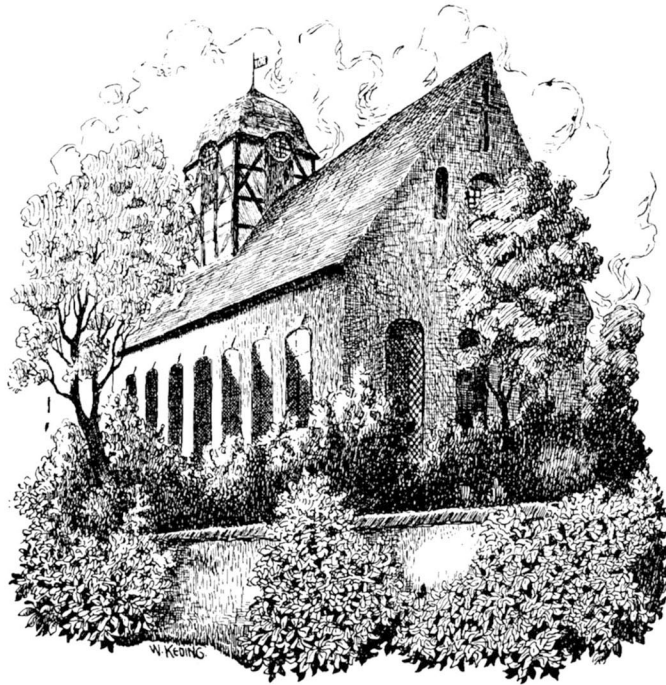
Vom dreigekopften Triglaw, der
 Die Steine und die Streben
 Von dem zerstörten Tempel her
 Zum Kirchbau mußte geben,

Vom Brand, der gierig aufgelobt,
 Vom Kampf in Prenzlau's Toren,
 Vom Hunger und vom schwarzen Tod
 Aus Kriegenot geboren — — —.

Einjt wollt' der Piccolomini
 Des Turmes Spitze brechen.
 Es sollte seine Artillerie
 Hoch von der Plattform sprechen.

Ein Bittgang — und er gab sich drein,
 Es blieb der Turm erhalten.
 Er ragt noch heut ins Blau hinein,
 Kein Blitzschlag tät ihn spalten.

Mög' er nun stehen fernerweit,
 Solang zu seinen Hallen
 Im immergrünen Efeufleid
 Noch fromme Peter wallen.



St. Sabinen.

(Kirche zum ehemaligen Kloster der büßenden Jungfrauen.)

Auf dem Anger, St. Sabinen,
Wie ein dörfl'ch Gotteshaus
Sieht es freundlich aus dem Grünen
Auf den weiten See hinaus.

Seines Daches kleiner Reiter
Unter'm Helme sitzt geduckt,
Hat vorzeiten auch wohl weiter
In das Land hinausgefuckt.

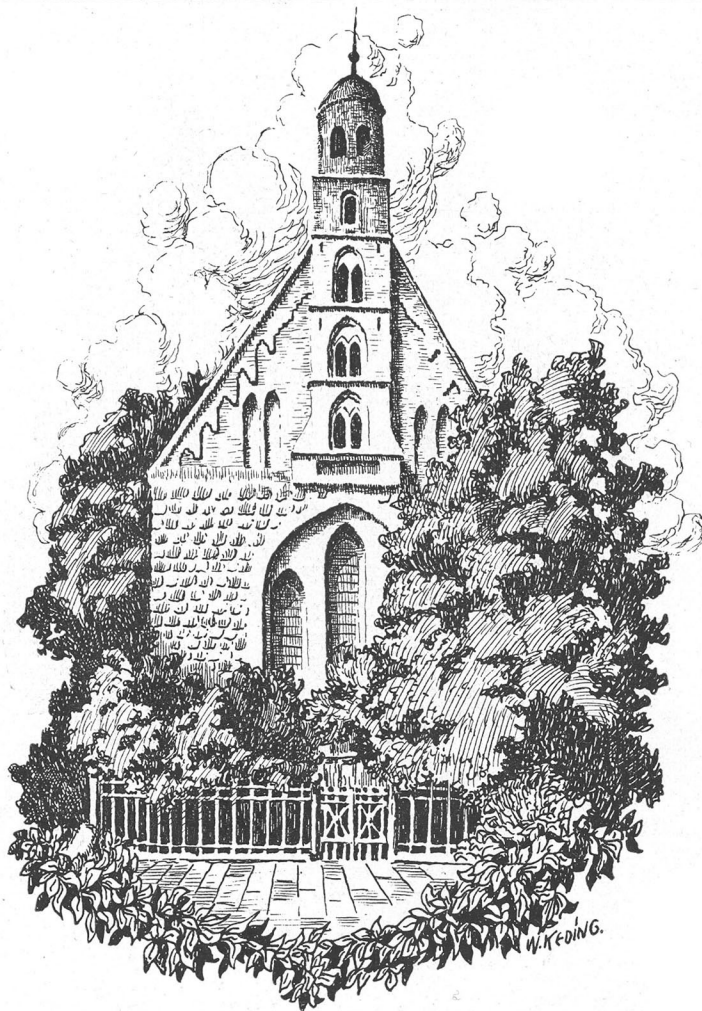
Damals, als zur frühen Mette
Noch sein Glücklein hell erschallt,
Und zur heil'gen Andachtsstätte
Still der Nonnen Schar gewallt,

Scholl zum Chor der Magdalenen
Oftmals wohl der Wellen Braus.
Mancher Jungfrau wehes Sehnen
Kauschte mit ins Land hinaus.

Stand wohl auch, wie Gudrun waschend,
Manch ein Könnlein hier am Strand,
Augen schattend, Blicke haschend
Aus verlor'nem Lebensland.

Ordensbrauch und Regel fielen,
Nichts verblieb von dem Konvent,
Und der Ufer Wellen spülen
Ueber's Klosterfundament.

Aber wer's versteht zu lauschen,
Höre alter Zeiten Lied
Aus des Priestergrabens Kauschen,
Der vorbei am Kirchlein zieht.



Zur heiligen Dreifaltigkeit.

(Kirche der Reformierten.)

„Zur heiligen Dreifaltigkeit“
Ein Kirchlein tut man nennen.
Den Stein dazu, in alter Zeit
Täten ihn Mönche brennen.

Vom heiligen Franz die Brüderschar
Zog bettelnd durch die Lande,
Und jeder bracht sein Scherflein dar
Dem Mönch im Graugewande.

Des Klosters Mauern stiegen auf
Bald von den Bettelspenden,
Der Kirche Pfeiler folgten drauf
Mit meterdicken Wänden.

Die Mönche schlafen lang sich aus
Im stillen Friedegarten.
Daruüber steht heut Stall und Haus
Und Bauwerk aller Arten.

Die Zellen alle fielen ein,
Die Keller und die Küche.
Ein jeder wollt' lutherisch sein
Und ließ das Werk im Stiche.

Nur eins tät bis auf uns're Zeit
Die Hora überdauern:
„Zur heiligen Dreifaltigkeit“,
Der Klosterkirche Mauern.



Zum heiligen Geiste.

(Ufermärktisches Museum.)

Zierlich Minarette,
Sollte einst zum Beten deuten.
Aber zur Gebetesstätte
Ladet keines Glöckleins Läuten.

Drinne ist das Schweigen.
Sang und Rede längst verstummen.
Nur die Manuale zeigen,
Wo der Orgel Bäße brummen.

Vorzeitmäler blaffen,
Künden manches, was gewesen,
Und von hundert Sachen lassen
Sich der Zeiten Runen lesen.

Draußen, straßesperrend,
Steht der Torturm, wuchtig schühend,
Angriff mit den Zinnen wehrend,
Adler oben, goldringblühend.

Pflanzt sich auf in Breite,
Ritter ohne Furcht und Tadel,
Daß der Kleine sicher reite
Hoch auf der Kapelle Sattel.

Halte weiter Wache,
Ungleich Zwillingpaar für immer,
Kleiner Reiter auf dem Dache,
Stolzer Turm im Sagenschimmer.

Dem Geheimen Justizrat

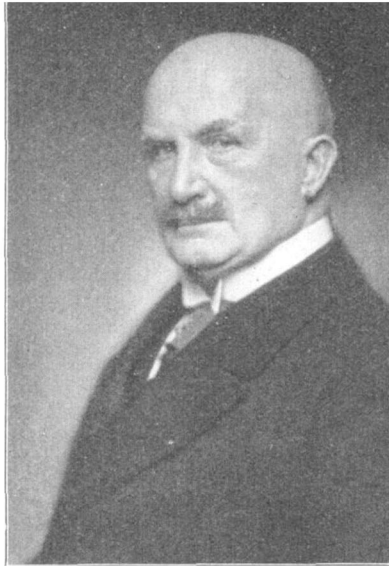
HERMANN DIETRICH

zum Gedächtnis.

Hermann Dietrich wurde am 11. Mai 1856 in Schmargendorf, Kreis Angermünde, geboren. Nach dem Besuche des

Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin studierte er in Jena, Heidelberg und Berlin Rechtswissenschaft. Im Dezember 1876 trat er als Referendar in den preussischen Justizdienst. 1882 ließ er sich in Prenzlau als Rechtsanwalt nieder, wo er 1891 zum Notar ernannt wurde. Neben einer umfangreichen juristischen Berufsarbeit wandte er sich 1890 durch Erwerb des Rittergutes Mehelthin im Kreise Templin auch der Landwirtschaft zu. Daneben entfaltete er seit 1889 als Mitglied der Stadtverordneten-

versammlung in Prenzlau eine erfolgreiche Tätigkeit, von 1895 bis 1918 bekleidete er das Amt des Stadtverordnetenvorstehers; in Anerkennung seiner Verdienste um die Entwicklung der Stadt Prenzlau ernannten ihn die städtischen Körperschaften am 1. November 1918 zum Ehrenbürger. Viele Jahre war er auch Mitglied des Kreistages des Kreises Prenzlau. Durch seine vielseitigen beruflichen und wirtschaftlichen Erfahrungen erschien Hermann Dietrich dem Wahlkreise Templin-Ruppin als der geeignete Vertreter im Deutschen Reichstage und Preussischen Landtage; von 1898



bis zur Staatsumwälzung 1918 hat er ununterbrochen beiden Parlamenten angehört. Nachdem er den Weltkrieg als

Landwehroffizier in verschiedenen Verwendungen mitgemacht und das Eiserne Kreuz I. Klasse erworben hatte, wurde er 1919 in die Deutsche

Nationalversammlung gewählt, in der er das Amt eines Vizepräsidenten bekleidete. In der Folge gehörte er dem Deutschen Reichstag noch bis zu den Neuwahlen im Jahre 1928 an, bei denen er seines vorgerückten Alters wegen nicht mehr kandidierte. Eine ungewöhnliche Arbeitskraft hatte ihn bis dahin befähigt, neben der umfangreichen beruf-

lichen und ehrenamtlichen Arbeit sich noch in einer großen Anzahl von gemeinnützigen und genossenschaftlichen Organisationen führend zu betätigen. Nach dem Ausscheiden aus dem öffentlichen Leben widmete er sich der Bewirtschaftung seines Gutes Mehelthin, auf dem ihn am 5. Juli 1930 ein Herzschlag schnell und schmerzlos dahinraffte. Die uckermärkische Heimat, die er mit ganzer Seele liebte, hat in dem Heimgegangenen einen ihrer besten und treuesten Söhne verloren. Sein Andenken wird in ihr allezeit in Ehren bleiben.

Neue Riesensteingräber in der Mark.

(Ausgrabung des Märkischen Museums 1929)

Dr. A. Rieckbusch, Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums.

Im Sommer 1929 hat das Märkische Museum bei Wollschow in der Uckermark umfangreiche Ausgrabungen unternommen und dabei zu größter Ueberraschung auch der Forscher nicht nur eine Reihe imposanter Riesensteingräber, sondern sogar einen ganzen Friedhof mächtiger, aus riesigen Blöcken und gewaltigen Steinplatten erbauter Grabkammern freigelegt. Im ganzen sind bis jetzt mehr als 30 dieser Steinzeitgräber aufgedeckt worden. Dieser ausgedehnte Blockkammerfriedhof liegt auf einem ebenen, größtenteils mit Kiefern bestandenen Sandfelde im alten Urstromtal der Randow, jenes märkisch-pommerschen Grenzflüßchens, das jetzt in schmalem Bette der Oder zueilt.



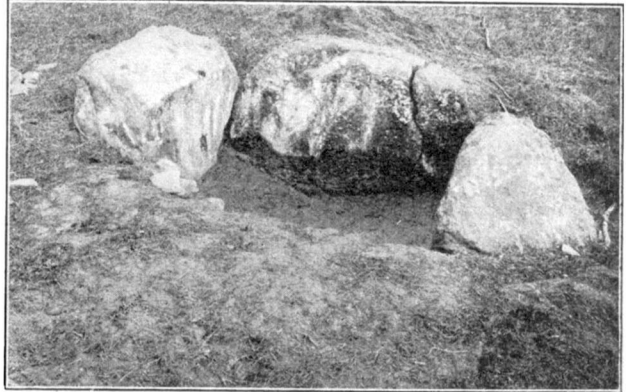
Reste eines Steingrabes auf dem Oberfeld (Kochberg).

Schon während der jüngeren Steinzeit, also vor mehr als 4000 Jahren, wohl schon zur Zeit der ägyptischen Pyramidenerbauer, muß das Randowtal bei Wollschow ungemein stark besiedelt gewesen sein. Sonst könnten unmöglich so viele stattliche Bauten bis in unsere Zeit hinein erhalten geblieben sein. Wer jetzt die durch Jahrtausende geweihte Stätte besucht, sieht eine große Zahl dieser Grabkammern in würdigem Zustande frei daliegen. Nur der Deckstein ist zumeist schon in früherer Zeit verschleppt worden; in einigen anderen

Fällen liegt er neben der Kammer. Da diese Grabstätten nicht selten auf einem kleinen, allerdings sehr flachen, oftmals kaum merklichen Hügel eingesenkt wurden und ihre Decksteine zuweilen wenigstens teilweise über die Rasenfläche emporragten, so haben sie sicher schon in alter Zeit die Aufmerksamkeit der Nachlebenden auf sich gezogen. Neu- und Wißbegier haben dann manches zerstört, und beim Stubbenroden muß man im Laufe der Zeiten hin und wieder auf die großen Blöcke gestoßen sein, die für Häuser- und Straßenbau gut zu gebrauchen waren. So mancher Deckstein und manche Steinplatte ist ins Dorf gewandert, zerschlagen worden oder sonst verloren gegangen. Auch der Inhalt der Gräber wurde bei derartigen Zerstörungen natürlich wenig beachtet, teils zerstreut und teils verschleppt. Man weiß nichts mehr davon. Manches Grab war schon leer, als vor mehr als 40 Jahren ein begeisterter Freund der Altertümer seine Sonntagnachmittage benutzte, um eine Anzahl dieser Gräber nach Maßgabe seines Könnens und seines Verständnisses zu untersuchen. Sorgfältig und gewissenhaft ist er zu Werke gegangen, und was er gefunden, das hat er gut bewahrt. Jahrzehnte hat er gegraben, im Randowtal wie auf anderen Teilen der Wollschower Feldflur. Seine Sammlung hielt er gut in Ordnung, bis sie 1929 durch Vermittlung des Herrn Landesdirektors in den Besitz des Märkischen Museums überging. Ein Teil der Funde aus der Bressinschen Sammlung ist von dem Arzt Dr. Hugo Schumann aus dem benachbarten Löcknitz in seinen „Steinzeitgräbern der Uckermark“ gut beschrieben worden; so besonders der reiche Inhalt eines Hodergrabes, dessen einer Deckstein zur Hälfte als Grabdenkmal für Schumann auf dem Löcknitzer Friedhof aufgestellt wurde. Schumann meint in seinem Buche, daß bei Wollschow wohl 15 solcher Gräber vorhanden gewesen sein müßten. Er hat die Zahl unterschätzt.

Die Wände der Grabkammern sind fast immer aus Findlingsblöcken erbaut, also aus jenen während der Eiszeit mit dem Inlandeise aus Skandinavien hierher verfrachteten Felsblöcken, an denen die Uckermark ja besonders reich ist. Die meisten von ihnen haben recht unregelmäßige Formen. Kanten und Ecken sind auf dem langen Wege beinahe immer abgekliffen und abgerollt. Nicht selten ist jedoch eine Seite infolge der Gletschervirkung eben und alatt. Diese schon von Natur aus ebene Fläche hat man bei der Anlage der Gräber stets nach innen gestellt. Jede Kammer besteht danach mindestens aus vier Wandsteinen. Häufig verwendete man an den Längsseiten aber auch zwei Blöcke, wenn ein ganz großer, der doch wenigstens $1\frac{1}{2}$ Meter messen mußte, nicht zur Verfügung stand. In einzelnen Fällen kommen zwei Blöcke auch an

gelassen hatte, wohl um von dieser Seite her einen Zugang zum Grabe zu haben. Ob nur für kurze Zeit, läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls hat man zuletzt auch die offene Seite mit kleineren, etwa kopfgroßen Steinen



Blockkammer Nr. 4.



Blockkammer Nr. 2.

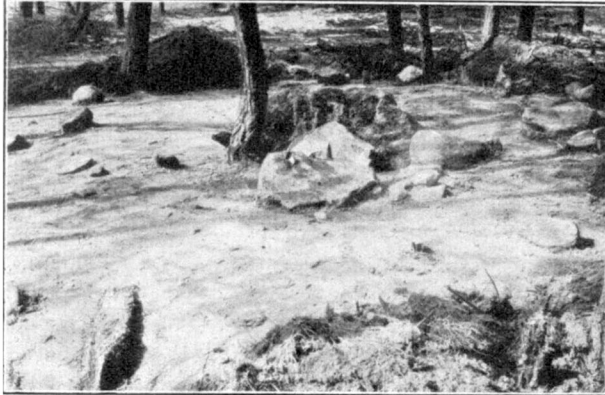
den Schmalseiten vor; sie liegen dann aber über-, nicht nebeneinander. An einigen Grabkammern kann man auch beobachten, daß man eine Seite der Kammer ursprünglich ganz frei

zugefekt. Man muß wohl annehmen, daß der Deckstein schon auf die Kammer gelegt worden war, ehe man die freie Seite verschloß. Sonst hätte das Offenlassen keinen Sinn gehabt. In einem Falle schien — bei einem allerdings schon gestörten Grabe — sogar eine Längsseite zunächst offen geblieben zu sein. Unmöglich ist das nicht; denn der Deckstein konnte immer noch von den übrigen drei Wandsteinen getragen werden. Die Unterseite der Decksteine ist übrigens ebenfalls stets flach. Zuweilen scheint man sogar noch etwas nachgeholfen zu haben, um die Fläche möglichst eben zu gestalten.

Die Länge der Grabkammern schwankt zu meist zwischen 1,5 und 2 Metern. In diesen Gräbern wurden die Leichen nämlich unverbrannt beigelegt. Für Leichen in gestreckter Lage würde eine Länge von nur 1,50 Metern in der Regel nicht ausreichen. Während der Steinzeit war es jedoch üblich, die Toten in Hockerstellung zu bestatten. Die Oberschenkel und die Unterarme wurden an den Körper gezogen, fest verchnürt und oftmals sicher noch mit einer Tierhaut oder mit Gewandstreifen umwickelt. Man hat diese Art der Bestattung als Nachahmung der Schlafstellung erklären wollen, wohl auch als Nachahmung der Lage des Embryo vor der

Geburt. Anzunehmen ist jedoch, daß die Furcht vor der Wiederkehr des Verstorbenen die Ursache war, ihn so zu fesseln und für die Ewigkeit ans Grab zu bannen. Darum auch die gewaltigen Steinblöcke, die sicher nicht nur imposante Denkmäler darstellen oder vor Grabschändung durch Menschen und Tiere sichern sollten.

Eines der stattlichsten Riesensteingräber und zugleich eines der kunstvoll aus mächtigen Blöcken und Steinplatten erbauten Steinzeit-



Blockkammer Nr. 8.

gräber der Mark und Norddeutschlands überhaupt fanden wir im Sommer 1929 noch völlig unberührt. Auf einer von allen Seiten schwach ansteigenden Erhöhung des Waldbodens wurde ein zum allergrößten Teile von Erde und Moos bedeckter Stein beobachtet, dessen höchste Punkte nur an zwei etwa handtellergroßen Stellen über das Moospolster ein wenig emporrugten. Durch Abtasten mit einer Eisenspitze konnte ein stattlicher Block festgestellt werden, der nicht weniger als 2,84 Meter lang war und an seiner breitesten Stelle 1,10 Meter maß. Als dieser mächtige Block freigelegt war, konnte man schon Hoffnung haben, in ihm den Deckstein eines Grabes sehen zu dürfen. Das eine plumpe und dicke Ende dieses Steines erinnerte im ersten Augenblicke schon an den Kopf eines Walfisches, und da das andere, bei weitem dünnere, an den Seiten etwas eingezogen war, sich aber nach dem Ende zu wieder flossenartig verbreiterte, so war von den Umstehenden die Taufe schon vollzogen, ehe wir mit

Sicherheit wußten, ob es sich überhaupt um ein Grab handelte. Der „Walfisch“ ist noch heute die bei allen Teilnehmern der Ausgrabung übliche Bezeichnung für dieses „schönste“ Grab von Wollschow. Daß es sich wirklich um ein Grab handelte, konnte sehr bald mit größter Wahrscheinlichkeit vermutet werden, da sich bei fortschreitender Untersuchung herausstellte, daß der große Stein an allen vier Seiten auf anderen unter ihm liegenden Steinen ruhte, also wohl ein „Deckstein“ war.

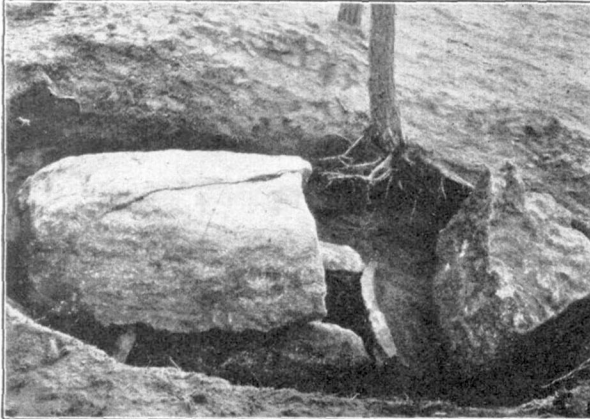
Die beiden Wandsteine der Längsseiten erwiesen sich übrigens als Blöcke, die wie immer nach innen zu eine glatte Fläche zeigten. An den Schmalseiten dagegen war die Kammer durch starke Platten abgeschlossen, von denen die hintere etwa 35 cm über die Längsseite hinüberraigte. Die Grabkammer ist übrigens bei weitem nicht so lang wie der Deckstein, so daß der Schwanz des Walfisches weit über die hintere Steinplatte hinweggriff.

Das mußte ein Grab sein. Aber, wie war in das Innere der Kammer hineinzukommen, ohne einen großen Teil der Kammer zu zerstören?

Glücklicherweise zeigte der Deckstein an seiner Oberfläche etwa an der Grenze des ersten und zweiten Drittels einen Riß, der — wie die genauere Untersuchung erwies — sich der Quere nach von einer Längsseite zur anderen zog und, was für uns besonders wichtig war, von der Oberseite bis zur Unterseite reichte. Die Einwirkung des Frostes auf das von oben her in den Riß eindringende Wasser hatte im Laufe etwa vier Jahrtausender den Stein buchstäblich auseinandergepresst. Ohne große Schwierigkeit konnte so der Kopf des Walfisches mit Hilfe von Brechstangen behutsam herabgewälzt werden, so daß uns der Zugang zur Grabkammer von oben her eröffnet wurde.

Und nun begann eine unendlich mühsame Kleinarbeit. In höchst unbequemer Stellung, mehr liegend als sitzend, ja manchmal schwebend, konnte immer nur ein einziger Teilnehmer meines Seminars am Märkischen Museum an der Kammer selbst arbeiten, indem er einer anderen Hilfskraft einen kleinen Teil des herausgeschöpften Inhalts weiterreichte zu peinlichster Untersuchung. So wurde die durch Spalten und Rissen von oben her

eingedrungene Erde aus der Kammer ausgeräumt. Sie enthielt zunächst nur Knochen und Knöchelchen kleiner und kleinster Tiere, die im Laufe der Zeit als Wühler in die Kammer gestiegen oder durch irgend einen Zufall oder durch irgend ein Unglück hineingeraten waren, nicht wieder herausfanden und zuletzt ver-



Riesensteingrab Nr. 34 / Der vordere Teil des Decksteins ist abgewälzt.

endeten. Nachdem so alles, was im Laufe von vier Jahrtausenden in die Grabkammer hineingeriebelt ist, mit größter Sorgfalt wieder entfernt worden war, stießen wir auf den Schädel des Bestatteten und schließlich konnte das ganze Skelett noch freigelegt werden. Der Tote lag auf der rechten Seite, das Gesicht nach Osten gewendet. Auch hier konnte wieder die Hoderstellung beobachtet werden. Die unteren Gliedmaßen waren ebenso stark gekrümmt wie in den meisten anderen Fällen. Von lieber Hand war dem Toten ein etwa 8 cm hoher, 11,5 cm weiter Henkelnapf beigegeben worden. Dieses Tongefäß enthielt bei der Beisetzung Speise oder Trank als Opfergabe für die Reise ins Jenseits. Das allein beweist schon, daß der Glaube an ein Leben nach dem Tode schon vor 4000 Jahren weit verbreitet war. Der Unsterblichkeitsgedanke beherrschte damals schon die Welt. Und damit der Verstorbene in den ewigen Jagdgründen nicht ohne Waffe wäre, gab man ihm auch Pfeil und Bogen mit. Da sie größtenteils aus vergänglichem Material bestanden, sind sie spurlos vergangen. Nur die querschneidige Feuersteinpfeilspitze ist übrig ge-

blieben und neben dem Skelett gefunden worden.

Das Skelett war wenigstens soweit erhalten, daß seine Lage genau festgestellt werden konnte. Die unteren Teile der einzelnen Knochen waren fast immer noch in sehr gutem Zustande, da man den Toten auf eine Schicht kalkhaltigen Lehms gebettet hatte und diese Schicht wieder auf Kalkschottern ruhte. In kalkhaltigem Boden verweisen die Knochen bekanntlich langsamer und in stark kalkhaltigem überhaupt nicht, auch wenn sie ungezählte Jahrtausende darin liegen.

Der wesentliche Teil des Grabinhalts ist jetzt im Märkischen Museum in Berlin. Das Grabmal aber draußen im Walde bei Wollschow wird von allen Besuchern mit Staunen und Ehrfurcht betrachtet. Es wirkt durch die wuchtigen Massen des Materials, durch den sorgfältigen Bau der Kammer und durch die vier Jahrtausende, die es unangetastet in der Erde ruhte. Dem heutigen Geschlecht

soll und wird dieses Grab Ehrfurcht einflößen vor dem geweihten Boden, auf dem es wandelt, und es läßt uns einen tiefen Blick tun in das Leben der Vorzeit und in das Denken der Vorfahren aus fernen Jahrtausenden. Wir wollen nicht die Gräber öffnen, die ungestört sonst noch im Walde bei Wollschow liegen. Nur, wenn ein hervorragendes wissenschaftliches Interesse in Frage kommt oder wenn wir die geweihten Stätten vor sinnloser Zerstörung schützen müssen, greifen wir zu. Die noch vorhandenen und die Reste der schon zerstörten könnten wir nicht besser schützen, als wenn wir beim neuen Geschlecht Ehrfurcht und Verständnis für die erhabenen Denkmäler der Vergangenheit wecken und fördern. Es ist gute Aussicht vorhanden, daß die Provinz jene ehrwürdigen Denkmäler bei Wollschow unter Schutz stellt. Der beste Schutz wäre jedoch das Verständnis der umwohnenden Menschen. —

Das „Walfischgrab“ ist eines der herrlichsten Riesensteingräber, die wir kennen. In seinen Ausmaßen aber noch gewaltiger ist ein zweites, das nur einige hundert Schritte vom ersten entfernt auf dem Grund und Boden desselben Besitzers, des Herrn Otto Duckwisch in Wollschow, liegt.

Als mich Herr Bresin zum erstenmale an diesen feinen „Steinkreis“ — wie er ihn nannte — führte, erkannte ich sogleich, daß die sichtbare Steinsetzung nur ein Teil des ganzen Grabes sein könne und wies auf ein paar nur wenige Zentimeter über den Boden herausragende Blöcke außerhalb des angenommenen Kranzes hin. Die Steine standen auch nicht im Kreise, sondern in einem etwas unregelmäßigen Viereck; einige waren in irgend einer Zeit einmal auf gewalttätige Weise aus der Reihe geraten. Der Lokalforscher erzählte mir, daß er an dieser Stelle unendlich viel Mühe aufgewandt habe. Etwa in der Mitte seines „Kreises“ sei er auf eine aus großen Platten gebaute Kammer gestoßen, von der zwei Steinplatten ins Dorf gekommen seien, um als Brücke über den Graben an der Schmiede verwendet zu werden. Mit größter Sorgfalt habe er das Innere der Kammer untersucht. Nichts sei darin gewesen als ein kleiner roter herzförmiger Stein von der Größe eines Pfennigstückes. Dieses Steinchen ist noch vorhanden. Er sei der Ansicht, daß sich hier ein Großer der Urzeit ein Grab schon zu Lebzeiten erbaut habe, ohne später darin begraben zu werden, sei es, daß er fern der Heimat im Kampfe fiel oder sonst wo anders bestattet worden sei.

Diesem Geheimnis mußte weiter nachgegangen werden. Als wertvollen Mitarbeiter zog ich in Herrn Stroberger einen der tüchtigsten meiner Seminarernehmer heran und übertrug ihm die örtliche Leitung für alle Fälle, in denen ich an anderen Stellen nach dem Rechten sehen mußte. Meine Vermutung wurde nicht getäuscht. Schon in den Apriltagen des vergangenen Jahres (1929) konnte eine Steinsetzung in einer Länge von 23 m aufgedeckt werden und damit das größte Hünenbett, das wir in der Mark überhaupt noch besitzen. Ein wundervolles Gegenstück zu dem nicht ganz so umfangreichen, aber durch seine gewaltigen Blöcke ebenso imposanten Riesensteingrabe bei Mellen in der Prignitz.

Die Steinsetzungen um die im Innern liegenden Grabkammern herum haben sicher nicht nur den Zweck, die Hügel Erde zu stützen. Sie sind zugleich der „Bannkreis“ und grenzen somit den geweihten Bezirk ab. „Ziehe Deine

Schube aus! Hier ist heiliges Land!“ Das ist der tiefe Sinn der Abgrenzung.

Das Hünenbett bei Wollschow liegt auf einer ganz niedrigen, kaum über 1 m hohen Erhebung. Die Steinsetzung ist hier nicht genau viereckig. Im Südwesten ist sie 7 m, im Nordwesten nur 4 m breit. Im Südwesten



Blotkammer Nr. 14 / Der Deckstein nach rechts abgewälzt.

sind noch beinahe alle großen Blöcke vorhanden. Im Nordwesten fehlen die meisten, aber die hier immer vorhandenen Steinunterlagen für die großen Blöcke kennzeichnen den Verlauf der Linie in hinreichender Weise. So konnte der ganze „Bannkreis“ festgestellt werden. Nach außen, nach dem Abhange zu ist an allen bisher aufgedeckten Stellen die Hügel Erde mit aufgelegten Platten befestigt worden.

Nachdem der ganze Bannkreis freigelegt worden war, konnten die aus ihrer ursprünglichen Lage gerückten großen Blöcke wieder an die richtige Stelle gesetzt werden, was um so eher möglich gewesen ist, als Herr Bresin selber bei seiner früheren Untersuchung eine Anzahl dieser Steine aus ihrer Lage gebracht hatte. Aber auch sonst wäre kaum ein Zweifel übrig geblieben. Die umgeworfenen Blöcke wurden wieder aufgerichtet, und nun stellt sich das hervorragende Denkmal der Vorzeit in seiner ganzen Wucht und Größe dem Auge des Beschauers dar.

Sehr interessant wurde die Arbeit, als wir an die Stelle kamen, wo einst die früher untersuchte Plattenkammer gestanden hatte. Alle Angaben unseres Gewährsmannes er-

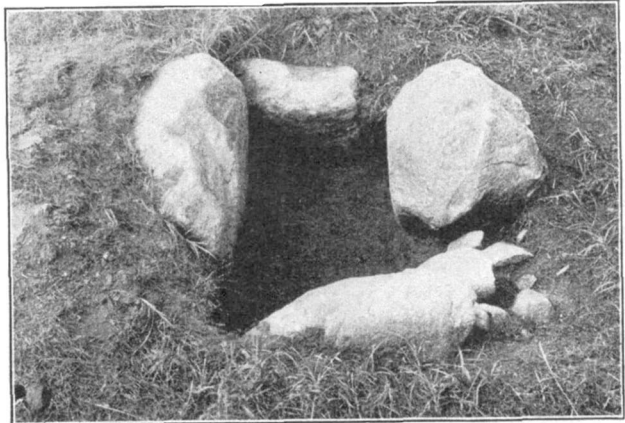
wiesen sich als richtig. Im hellen gewachsenen Boden konnte die Grube mit ihrer dunkleren Wiedereinfüllung in ihrem alten Umfange aufgefunden werden. Zu unserer größten Freude aber fanden wir noch eine der großen Steinplatten, die in ihren Ausmaßen alle Angaben abermals bestätigte. Darüber hinaus aber gab sie uns Gelegenheit, einen Blick in die Technik der Vorzeit zu tun. Da die Steinplatte verhältnismäßig stark war, hatte man versucht, sie zu spalten, um zwei, vielleicht sogar drei Platten aus ihr herzustellen. Der Versuch ist nicht geglückt. Der obere Teil des abzuspaltenden Stückes brach ab und so wurde der Versuch aufgegeben.

Wichtig war der Fund eines kleinen vorgehichtlichen Scherbens. Zwar handelt es sich nur um ein Stück von Talergröße, aber die Strichzone am Rande ist für Trichterbecher der jüngeren Steinzeit so kennzeichnend, daß wir in dieser Form wieder die Bestätigung einer Grabstätte aus dem 3. vorchristlichen Jahrtausend sehen müssen.

Die größte Überraschung aber blieb uns aufgehoben für die Hochsommergrabung. In dem schmaleren Nordwestteil hatte eine horizontal liegende Steinplatte schon immer die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als sie nun aufgehoben wurde, erwies sie sich als Deckstein einer kleinen, aber sorgfältig gebauten Steinplattenkammer von 0,85 m Länge und 0,40 m Breite. In dieser Kammer waren drei Kinder bestattet. Die Skelette sind gut erhalten, und es kam nun darauf an, sie in ursprünglicher Lagerung auszuheben, um sie später im Museum aufzustellen. Zu diesem Zwecke mußte die Kammer zunächst auseinandergenommen werden. Nachdem die Wandsteine sorgsam entfernt waren, wurde über dem fest zusammenhaltenden Inhalt ein Holzkasten ohne Boden und Deckel gestülpt. Durch Schlitze an den unteren Rändern mußten dann Stäbe getrieben werden, die, dicht aneinandergereiht, einen künstlichen Boden herstellten. Wir hatten Glück. Die Skelette lagen hier nicht wie im Walfischgrabe auf Steinhoffern. Die Lehmunterlage war auf weißem, lockerem Sande hergestellt, und durch diesen konnten die Stäbe leicht hindurchgetrieben werden. Das Ausheben der Skelette gelang vollkommen. Die

Kammer wurde dann ebenso wieder aufgebaut, wie es in der Urzeit geschehen war.

Aber das Hünenbett birgt noch ein Geheimnis. In der Mitte, also zwischen der großen und der kleinen Plattenkammer, befindet sich auffälligerweise eine regelrechte Steinpackung. Ist sie nur zufällig hergestellt oder enthält sie



Stoffkammer Nr. 27.

vielleicht sogar erst das Hauptgrab der ganzen Anlage?

Das Rätsel soll durch die nächste Grabung gelöst werden.¹⁾

Auf jeden Fall besitzen wir in dem Hünenbett von Wollschow eines der gewaltigsten vorgehichtlichen Denkmäler. In der Mark steht ihm nur das schon erwähnte Hünenbett von Nellen zur Seite, das — wie die meisten Hünenbetten — eine riesige, aus Felsblöcken erbaute Grabkammer enthält, während wir bei Wollschow bis jetzt zwei Steinplattenkammern gefunden haben.

Den Namen „Hünenbetten“ hat das Volk für diese Gräber geprägt, weil es annahm, daß in den aus Riesensteinen erbauten Gräbern nur Hünen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben können. Den „Hünen“ allein traute man das Bauen mit Riesensteinen zu. Wir wissen längst, daß die Menschen auch der Steinzeit nicht größer waren als die heutigen. Das bezeugen alle Skelette, die wir aus Hünengräbern besitzen.

¹⁾ Die Untersuchung im Sommer 1930 hat ergeben, daß unter dieser Steinpackung keine Grabkammer vorhanden war.

Den Hünen stehen im Volksglauben die Zwerge gegenüber. Als ihre Gräber betrachtet man die „Urnen“, in denen die Reste verbrannter Leichen beigelegt wurden. Da man in diesen Grabgefäßen immer nur Knochensplitter geringeren Umfangs findet, so konnte leicht angenommen werden, daß die hier Bestatteten von besonders kleinen Menschen herühren müßten.

Auch das ist selbstverständlich ein Irrtum. Riesensteingräber sind nicht auf Hünen und Urnengräber nicht auf Zwerge zurückzuführen. Es handelt sich da vielmehr um Grabstätten verschiedener Zeiten. Während der Steinzeit,²⁾ als die Riesensteingräber errichtet wurden, hat man die Leichen bestattet; später, etwa von der mittleren Bronzezeit (1500 vor Christo) ab

²⁾ Die meisten Wollschower Gräber gehören der Steinzeit an, manche von ihnen können sehr wohl erst zu Beginn der Bronzezeit angelegt worden sein.

verbrannte man die Leichen auf dem Scheiterhaufen und sammelte die Reste des Verstorbenen in Urnen. Erst durch das Christentum wurde die Körperbestattung wieder eingeführt, die dann bekanntlich beinahe unumschränkt geherrscht hat, bis in unserer Zeit mit dem Anwachsen der Großstädte auch die Leichenverbrennung wieder eingeführt wurde und mehr und mehr Anhänger gewinnt.

Bei Wollschow kennen wir im Randowtal diesen großen Blockammerfriedhof mit Leichen, die in Hockerstellung bestattet wurden. Aber gar nicht weit davon sind am trigonometrischen Punkt auch Urnengräber beobachtet worden, die bei Anlage einer Kiefern Schonung leider größtenteils zerstört wurden. Wollschow besitzt also Denkmäler aus beiden Perioden und gibt uns also auch nach dieser Richtung hin besten Aufschluß über die Sitten der Urzeit.



In der Bodenlufe.

Von Adolf Meineke.

Aus der Bodenlufe meines Heimathauses schau ich noch heute sehr gern hinaus. Ich tat es als Knabe schon. — Und wenn ich mich nach anstrengenden Arbeitswochen unter die segnenden Fittiche der Heimat flüchten konnte, — am nächsten Tage schon eilte ich an die Bodenlufe und spähte selig beglückt in die Weite. —

Hinter großen Obstgärten, aus denen ein efeuumrankter, gewaltiger Birnbaum majestätisch hervorragt, erheben sich wenige Reihen von Häusern, deren Schornsteine ihren ersten Morgenhauch opferfreudig in die Lüfte steigen lassen.

Dahinter: Weite — Weite — Weite. —

Geduldig harrende Ackererde, saftig strohende Wiesen, dazwischen leicht beschwingte Pappeln, und darüber treuer, blauer Heimathimmel.

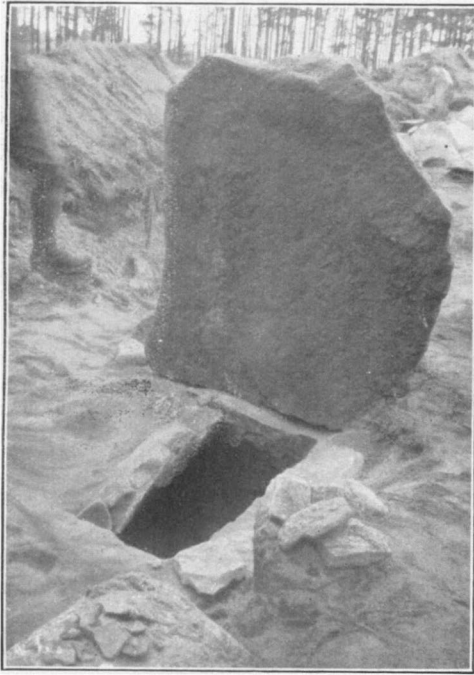
Im Hintergrunde zeigen sich eine Anzahl Kastanienbäume, zu einer Gruppe vereint, deren Kronen eine Linie bilden wie der Rücken eines sich weidenden Schafes.

Und dahinter wieder Weite, fruchtbare Weite.

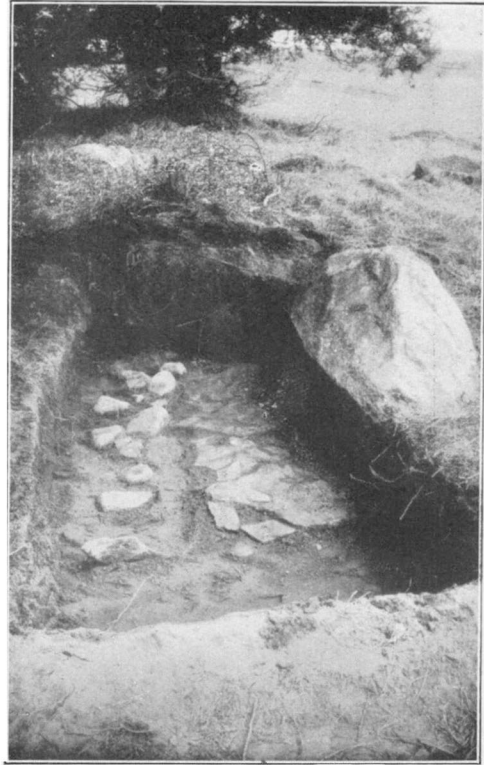
Zur rechten Seite fällt eine dunkle Linie auf, die sich mit dem Horizont zu vereinen scheint. Wald! Dankerfüllt schaue ich hinüber und winkle ihm Grüße, Grüße aus nie vergessenen Jugendentagen.

Zur linken Seite ist eine kleine Ecke des lieblichen Sees sichtbar. —

Und ich schaue weit umher meine Heimaterde, schaue sie mit vollem beglückten Herzen und erkenne wieder: Wohl dem, der sich seine Heimat erhält.



Plattenkammer im Hünenbett (mit 3 Kinder-
skeletten) / Deckstein hier senkrecht gestellt.



Blockkammer Nr. 18 mit Plattenbelag.



Das Hünenbett.

Bilder zu dem Artikel von Dr. H. Kiefebusch „Neue Riesensteingräber“.



Abbildung 1: Blick von der Höhe 103,7 auf das Jagenbruch.

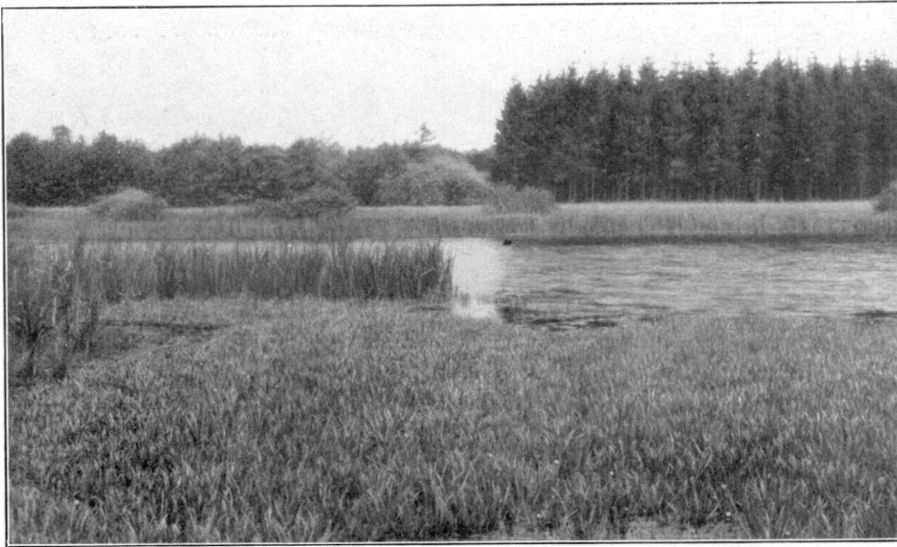


Abbildung 2: Weiher im Jagenbruch, vorn eine Stratiotes-Wiese.

Bilder zu dem Artikel von Dr. Effenberger: „Das Hildebrandsöhagener Bruch“.

Im Hildebrandshagener Bruch.

Von Dr. Effenberger, Berlin-Oberschöneweide. / Mit 7 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

In den früheren Jahrgängen dieses Kalenders ist mehrfach auf den Reichtum des Kreises Prenzlau an Naturschönheiten in Wort und Bild aufmerksam gemacht worden. Schilderungen des herrlichen Uckersees, des Räuberberges am Steilhange des Randowtales und des prachtvollen Baumbestandes am Wolfshagener See sollten den Kreiseingewesenen zeigen, was sie an ihrer engeren Heimat haben und als kostbares Heimatgut schirmern und pflegen sollten.

Getreu seiner vornehmsten Aufgabe, die Kenntnis der Heimat zu fördern und die Liebe zu ihr zu vertiefen, soll auch in diesem Jahrgange des Kalenders ein Stück Heimatnatur beschrieben und im Bilde vorgeführt werden. Dem *J a g e n b r u c h* zwischen Hildebrandshagen, Ottenhagen und Wolfshagen im westlichen Zipfel des Kreises ist der vorliegende Beitrag gewidmet.

Als der Herausgeber dieses Kalenders und der Verfasser dieser Zeilen am 1. September 1929, einem prachtvoll sonnigen Sonntage, von der Höhe 103,7, die südöstlich des Dörfchens Hildebrandshagen und dicht am Damm-See liegt, Umschau über das reizvolle Land hielten (Abbildung 1), da war es ihnen klar, daß über das sich vor ihnen ausbreitende Hildebrandshagener Bruch einmal in diesen Blättern berichtet werden müsse. Damals nannte der Verfasser in scherzender Unterhaltung die Höhe 103,7 den „Kalenderberg“. Jetzt soll sie in der Gegend tatsächlich diesen Namen tragen.

Der an jenem Sonntage gefaßte Plan ist nunmehr verwirklicht. Am Sonntage nach Pfingsten 1930 besuchten wir, der freundlichen Einladung des Pächters des Ottenhagener Gutes, Herrn *S t e i n m e ß*, folgend, unter seiner und seines Sohnes sachkundiger Führung das Bruch. Begleitet von der getreuen Kamera, deren blankes Auge schon so manchen schönen Punkt im Kreise Prenzlau schaute, ausgerüstet mit dem nötigen Fang- und Sammelgerät für Wassertiere aller Art und — nicht zu vergessen — bewaffnet mit mächtigen Stulpenstiefeln, wurde die Erkundungsfahrt angetreten. Um es vorweg zu nehmen, der

Befund übertraf bei weitem die Erwartungen. Der Naturkundige kann zwar schon aus dem Plane eines Gebietes auf dem Nestfischblatt manche Züge seines Wesens herauslesen, hier aber wurde dem Verfasser eine Ueberraschung zuteil, wie er sie bisher noch nicht oft erlebte. Das Bruch entzückt nicht nur durch die Pracht der Landschaft, in der sich urwüchsiger Laubwald, ein düsterer Fichtenbestand, weite, buntblumige Wiesen, Baum- und Gebüschgruppen und die blizenden Flächen mehrerer Weiher (Abbildungen 2 und 3) zu einem Bilde von eigenem Reize vereinen, sondern vor allem auch durch den Reichtum an bemerkenswerten Tier- und Pflanzengestalten.

Von einem in einer stattlichen Birke befindlichen Hochsitz bot sich ein vorzüglicher Einblick in das Wesen des Bruches und über Umfang, Gestalt und Aussehen der Weiher. Ueber diese verdanke ich Herrn Steinmeß, dem besten Kenner des Gebietes, wertvolle Angaben. In ihrem heutigen Aussehen machen sie durchaus den Eindruck des Natürlichen. Ein hier schmaler, dort breiter, vielfach auch lückenhafter Saum von Schilf, von Schwertlilien und aromatischem Kalmus spiegelt sich im Wasser. Auch der an urzeitliche Gewächse erinnernde Sumpf-Schachtelhalm ist in flachen Buchten angesiedelt. Der Wind wiegte den Wald von Halmen und ließ ihn leise rauschen: „Es rauscht verdächtig in den Schachtelhalmen“, singt der Dichter studentischer Weisen. In großer Ausdehnung starrte das Wasser von grünen, am Rande mit tückischen Spizen versehenen Spiezen, den Blättern der Krebs- oder Wasserschere. Wehe dem Unkundigen, der solche Grünflächen — die botanische Wissenschaft spricht von *Stratiotes*-Wiesen¹⁾ — für echte Wiesen hält! Ein ungewolltes Bad in trüben Fluten wäre noch das Harmloseste, was ihm zustoßen könnte. — Nun, diese so stark „verkrauteten“ Gewässer sind Werke von Menschenhand. Früher stand beim Gute Ottenhagen eine Ziegelei. Zu ihrem Betriebe wurde als Brennstoff Torf verwendet und dieser dem Bruch entnommen. So

¹⁾ Nach dem wissenschaftlichen Namen der Pflanze: *Stratiotes aloides*.

entstanden dort im Laufe der Jahre einige Torfstiche. Sie füllten sich nach Einstellung des Betriebes mit Wasser und wurden rasch von Pflanzen aller Art besiedelt. Heute



Abbildung 3 / Weiher im Jagenbruch.
Links ein Schachtelhalm-Wald.

machen sie einen durchaus natürlichen Eindruck trotz der fischereiwirtschaftlichen Nutzung. Welch edle Sorten von Fischen in diesen Weihern und wie vorzüglich sie darin gedeihen, davon vermittelte Herrn Steinmetz' einladende Frühstückstafel eine sehr eindringliche Vorstellung. Einen so genussreichen Anschauungsunterricht läßt man sich gern gefallen!

Einem der Teiche wurde die Krebschere in mehreren Stücken entnommen, um auf ihre tierischen Besiedler geprüft zu werden. Schon die Zahl der erbeuteten Tiere war ansehnlich; mit der Schilderung ihres Baues und ihrer Lebensäußerungen aber könnte man mühelos ein Buch vom Umfange dieses Kalenders anfüllen. Daran ist natürlich nicht gedacht. Wohl soll über den merkwürdigsten an den Blättern der Krebschere gemachten Fund ein kurzer Bericht erstattet werden. Wenn er mit dem Hinweis auf das Luftleben unserer buntbeschwingten Schmetterlinge und ihrer Raupen eingeleitet wird, so mag dies zunächst unverständlich erscheinen. Denn was haben diese Tiere mit einer größtenteils und zeitweise ganz

unter Wasser getauchten Pflanze zu tun? Tatsächlich besteht eine solche Beziehung. Es gibt nämlich unter den einheimischen Schmetterlingen vier Arten, deren Raupen ausgesprochene Wasserbewohner sind. Eine von ihnen lebt an den Blättern der Krebschere, und sie befand sich in den Fängen aus dem Hildebrandsdagener Bruch. Der Schmetterling, der aus ihr auf dem Umwege über eine Puppe hervorgeht, ist ein unscheinbares, kleines Tier, dessen weißliche Flügel mit dunklen Flecken und Zeichnungen spärlich geschmückt sind. Im Volke sind diese Schmetterlinge gänzlich unbekannt; niemand achtet ihrer, und deshalb tragen sie auch nur den Namen, den ihnen die Naturforscher gegeben haben: *Paraponyx stratiotata*.

An der in Abbildung 4 dargestellten Raupe dieses Schmetterlings fallen sechs Reihen zarter Büschel auf, die von der Brust bis fast ans Ende des Körpers reichen. Sie geben ihrem Träger etwas Fremdartiges und so leicht

wird kein Laie auf den Gedanken kommen, daß er eine Raupe vor sich hat. Mit Hilfe der fünf- bis sechsästigen zartwandigen Büschel nehmen die Raupen die im Wasser gelöst enthaltene Lebensluft ins Innere ihres Körpers auf und tauschen sie gegen die verbrauchte, an Kohlendioxid stark angereicherte Luft aus. Obwohl *Paraponyx*-Raupen ganz aus der Art geschlagen sind und alle Raupen-Tradition verleugnen, so können sie doch ihre Zugehörigkeit zu dieser Ordnung nicht verbergen. In den Grundzügen ihres Körperbaus stimmen sie mit allen anderen Raupen überein, und selbst Atemlöcher (Stigmen) finden sich bei ihnen vor. Sie sind allerdings geschlossen, funktionslos, lassen aber erkennen, daß das *Paraponyx-stratiotata*-Geschlecht einst auf dem Lande gelebt hat.

Die Raupen nähren sich von den Blättern der Krebschere, die sie mit ihren derben Kiefern benagen; Nahrung steht ihnen stets im Ueberfluß zur Verfügung; daher haben es die Tierchen auch durchaus nicht eilig, wenn sie auf den Pflanzen herumkriechen. Manchmal bauen sie sich ein Gehäuse; sie fügen zu diesem Zwecke Blattstückchen durch selbsterzeugte Gespinnstfäden aneinander. Ihre kleine Behau-

fung trägt das Räupchen mit sich herum; in ihm verwandelt es sich auch zur Puppe, deren Abbildung (Nr. 5) dieser Schilderung beigegeben ist. Im übrigen klassen in unserer

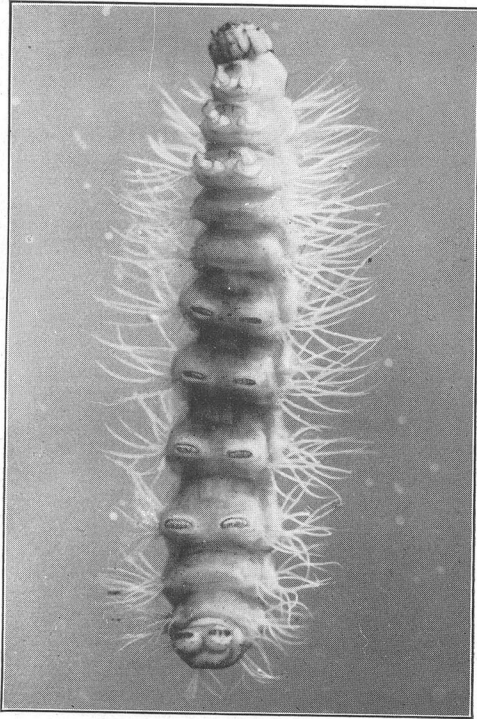


Abbildung 4 / Raupe des Wasserschlummerlings, *Stratiotes aloides*. Vergrößert.

Kenntnis von der Lebensgeschichte des Schmetterlings noch mancherlei Lücken. Wer mag sich an der weiteren Erforschung beteiligen? Hierzu bietet sich nicht allein im Hildebrandshagener Bruch Gelegenheit. Auch anderswo im Kreise Prenzlau wird der Schmetterling mit seiner Puppe zu finden sein. Es gibt da genug kleine Weiher, die dem Sonderling seine Lieblingsnahrung und auch sonst zusagende Lebensbedingungen bieten.

Stark mit Pflanzen erfüllte Gewässer sind für den Tierforscher eine schier unerschöpfliche Fundgrube. Neben vielen häufigen oder — wie der Fachmann etwas überheblich zu sagen pflegt — „gemeinen“ Tieren bergen sie auch manche weniger häufige und seltene Formen. Das gilt auch für die Teiche im Bruch. Herr Steinmetz junior, der sich mit liebevoller Sorgfalt der Beobachtung der Tier- und Pflanzen-

welt gerade des Hildebrandshagener Bruches widmet, berichtete dem Verfasser von dem Vorkommen eines Käfers, der wegen seiner ansehnlichen Größe und seiner Lebensgewohnheiten selbst den Kenner fesselt. Es ist der Große Kolbenwasserkufer (*Hydrous piceus*), dessen Bildnis in voller Figur in diesem Aufsatz nicht fehlen darf (siehe Abbildung 6). Der pechschwarze Bursche sieht recht gefährlich aus. In Wirklichkeit ist er ein durchaus harmloses Insekt, das sich von Pflanzen nährt und nur im Notfalle seiner vegetarischen Kost untreu wird. Daher macht seine Pflege im Aquarium so gut wie keine Mue. Die Tiere fühlen sich in einem geräumigen, mit Pflanzen genügend besetzten und mit Wasser gefüllten Glase ganz wie zu Hause; sie schreiten manchmal sogar zur Fortpflanzung, und wer Glück hat, kann beobachten, wie das Weibchen einen schwimmenden Behälter aus Pflanzenstucken und Spinnstoff verfertigt und diesem „Kokon“ die Eier anvertraut. Zwei bis drei Wochen später schlüpfen die Larven aus, bohren sich nach ein paar Tagen durch die Wand ihres Geburtshauses und gelangen auf diese Weise in ihr neues Lebensreich, das Wasser. Darin wachsen sie, falls für hinreichende tierische Nahrung gesorgt ist, rasch zu einem fünf Zentimeter langen Geschöpfe heran. Die Verpuppung erfolgt in der freien Natur außerhalb des Wassers in lockerer Erde.

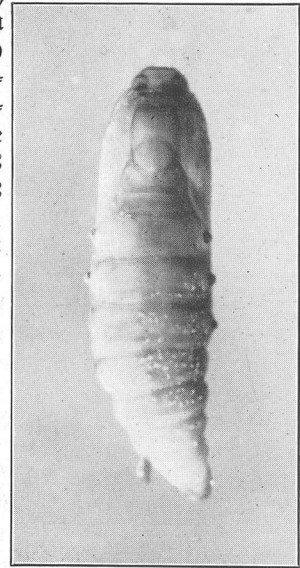


Abbildung 5 / Puppe des Wasserschlummerlings, *Stratiotes aloides*. Vergrößert.

Die Weiher im Hildebrandshagener Bruch bergen auch den Gelbrand-Käufer (*Dyticus marginalis*). Er ist in manchen Stücken das genaue Gegenteil des Kolbenwasserkufers. Obwohl ein ganz Teil kleiner als dieser, führt er eine räuberische

Lebensweise und kann unter der Fischbrut, wenn er zahlreich auftritt, immerhin fühlbaren Schaden anrichten. Mit wuchtigen Stößen seiner mit Schwimmbaaren dicht besetzten Hinterbeine rudert der flachgebaute Käfer ge-

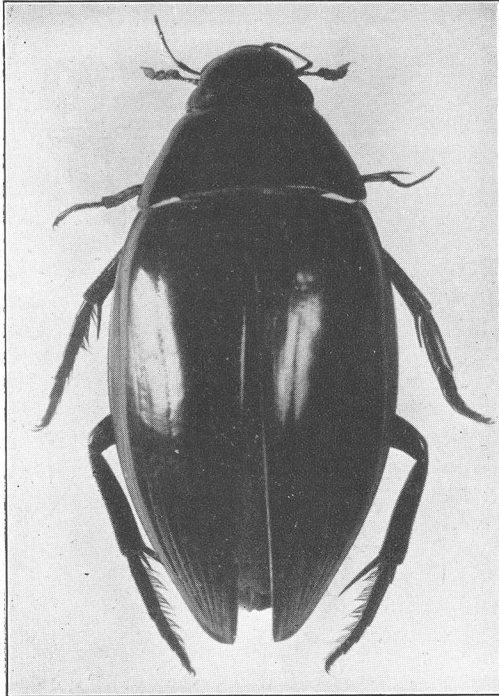


Abbildung 6 / Der große Kolbenwasserkäfer, *Hydrous picus*. Vergrößert.

schickt und rasch durch das Wasser. Selbst Tiere, die ihm an Größe überlegen sind, vermag er zu überwältigen und mit Hilfe seiner kräftigen Kiefer zu vertilgen. Auf dem Trocknen ist der Gelbrand völlig hilflos; er kann dort von seinen Beinen nicht recht Gebrauch machen und versucht daher, auf dem Wege durch die Luft das Wasser wieder zu gewinnen. Er fliegt geschickt, und dieses Vermögen erklärt die Tatsache, daß er hin und wieder einmal in einer Regentonne oder im Springbrunnen erscheint, wo er nie zuvor gesehen

wurde. Zuweilen läßt er sich durch die Glasscheiben eines Gewächshauses täuschen; dann nimmt er dort eine unbeabsichtigte Zwischenlandung vor. Mindestens ebenso gefräßig wie der erwachsene Käfer ist seine Larve. Ueber ihren Körperbau unterrichtet die beigelegte Abbildung 7. Ein besonders auffälliges Merkmal sind die beiden mächtigen, sichelförmig gekrümmten und zugespitzten Oberkiefer. Sie werden von rechts und links in das Beutetier eingeschlagen und halten es solange fest, bis es ausgefressen ist. Die Larve erinnert also hinsichtlich ihrer Nahrungsaufnahme an die Spinnen, die ja auch die Beutestücke auslaugen.

Die Weiher im Bruch bei Hildebrandshagen bergen außer den hier kurz geschilderten Tieren eine Fülle anderer. Man übertreibt durchaus nicht, wenn man, um den Reichtum an tierischem Leben zu kennzeichnen, einen gut besetzten zoologischen Garten zum Vergleich heranzieht. Hierbei braucht man noch nicht einmal an die mikroskopisch kleinen Tiere zu denken, die schwebend das freie Wasser erfüllen und die Lebensgemeinschaft des „Planktons“ bilden. Ihre Zahl geht in die Millionen. Vielleicht bietet sich später einmal in diesen Blättern Gelegenheit, die Leser einen Blick durch das Mikroskop in die Wunderwelt des Kleintierreichs tun zu lassen, das nicht minder fesselnd ist als das, was wir mit unbewaffnetem Auge schauen.

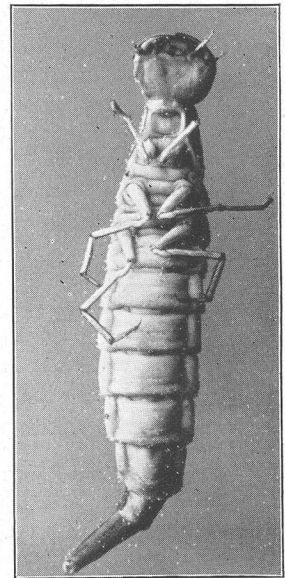


Abbildung 7 / Larve des Gelbrandkäfers, *Dytiscus marginalis*. Vergrößert.



Gedichte von Max Lindow.

Sparling bi'n Buern.

„Pick, Picker, pick“, de Fru de röppt
De Höhner. Un dat slügg und löppt
Van'n Meßbarg run un öwer'n Hoff
Mit een Geschrie: hoch, deep, sien, groff!
De Kütterhohn — un erst de Klud
Kom'n anmaracht mit tuck, tuck, tuck! —
De Sparling up den Tun dicht bi,
De denkt nu gliest: „Dat gellst woll mi?
Na endlich Frühstück, Loww un Dank“, —
Burrnt mank de Höhner midden mank,
Seggat, as den Hohn he iwern süht:
„Man nich so hastig! Loot di Tied!“

Klock middag. — Anse Du'r de steiht
An'n Tribb — De Duwen gellst sien Fleut!
De komen gliest mit Ach un Krach
Van't Stalldach run un ut den Schlag.

De Düwrick frett sich rein tonicht;
Denn Affen sind sien Liewgericht.
Den Sparling awer was dat leew,
Dat dat nu endlich Mibdag geew;
Em weer de Moog al holl un boll.
„Man ümmer mehr rut ut de Moll!“
Röppt he den biden Buern to
Un möcht dat foorts den Düwrick no.

't is Obend. O'rob' as ut de School,
So kom de Enten van den Pohl.
De Fru töwt of al 'n ganze Tied;
Se steiht un lodt: „Liet, Lieter, liet!“
Un brockt to Obendkost noch Brot;
Ehr Veehtüg litt nu mol teen Not.
De Sparling weer to Bedd al gohn,
Doch tum heft he den Koop verstoht,
Dunn burrt he mank de Enten rin,
Pickt een poor Kör'n to Nacht noch schwinn.
„Naaa! naaa!“ schnorkt em de Erpel an —
Un friggat to Antwoord: „Quack du man!“

Sparlingskinner.

Sparlings Jüngster, de hitt Klüt —
Hanne Klüt.
Hett een brede Näs al hüt
Un schimpt driest up alle Lüd —
Hanne Klüt!

Sparlings Öllster, de hitt Strupp,
Strubbelstrupp.
Giwwt dat eenmol Klüttersupp,
Frett he alle Klüttern up —
Strubbelstrupp.

Sparlings Mäten, de hitt Ziep,
Zippelsiep.
Speelt gärn mit de Bröder Griep.
Seggat al dütsch: Piep, piep, piep —
Zippelsiep.

Sparlingsnest.

Bi Sparlings is leht Hoctied west,
Nu sind se bi un bu'n een Nest
Van Stroh un Heu un Hunnenhoor,
Van Grasshalms un van Plunnen gor.
Un of den Schoster sine Koh
Giwwt een poor witte Schwanzhoor to.

Nu is he farig, de Palast!
Dat Knassloch hett mol fein to paßt
Un't süht of stootsch un prächtig ut:
Dat Beddstroh sieft ut 't Fenster rut,
Un Schultsch ehr bloogbunt Strumpenband,
Dat bummelt handlang öwer'n Rand.

De Sparling plinkt sien junget Biew
Un röppt: „Dat weer een Tiedberiew!
Gen Soof van eenen Dagenblif
Un 't hett doch allents Rid un Schid!“
Tunfönig, de dat hört, röppt lud:
„Jo, jo, dat süht ju ähnlich ut!“

Die Lüge.

Von Katharina Bloß.

Der neue Prediger von St. Sabinen, David Friedrich Knape, begab sich auf den Weg, um dem Fräulein v. Schmettow seinen Besuch zu machen.

„Sie is 'nen hüschén überspöhnig, Herr Prejer,“ hatte ihm der alte Küster gesagt, der seit vierzig Jahren jedes Gemeindemitglied wie seine eigne Familie kannte. Und dann hatte er ihm ihre im Grunde recht einfache Geschichte erzählt.

Sie war ein blutjunges Ding, als sie sich in den schönsten, lebenslustigsten und verschuldetsten Leutnant des damaligen 12. Infanterieregiments verliebte. Ihre kleine, zierlich schwächliche Figur verschwand neben seiner großen, schlanken Gestalt, ihre blaßblauen Augen neben seinen blitzenden schwarzen.

Ihr Vater gab die Verlobung nicht zu, weil er dem jungen Offizier nicht recht traute, und war froh, als König Friedrich plötzlich jeden Konsens zu einer Heirat verweigerte. Kurz darauf brach der Krieg aus, und das Regiment marschierte nach Sachsen.

In der Schlacht bei Prag war der junge Leutnant geblieben. Wenigstens meldete später ihr Vater als Kommandeur des Regiments ihn als in der Schlacht gefallen. Aber man munkelte damals, durchaus nicht als Held, wie das Fräulein es aus alter Liebe seit Jahrzehnten immer darzustellen pflegte, und wie ihr Vagabunden und Invaliden oft vorschwindelten, um aus ihrer Freigebigkeit Nutzen zu ziehen; sondern er war wahrscheinlich auf der Flucht in die Hände der Oesterreicher gefallen.

Sie nahm damals die Nachricht von seinem Tode mit merkwürdiger Fassung entgegen. Aber es mußte sie doch sehr schmerzlich getroffen haben, da sie von da ab etwas närrisch wurde. Sie forschte im Regiment und auch sonst überall nach, nähere Umstände seines Todes zu erfahren; aber die einen mochten die Wahrheit nicht wissen, die andern sie nicht sagen wollen. Sie ging viel in die Spitäler und Lazarette und fragte nach ihm. Schließlich wurde es ihr zur Gewohnheit, sich der Verwundeten und Kranken anzunehmen. Das setzte sie auch nach dem Kriege fort. Man

lächelte aber doch über sie, wenn sie es nicht lassen konnte, noch nach Jahrzehnten von ihrem Verlobten als eines tapferen Helden zu erzählen.

„Man hätte ihr gleich die Wahrheit sagen sollen,“ meinte der Prediger. „Bei dem Lügen kommt nichts heraus. Das ist falsche Barmherzigkeit! Wenn sie gewußt hätte, daß ihr Geliebter ein Lump gewesen, hätte sie einen andern geheiratet, vier, fünf Kinder gekriegt und wäre eine normale Frau geworden! Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit!“

„Herr Prejer sind sehr streng,“ sagte der alte Mann. „Nen Knacks hat sie ja weg, sonst is sie aber eine herzensgute Person.“

Der junge Geistliche dachte nach.

Dies Schicksal hatten wohl viele erlitten und trauerten eine Zeitlang als zurückgelassene Bräute unerfülltem oder verlorenem Liebesglück nach. Nachher aber trösteten sie sich mit einem neuen Gatten oder in ihrer Liebe zu ihrer Familie. Etwas Außergewöhnliches war es nicht. Aber die hier hatte sich in besonderer Eitelkeit in die Rolle der Verlassenen hineingespielt und den Geliebten zu einem Halbgott gestempelt. Man sollte die Toten ruhen lassen und nicht einem Phantom nachhängen. Man mußte ihr doch einmal den verwirrten Kopf zurechtsetzen. Vielleicht gelang es ihm, sie von ihrer fixen Idee zu heilen.

Das Fräulein wohnte bescheiden, obgleich sie, wie er von anderer Seite erfahren, ein nicht unbeträchtliches Vermögen besaß. Aber sie schien nicht für sich davon Gebrauch zu machen.

Auf sein Klingeln öffnete sie selbst.

Sie erkannte ihn sofort und lud ihn mit zierlicher Höflichkeit ein, ihr Zimmer zu betreten.

Es war ein großer Raum voll einfacher alter Möbel, aber nicht ohne Geschmack geordnet.

Sie war klein, ihr Gesicht schmal und blaß, die Farbe des Haares von einem fahlen Blond, das ihr gescheitelt in gedrehten Locken über die Schultern fiel; ihre Züge weich und fast jugendlich; ihre Bewegungen voll Anmut

und Sicherheit der vornehmen Dame. Sie mußte ungefähr fünfzig sein, machte aber den Eindruck eines jungen Mädchens.

Der Prediger spürte wohl den Reiz, der von ihrer Persönlichkeit ausging. Wie schade, daß diese feine Rasse ausstarb um einer Marotte willen! Wie liebreizend mußte sie erst in der Jugend gewesen sein, wenn sie heute noch solchen Eindruck hervorrief.

Sie unterhielten sich von seinem Amte, von seiner Familie. Er sprach mit Absicht von sich, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie hörte ihm zu, den zarten Kopf auf die rechte Schulter geneigt, was ihr etwas Madonnenhaftes gab. Sie hielt die Augen meist gesenkt, ein leichtes Lächeln auf den schmalen Lippen.

Er setzte mehrmals an, von törichter Helden-Verehrung und Lebensschwäche zu sprechen, aber ihre sanfte Art hinderte ihn daran, auch schien es ihm für den ersten Besuch nicht recht passend.

Er erhob sich bald und wollte sich verabschieden.

Sie legte ihm leicht die kleine Hand auf den Armel.

„Einen Augenblick noch, Herr Prediger.“

Er setzte sich verwundert.

„Ich möchte Sie um einen kleinen Gefallen bitten, den Ihr Herr Amtsvorgänger mir gern erfüllte. Sie haben ja alle Spitäler und Armenhäuser der Stadt unter sich, nicht wahr? Ich machte dort regelmäßig meine Besuche, und ich hoffe, auch Sie gestatten mir, es weiter zu tun. — Und noch eins: wollen Sie mich gütigst wissen lassen, wenn von auswärts ein neuer Zuzug kommt? Ich möchte gern unterrichtet sein, sollte ein Vagabund oder sonst ein Elender von weither kommen.“

Der Prediger senkte die Augen.

Aha, da war es also doch! Unvergessen lebte der Wahn ihrer Jugend in ihr fort, umgeben von der Gloriole, deren Strahlen die Menschen den Lebenden so oft verweigern, um sie in verschwenderischem Glanze um das Haupt der Toten zu winden. Ein Gefühl leisen Unwillens stieg in ihm auf. Aber er bezwang sich.

Er nahm ihre kalte Hand zwischen die seinen warmen und strich behutsam über das dünne Geäder.

„Ich habe viel von Ihrem erbarmenden Herzen gehört! Es gibt so wenig Menschen, die ihr „Ich“ vergessen können um anderer willen, daß ich mich herzlich freue, eine so gütige Helferin in meiner Gemeinde vorzufinden. Ich werde Ihnen gern jeden neuen Schilling ankündigen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie leise und dann plötzlich ganz rasch:

„Herr Prediger, Sie sind sehr freundlich zu mir. Ich will ehrlich Ihnen gegenüber sein. Ich war am Sonntag in Ihrer Predigt. Sie sprachen mit großer Strenge von der Wahrigkeit und verdamnten die Lüge in jeglicher Gestalt. Das ist mir sehr nah gegangen. So muß ich Ihnen eins sagen. Die Leute werden Ihnen sicher von mir erzählt haben. Ich bin nicht so töricht, um nicht zu wissen, daß man über mich spricht. — Ja, ich habe einen Tick oder wie Sie es sonst nennen wollen. „Ich“, — sie hob langsam den Kopf und sah ihm mit einem so eigentümlich süßen Ausdruck voll ins Gesicht, daß ihm ganz warm ums Herz wurde, „ich habe einen Menschen geliebt, als ich jung war, und liebe ihn noch heute nach dreißig Jahren. Als mein Vater mich zwang, ihn aufzugeben, habe ich mich gefügt. Ich war eine gehorsame Tochter, aber eine schlechte Geliebte. Dadurch habe ich alles verschuldet. Ich habe ihm allen Halt genommen und ihn ins Unglück gestürzt. Ich sprach von seinem Heldentode, weil ich wollte, daß ihn die andern als Helden verehren sollten. Aber ich ahnte, nein wußte, daß seine Laufbahn ein unrühmliches Ende genommen. Seine einzig Geliebte hatte ihn verraten! Was galt ihm da der Ruhm? Nur nie wiederkehren! Aber das ging uns beide nur etwas an. In dem Gedächtnis der andern sollte er makellos dastehen. Es war eine bewußte Lüge, die mir Gott vielleicht vergeben wird.“

Er sah sie ernst an.

„Alle Lüge rächt sich noch hier auf Erden. Aber jenseit des Todes wird Gott Ihnen verzeihen.“

Sie neigte das Haupt.

„Ich habe schon viel gelitten, Herr Prediger. Wenn ich aber dafür noch härter gestraft werden sollte, will ich es tragen.“

„Ich wünschte, es würde Ihnen nicht mehr angerechnet. Sie haben nie an seinen Heldentod geglaubt?“

„Ich habe nie geglaubt, daß er in der Schlacht gefallen. Er mußte wieder heimkommen, damit ich gut machen konnte, was ich an ihm gefehlt! Meine Liebe wäre seine Rettung gewesen, und ich hatte ihn im Stich gelassen! Ich bin mit ihm im Geiste durch all das Elend gewandert, durch all seine Verzweiflung! Ich sah ihn in Gefangenschaft, im Kerker. Wenn ich hier einen pflegte, streichelte ich ihn in Gedanken! Und dann dachte ich wieder, es sei egoistisch von mir, ihn wiedersehen zu wollen, und bat Gott, ihm einen sanften Tod zu geben. Aber es war so süß, zu hoffen, ihm einmal alle Liebe zu geben, die sich ihm aus Feigheit verweigert! Sie schelten mich nicht darum, Herr Prediger?“

Was sind die Schmerzen der verwundeten Kreatur gegen das Leid der Frauen, die um sie weinen! dachte der Prediger bewegt.

Ihr Gesicht nahm einen zerquälten Ausdruck an.

„Sie haben mir in den Spitälern viel vorgelesen von seinem glorreichen Sterben, um mich zu trösten, und wußten nicht, daß sie mir damit alles nahmen. Im Stillen suchte ich immer unter den verkommenen Gestalten nach ihm. Vielleicht trieb ihn das Heimweh doch eines Tages nach Hause! — Er ist nicht gekommen! — Heute muß ich fast glauben, er ist nun doch tot!“

Ihre Züge wurden alt und herb wie bei der Pietà auf dem Altar seiner Kirche. Ihre Augen blickten groß und dunkel. Ihre Lippen zuckten.

Er streichelte wieder sanft die eiskalte Hand.

„Sie haben ihn in strahlender Jugend gesehen und lebensfroh und schön in Erinnerung — es würde für Sie vielleicht doch eine bittere Enttäuschung gegeben haben, wenn —“

Er vollendete nicht, denn ihre Augen füllten sich mit einem Male mit so unirdischem Glanze und in ihr blaßes Gesicht stieg eine so feine Röte, daß ihre Züge in verklärter Schönheit strahlten.

„Nur der Unglückliche braucht unser Herz! Glauben Sie nicht, daß ich weniger Liebe habe als eine Mutter, die ihren Sohn sucht?“

Da neigte sich der Prediger über ihre Hand, die leicht zitterte, und küßte sie voller Erschütterung.

„Ich will alles für Sie tun“, sagte er mit bewegter Stimme.

Der Bauer Lemke hatte einen Vagabunden im Schnee schlafend auf der Schwedter Landstraße gefunden. Halb verhungert, sinnlos betrunken. Wenn er nicht zufällig vorübergefahren, wäre ihm das kalte Bett am Grabenrand zum letzten Lager geworden.

Im Heiligengeist-Hospital auf der Neustadt erholte sich der Alte merkwürdig rasch. Aber der Doktor schüttelte den Kopf.

„Das ist das letzte Aufblühen. Er macht es nicht mehr lange. Er hat abgewirtschaftet. Es sind die Lungen —“

Fräulein v. Schmettow saß an seinem Bett. Der Prediger hatte sie nicht benachrichtigen können, er lag selber krank im Pfarrhause an schwerer Halsentzündung.

Sie betrachtete die verschwommenen Züge, die struppigen, schmutziggroßen Haarsträhnen, die blöden Augen, in denen es manchmal listig und wie böseartig aufblühte.

Der Landstreicher war zu alt, um ihn gekannt zu haben. Aber hatte der Doktor nicht gesagt, er habe ein verkrüppeltes Bein, das von einer Schußverletzung herrühren müsse? Gesprochen hatte der Mann überhaupt noch nichts, nur gehustet, und Schimpfworte und Flüche undeutlich vor sich hingemummelt.

Woher mochte er kommen? Ob er ein Preuße war? Sie sah sich suchend in der Kammer um. An der Wand hing ein plumper Holzschnitt mit dem Bilde des vor einem halben Jahre verstorbenen Königs.

Sie nahm es von der Wand und hielt es dem vor sich Hinfallenden vor die Augen.

„Der Alte Friß!“ sagte sie deutlich.

Der Kranke stierte darauf hin.

Dann ging ein Grinsen über sein verfälschtes Gesicht.

Er hob die halbverstümmelte Rechte, spreizte sie ihr entgegen und winkte mit den Fingern ab.

„Endlich vom Teufel geholt!“ grunzte er.

Fräulein v. Schmettow fuhr schmerzlich berührt zurück.

Aber er sprach doch wenigstens. Er wußte, daß der König gestorben.

„Ja, nun ist der Große Friedrich auch tot“, sagte sie langsam. „Wie so viele seiner tapferen Soldaten. Wie der edle Feldmarschall Schwerin bei der Bataille von Prag —“

Der Kranke verzog keine Miene. Verstand er nicht, was sie sagte?

„Ist Er nicht auch Soldat unter seinen Fahnen gewesen?“

Der Alte kniff die Augen und die rissigen Lippen fest ein.

Sicher war er dabei gewesen, er wollte sich nur nicht daran erinnern lassen.

„Hat Er nicht auch bei Prag gefochten unter dem Kommandeur v. Schmettow?“ Wie oft hatte sie diese Frage schon gestellt!

Der Alte hob wieder die Hand und winkte mit spöttischem Ausdruck ab, aber er schien sie unter den halbgeschlossenen Lidern zu beobachten.

Ihr Herz fing heftig an zu schlagen.

„Diente Er etwa in der Kompagnie unter dem Leutnant v. Schwensikky?“

Ihre Hände fingen an zu zittern.

Seine Augen öffneten sich ein wenig und schielten mit einem mißtrauischen Ausdruck zu ihr hinüber.

Er schwieg.

„Ich war die Braut des Leutnants v. Schwensikky“, sagte sie mit bebender Stimme.

„Hat Er ihn gekannt?“

Ihr Herz schlug ihr am Halse.

Er starrte ihr wie erschrocken ins Gesicht. Dann gingen seine Augen umher, als suchten sie in seinem Gedächtnis; zuletzt blieben sie wieder auf ihr haften.

„Der Leutnant ist 'n schöner Mann gewesen,“ grinste er mit Hohn in der rostigen Stimme.

Ihr blieb der Atem stehen.

„Aber er ist doch bei Prag gefallen, als Schwerin von fünf Kugeln getroffen wurde! Oder — weiß Er es besser?“

Ihre flatternden Finger streichelten über seinen groben Spitalkittel.

Der Alte besann sich.

„Tot? Der Leutnant ist nicht tot!“ Er schüttelte energisch den Kopf.

Ihr schossen die Tränen in die Augen.

Hier war endlich die Wahrheit! Nach dreißig Jahren die Wahrheit!

Sie konnte sich kaum aufrechterhalten, sie fing an zu lachen, ein sinnloses Lachen, vor lauter Erregung. Dann liebte sie seine zer-rissenen knöchigen Backen.

„Nicht wahr, Alterchen? Der schöne Leutnant ist verwundet worden, von den Östreichern gefangen genommen und gesund gepflegt? Er ist doch kein Krüppel geblieben, kein armer Krüppel.“

Und während sie dies sagte, schoß es ihr durch den Kopf, daß sie es ja wünschte, von ganzem Herzen wünschte, er möchte ein elender Krüppel geworden sein, damit sie ihm alles Liebe und Gute tun könne, was sie dreißig Jahre aufgespeichert hatte für ihn — warum sagte sie nicht, wie sie dachte: ist er so ein elender Kerl wie Du es bist? Sag mir, wo er lebt, ich will zu ihm und ihn heimholen!

Er plierte zu ihr hin, wieder voll Mißtrauen; schloß die Augen, hustete und winkte ermüdet ab, als habe ihn schon diese kurze Unterhaltung zu sehr angestrengt. Er wollte nichts mehr hören und auch nichts mehr antworten. Vielleicht hatte ihn das alles auch erschüttert, wenn er den jungen Offizier gekannt hatte und von ihm wußte, wie er irgendwo im Elend verkam.

Sie fühlte, daß sie augenblicklich weiteres nicht von ihm erfahren würde.

Es war auch genug für heute! Übergenuß! Er lebte! Und morgen bekam sie Gewißheit, wo und wie — und dann nahm sie ihr erspartes Vermögen und mietete sich eine Reisekutsche und fuhr durch alle Länder und suchte ihn auf und fand ihn und brachte ihn heim und pflegte ihn und tat ihm Liebes — ihr stilles Heim würde Leben bekommen, und wenn er nicht mehr gehen konnte, so kaufte sie einen Rollstuhl, wie ihn der Kaufmann Kalbersberg an der Ecke hatte — o Gott — und dann lud sie die alten Invaliden ein, die noch lebten und sie mußten alle auf sein Wohl trinken. —

Er lebte. —

Sie griff nach ihrem Herzen und erhob sich taumelnd. Morgen kam sie wieder. Sie würde Wein mitbringen, ihm das beste Essen bezahlen, damit er zu Kräften kam. Der Doktor mußte seine ganze Kunst aufbieten! Er mußte gesund werden, denn er allein wußte die Wahrheit!

„Ein schöner Leutnant“ hatte er gesagt. So hatten ihn alle im Regiment genannt! Dessen erinnerte sich noch nach dreißig Jahren einer seiner Musketiere!

Sie lächelte. Ja, er war ein schöner Mann gewesen! Und darum hatte man ihm alle seine Streiche verziehen, und alle Mädchen hatten sie um seine Liebe beneidet. Er wollte vernünftig werden und ihm ihretwillen, nicht mehr an Gelagen teilnehmen und keine Schulden mehr machen. Aber der Vater glaubte all seinen Beteuerungen nicht. Er untersagt jeden heimlichen Verkehr, und sie war eine zu gehorsame Tochter, um seinem Gebot zuwiderzuhandeln. Er war verzweifelt, beschwor sie durch seine Freunde, sie blieb fest. Als die Truppen in den Feldzug zogen, hatte sie noch eine Unterredung mit ihm. Sie versicherte ihn ihrer Liebe und versprach ihm, nach Beendigung des Krieges ihn gegen den Willen ihres Vaters zu heiraten. Aber er hatte ihr wohl nicht geglaubt. Dann hatte ihn das Kriegsleben aufgenommen mit all seinen moralischen Lockungen, und niemand war dagewesen, ihn zu halten. Und so hatte er versagt. Ihr Vater schämte sich vielleicht, einen Offizier seines Regiments an den Pranger zu stellen. Lieber ließ er ihn tot sein, gefallen auf dem Felde der Ehre.

Was mochte aus ihm geworden sein?

Vielleicht war er krank und elend wie dieser Alte! Er brauchte noch ihre Pflege, die ganze aufgespeicherte Mütterlichkeit ihres Herzens!

Gott, Gott, laß mich ihn finden, und sei es im dunkelsten Kerker, er soll wissen, daß es eine Treue gibt, er soll entschädigt werden für alle Bitternis des Lebens!

Sie ging wie im Rausch durch die Straßen der kleinen Stadt, daß die Leute ihr kopfschüttelnd und lachend nachsahen.

Der Doktor wurde böse.

„Warum will Er nicht?! Wo es Ihm jetzt so gut geht? Wo Er sich so erholt hat dank der reichen Gaben des Fräuleins? Warum spannt Er die arme Seele auf die Folter? Immer nur ein paar Brocken, wo Er sich doch recht gut erinnern kann?! Wenn Er heut nicht alles sagt, was Er weiß, kriegt Er

keinen Schluck Wein mehr, noch Hähnchenbraten und süße Preiselbeeren! Nichts als Wasser-suppe!“

Das Gesicht des Alten verzerrte sich.

„Keine Wasser-suppe!“ jammerte er, „Herr Doktor, bittschön, ich will ja auch, sie ist ja so gut zu mir, zu gut, Herr Doktor! Ich dacht, sie bliebe gleich weg, wenn sie alles wüßt, und ich kriegte nichts mehr — ich habe viel gehungert im Leben, Herr Doktor —“

„Ach was! Ein alter Gauner ist Er und sollte sich schämen, eine so gute Person an der Nase herumzuführen! Sie ist schon ganz elend in diesen vierzehn Tagen geworden! Ein niederträchtiger Kerl ist Er! Heut redet Er, verstanden?! Wie ist Er denn überhaupt nach Osterreich gekommen, ohne gefangen gewesen zu sein?“

„Bin doch bei der Bataille von Prag desertiert —“

„Das habe ich mir gedacht! So 'n Kerl ist Er also! Und das hat in unserm glorreichen Regiment von Wunsch gestanden! Das hat unter dem tapferen Kommandeur v. Schmettow gefochten! Wenn der Alte Fritz nur solche Schweinehunde wie Ihn gehabt hätte, wären wir nicht in drei Kriegen Sieger geblieben! Das sag Er beileibe nicht dem guten Fräulein, daß ihr Vater solche Hallunken zu kommandieren gehabt hat, sonst will sie überhaupt nichts mehr von Ihm wissen!“

Der Alte riß die Augen auf.

„Das habe ich mir ja immer gedacht, man kann's ihr nicht erzählen!“

Er machte ein weinerliches Gesicht.

Der Doktor prustete verächtlich.

Als sie hereinkam, war sie nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Still setzte sie sich auf den Holzschemel am Fußende seines Bettes und faltete ergeben die durchsichtigen Hände.

„Geht es Ihm heute besser, Lieber?“

Er glupschte zu ihr hinüber und nickte.

„Kann Er mir heut sagen, wie es kam, daß Er den Herrn Leutnant in Ungarn wieder getroffen hat? Aber Er muß die Wahrheit sagen, die reine Wahrheit! Der Herr Prediger ist leider krank, sonst würde der Ihm ins Gewissen reden! Lügen richten das größte

Unglück im Leben an! Mir kommt manchmal vor, als schwinde Er. Er ist doch ein braver Soldat gewesen, hat Seinen Fahneid gehalten — also nicht flunkern! Ich bin auch eine Soldatentochter und kann das Schlimmste hören!“

Da fielen dem Alten die Scheltworte des Doktors ein. Schweinhund hatte er ihn genannt! Die hier würde nicht schimpfen, aber sie würde ihn entsetzt ansehen und aus der Kammer gehen und nicht wiederkommen. —

Und nun fing er an zu berichten, stöckend und oft unterbrochen durch seinen Husten und ihre Fragen.

Er war mit dem Herrn Leutnant in ein österreichisches Lazarett gekommen und bald als kriegsuntauglich entlassen. Da war er dann sechtend durchs Land gezogen. Es habe ihm dort gut gefallen, es sei wärmer gewesen und die Leute freundlicher. Später nach Friedensschluß habe er einen kleinen Hausierhandel angefangen. In Ungarn sei er bei seinen Wanderungen auf ein großes Schloß gekommen, wo der Besitzer ihn wegen seiner deutschen Sprache freundlich aufgenommen. Da stellte es sich heraus, daß auch der Schloßherr ehemaliger Preuße und auch bei Prag verwundet gefangen, aber von Brünn nach Ungarn ins Lazarett transportiert worden war. Eine vornehme Frau hatte sich des Gefangenen in Budapest besonders angenommen. Ihr war es schließlich gelungen, ihn loszubekommen und auf ihr Schloß zu führen. Dort hatte er später aus Dankbarkeit seine Retterin geheiratet. Er hatte ihren Namen angenommen und lebte nun schon lange Jahre glücklich und in Freuden. — Daraufhin habe er sich den wohlbeleibten, stattlichen Herrn näher angesehen und ihn nach seinem richtigen Namen gefragt. Er habe ihn auch schließlich an den schönen schwarzen Haaren, die nur wenig ergraut waren, wiedererkannt: es sei der ehemalige Leutnant v. Schwensitzky gewesen. Als der nun gehört hatte, daß er einen aus seinem eigenen Regiment wiedergefunden, habe er ihn wie einen Freund behandelt und viel Geld geschenkt. Er sei ja immer ein splendoriger Herr gewesen.

„Solch Glück hat er gehabt?“ fragte das Fräulein ungläubig mit aufgerissenen Augen. „Ist das auch wirklich wahr? Warum hat Er das nicht gleich erzählt?“

Der Alte senkte die Augen.

Nach einer Weile sagte er leise:

„Das Fräulein hat mir doch gesagt, daß sie die Braut des Herrn Leutnant gewesen, und da er nun geheiratet —“

Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Ist er denn glücklich und lebt er heute noch?“

Er sei damals sehr glücklich gewesen, denn er sei sehr geehrt in der Gegend, der Kaiser habe sogar einmal bei ihm zur Jagd geweiht und im Schloßpark stände ein Denkmal von ihm — es sei möglich, daß er heut noch lebe, denn er sei doch ein gesunder und kräftiger Mann gewesen. —

Das Fräulein sah wie gelähmt.

„Hat Er mit dem Herrn über Preußen gesprochen?“

„Doch, doch. Er wäre auch gern wieder dahin zurückgekehrt. Aber solange der Alte in Potsdam lebte, ging es ja nicht. Der hätte ihn am Ende auch eingelocht wie den Trend —“

„Hat Er vielleicht —“

Nein, sie war nicht imstande, zu fragen, ob er auch einmal ihrer erwähnt hätte.

Warum sollte er auch? Wo er soviel Liebe gefunden? In Ungarn also lebte er? Groß und geachtet? Wohlbeleibt, stattlich und glücklich?! Und bedurfte nicht ihrer sorgenden Liebe, die ihn in Elend und Not gesucht und schützend umgeben?! Dreißig Jahre bettete sie sein müdes Haupt in ihren Schoß, und er trug es hoch und stolz, geehrt von dem Kaiser! Dreißig Jahre war sie zu den Elenden gegangen, sehnüchtlig hoffend, daß er eines Tages darunter sein möchte, daß sie ihm alles vergelten könnte — und er wohnte unterdessen in prunkvollem Schlosse, umgeben von Reichtum und Glück und erinnerte sich ihrer nie mehr — hatte er überhaupt einmal ein blondes Fräulein gekannt? Wenn sie sich jetzt aufmachte, ihn wiederzusehen, würde sie sich unendlich lächerlich machen. Er würde sie vielleicht nicht einmal wiedererkennen, und seine Frau würde sagen, ihr Schloß sei kein Stift für alte Damen — es war ja alles so sinnlos — Sie erhob sich schwerfällig. Ihr Gesicht war fahl geworden, der tiefe Glanz ihrer Augen erloschen. Sie sah mit einemmal alt und vergrämt aus.

Der Alte beobachtete sie erschrocken.

„Wenn der Herr gewußt hätte, daß ich nochmal nach Brandenburg zurückkäme, er hätte mir sicher Grüße für das Fräulein aufgetragen, denn die Gräfin hat er ja nur aus Dankbarkeit geheiratet.“

Sie winkte müde ab.

„Laß Er's gut sein, ich danke Ihm.“

„Aber das Fräulein ist doch zufriedener, daß es dem Herrn so gut geht, als wenn er im Elend verkommen wäre?“

Ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen.

Hätte er doch kein Denkmal im Park, sondern läge hier im Spital wie der Alte! Aber das ist wohl häßlich von mir gedacht, ging es ihr durch den Kopf, der ihr merkwürdig leer dünkte.

Sie versuchte, dem Alten zuzulächeln, aber es gelang ihr nicht. Sie strich ihm nur leise mit verhaltener Zärtlichkeit über den grauen Kopf und sagte mit bebenden Lippen:

„Ich wollte — ach, ich wollte — aber Er kann ja nicht dafür — Er kann ja nicht dafür — —“

Dann ging sie rasch aus der Kammer.

*

Als der Prediger nach seiner Genesung den Doktor traf, bat ihn dieser, sich doch nach dem Fräulein v. Schmettow umzusehen, sie mache es nicht mehr lange.

Der Geistliche erschrak und ließ sich kurz berichten.

Dann eilte er sogleich in ihre Wohnung.

Auch er konnte nicht mehr helfen.

Sie losch aus wie ein Licht. Langsam, aber unaufhaltsam.

„Es ist so am besten, Herr Prediger“, sagte sie am vorletzten Tage zu ihm. „Ich habe dreißig Jahre umsonst gelebt und gespart. Er gehörte ja nicht zu den Armen und Elenden. Er ist wohlbeleibt und stattlich und hat ein Denkmal im Park, und der Kaiser hat ihn geehrt, und eine Frau ist um ihn, vielleicht auch Kinder. — Meiner Liebe hat er nie bedurft“ — —

Der Prediger empfand einen großen Zorn gegen den Alten, der ihr diese Wahrheit berichtet, die ihr die Liebes- und Lebenskraft genommen! Wieviel besser wäre doch eine harmherzige Lüge gewesen! Aber halt! Eine Lüge?! Konnte aus einer Lüge Segen sprie-

hen? Wuchs nicht immer Unheil aus ihr? Hatte nicht er gerade dagegen geeifert, sie in jeglicher Gestalt verdammend?! War das nicht kurzfristig gewesen? Durfte man das Gesetz so einfach auslegen? Vielleicht verzieh Gott einem harmherzigen Lügner eher als einem unerbittlichen Wahrheitsredner? Wenn er gesund gewesen, hätte er am Ende selbst den Alten bestimmt, dem Fräulein eine Geschichte zu erzählen, die sie getröstet hätte — aber, aber — „Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit!“ Galt das ewige Gebot wirklich nichts — was sollte man glauben, was predigen? Wie sollte er hier trösten, wo die Wahrheit soviel Leid gebracht?!

Er nahm ihre schwachen Hände und streichelte sie.

„Sie haben einen Menschen innig geliebt, aber Ungezählten damit wohltaetan. Wenn er Ihrer Fürsorge auch nicht bedurfte, viele haben Ihre Güte genossen und verehren Sie in tiefer Dankbarkeit! Sie haben Ihr Herz nicht verdorren lassen in Geiz, sondern immer gegeben — und Sie werden noch weiter der Segen der Armen und Kranken sein —“

Sie sah ihn mit einem lieben Lächeln an.

„Sie wollen mich trösten, Herr Prediger, und nennen mich gut — ach, ich bin ja so egoistisch, weil ich ihm beinahe nicht gönne, daß er glücklich ist! Da sollten Sie schelten —“

Mit einem Male richtete sie sich auf.

„Wenn ich jetzt sterben sollte, besorgen Sie mir noch einen Notar, nicht wahr? Der Doktor sagt zwar, der Alte macht es nicht mehr lange, aber er schien doch gut erholt. Ihm will ich mein ganzes Vermögen vermachen bis zu seinem Tode, dann soll es das Spital für Invalide bekommen. Der Herr Graf in Ungarn braucht es nicht — er ist mir auch so fremd geworden — gehen Sie bald zu dem Alten und machen Sie ihm die letzte Freude —“

„Ich werde es nicht tun. Sie werden gesund werden und selber hingehen und werden das ganze Spital einladen zu Kaffee und Kuchen —“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich werde nicht mehr die Kraft haben — und Sie, Herr Prediger, glauben ja auch nicht daran —“

Er erschraf. Sie hatte recht und ihn selbst auf einer barmherzigen Lüge ertappt — was war recht, was war unrecht?

*

Am späten Nachmittag wurde der Prediger an das Krankenbett des Vagabunden gerufen.

Sein Groll gegen ihn erwachte von neuem, als er die erbärmliche Gestalt vor sich sah.

„Warum hat Er nicht den Mund gehalten?! Er weiß doch, was Er mit seiner Geschichte für Anheil angerichtet hat?! Warum hat Er nicht mit dem Doktor gesprochen?!“

Eben darum! Eben darum! Das Fräulein habe doch einen Helden geliebt, und er habe ihr nicht die Geschichte eines Lumpen erzählen können, der der Herr Leutnant eigentlich gewesen.

„So hat Er gelogen?!“ schrie der Prediger.

„Weil sie doch einen Helden in ihm sah“, stammelte der Alte.

Wie ein Blitz durchfuhr es den Prediger.

So hat sie für die kleine Lüge bezahlen müssen! So schwer!

Er sank matt auf den Schemel zurück.

„Du hast ein Verbrechen begangen“, sagte er tonlos.

Der Herr Prediger solle nicht so hart sein. Das Fräulein sei so gut, zu gut, genau wie früher. Er habe ihr nicht sagen können, daß der Geliebte bei Prag desertiert und sich selbst in den Fuß geschossen und die rechte Hand verstümmelt habe, um aus dem blutigen Schlammfessel herauszukommen. Er habe dann ein paar Jahre mit Weibern und neuen Freunden lustig gelebt, später aber habe ihn eine elende Krankheit gepackt und er sei auf den Landstraßen umhergestrolcht und in den Spitätern hingesecht, bis er endlich in der Heimat habe sterben wollen. Aber was hätte das seine, vornehme Fräulein mit einem solchen Kerl anfangen sollen?

„Ja, ja, Herr Prediger, ein großer Held ist der Schwensitzky nicht gewesen, und die Ulrike v. Schmettow war viel zu schade für ihn. Aber seine letzte Lüge vor seinem erbärmlichen Tode war doch eine Heldentat und wird ihm im Himmel wohl belohnet werden!“

Zuerst sah der Prediger stumm da, als begriffe er nicht das Gehörte. Dann aber sprang er auf.

„Du Elender!“ schrie er, „weißt Du, was Du getan hast?! Du hast sie, Dich und mich und uns alle des herrlichsten Wunders beraubt, des Wunders der Liebe, die dies Herz in sich trägt und das sich an Dir offenbart und verschwendet hätte! Nun ist es zu spät!“

O Ihr, die Ihr die Welt glaubt zu kennen, wenn Ihr durch ihre Pfützen gelatscht seid! O Ihr, die Ihr das Weib glaubt zu kennen, wenn Ihr den Ab Schaum genossen! Was wißt Ihr von der Größe eines reinen mütterlichen Frauenherzens? Es ist wie die Ewigkeit, unausdenkbar, unausschöpfbar. — Aus purer Eitelkeit, nicht um ibretwillen, logst Du und maltest ihr Dein Leben auf den Höhen der Gesellschaft, überschüttet vom Glück und Reichtum und der Ehre eines Kaisers! — O, hättest Du in Reue und tiefster Zerknirschung vor ihr die Wahrheit bekannt! Du hättest die ewige Seligkeit schon auf Erden gespürt und wärest eingegangen zu Gott, getragen von den weichen Flügeln ihrer himmlischen Liebe!

Narr, der Du warst! An Dir, dem erbärmlichsten aller Menschen, wäre Gottes Gnade sichtbar geworden! Ahnst Du nun, was Du im Wahnwitz deiner Eitelkeit zerstört und verloren hast?! All Deine Sünden mag Gott Dir vergeben, diese Lüge aber vergibt er Dir nie!“

Der Alte sank wortlos in sich zusammen. Jenes in heiligem Zorne herausgeschleuderte „Nie“ nahm er noch in derselben Nacht mit sich auf seinen letzten dunklen Weg.

*

Vor der Wohnungstür des Fräuleins traf der Prediger den Doktor. In wenig Worten erzählte er ihm sein gestriges Erlebnis. Der Arzt mußte ihm den Tod des alten Vagabunden melden.

Sie standen eine Zeitlang ratlos.

„Es ist zu spät“, sagte der Doktor. „Ihre Kraft ist verbraucht. Wir wollen ihr keine neue Aufregung mehr verschaffen. Sie wird in Frieden hinüberschlummern.“

„Nein, sie soll wissen, daß sie ihrem Geliebten noch alles Gute hat tun können, daß sie nicht umsonst dreißig Jahre auf ihn ge-

wartet hat! Vielleicht erholt sie sich dann wieder und wird gesund! Die Wahrheit ist doch das Rechte!"

"Sie sind noch jung, lieber Freund", sagte der Doktor. Wie sagt doch der weise Lessing? „Die reine Wahrheit ist nur für Dich Gott allein!“ Ich will darum nicht der Lüge das Wort reden, aber es gibt Grenzfälle —"

"Sie geht ja an der größten Enttäuschung ihres Lebens zu Grunde, sie wird —"

"Bedenken Sie, daß der Mann tot ist. Aber wenn Sie meinen, es könnte ihr den Lebensmut zurückgeben —"

Und er gab ihm achselzuckend den Weg frei.

Mit großer Schonung berichtete der Prediger der Kranken, was er von dem Vagabunden gehört.

Sie lauschte ihm mit geschlossenen Augen. Als er sich zu ihr beugte und ihr die Hand streichelte, öffnete sie die Lider und sah ihn lange an.

"Sie können nicht glauben, wie mich Ihre Güte rührt, Herr Prediger! Sie nehmen um meinetwillen die Sünde auf sich und erzählen mir nun eine schöne Geschichte, um mich zu trösten! Aber es ist nicht mehr nötig. Ich

habe diese Nacht den Trost gefunden. Meine Liebe war doch nicht vergebens! Mein fürchtetes Herz hat sich nur alles anders ausgemalt! Gerade, weil ich immer seiner gedacht, habe ich ihn schützend umgeben können, meine Liebe hat ihn zu dem Leben geführt, das ihm Gutes brachte! Wäre er aus dem Feldzug heimgekommen, wer weiß, ob ich ihm genügt hätte, ob meine Liebe die Fähigkeit gehabt hätte, ihn glücklich zu machen! Aber sie hat die Kraft gehabt, Gottes Gnade auf ihn zu lenken! Und sehen Sie, Herr Prediger, das ist auch ein Wunder! Und wenn ich zu Gott komme, will ich ihn bitten, uns unsere großen und kleinen Lügen nicht so anzurechnen, zuletzt nimmt alles doch noch ein gutes Ende!"

Des Predigers Augen füllten sich mit Tränen.

"Du liebe Heilige, bitt für mich!" sagte er leise und küßte in Ehrfurcht die langsam erkaltende Hand.

Als ihr Begräbnis war, hielt er dem alten, unscheinbaren Fräulein eine so merkwürdige, ergreifende Rede, daß sich die Leute verwunderten, da sie an der Verstorbenen doch nichts Besonderes als ihr bißchen Berrücktheit hatten entdecken können.

Dorf Mittel-Sperrenwalde

lag ungefähr halbwegs an dem Wege von Großnach Klein-Sperrenwalde. Noch heute sieht man im Frühling oder Herbst, wenn auf den Feldern nichts mehr steht, an der anderen Farbe des Bodens und an alten Ziegelstücken, die auf dem Acker verstreut sind, daß hier altes Ansiedlungsgebiet gewesen ist. Auch ein Friedhof war in dem Dorf. Und noch 1923 wurden Reste eines Skelettes ausgepflügt. Diesen Weg zwischen den Feldern ging vor hundert Jahren der Pfarrer R. von Gollmiz, um einen Sterbenden zu besuchen. Als er an der wüsten Dorfstätte von Mittel-Sperrenwalde vorüber kam, hörte er neben sich einen mehrstimmigen Gesang: „Nun laßt uns

den Leib begraben!“ klingt es feierlich aus der Erde. Voll Staunen hört der Pfarrer das Lied. Niemand ist zu sehen, auch eine Täuschung ist nicht möglich, denn die Stimmen singen auch den zweiten Vers: „Erd ist er und von der Erden, wird auch zu Erd wieder werden . . .“; aber weiter kommen die geheimnisvollen, unsichtbaren Sänger nicht. Immer wieder fangen sie ihr Lied von vorne an. Tief ergriffen ergänzt der Pfarrer den dritten Vers: „Sein Seele lebt ewig in Gott . . .“. Augenblicklich sind die zitternden Stimmen der armen Seelen still geworden. Nun kann auch der Leib in Frieden ruhen.

Nacherzählt von Peter s. Schönegerg.



Dorffriedhöfe.

Von Superintendent Dr. Nagel. / Zeichnung von Leo Wiese.

Dorffriedhof — das Wort klingt schön und stellt vor unser Auge ein Bild der Weihe und des Friedens. Wir denken an altersgraue Dorfkirchen, in deren Schatten sich unter Busch und Baum still die grünen Hügel wölben. . . . Kreuze stehen zu Häupten derer, die unten ruhen, bunte Blumen blühen mit den frischen Farben des Lebens auf den Stätten des Todes, Heckenrosen schauen über die Mauer. Großes feierliches Schweigen herrscht ringsum. Nur ein Vogelzwitschern aus den Lindenbäumen, ab und zu aus dem Dorf herüber ein verwehter Klang. Hier wohnt das Heilige, hier lebt die Dankbarkeit gegen die Toten, die Ehrfurcht vor der Ewigkeit, hier ist wirklich spürbar ein Friedhof, ein Hof des Friedens. . . .

Aber kennt man nicht leider in der rauhen Wirklichkeit auch ganz andere Bilder von Dorffriedhöfen? Die Mauern eingefallen, die Pforten verschwunden, so daß auf dem ganzen Friedhof das liebe Vieh ungehemmt Zutritt findet. Die Hühner haben darauf ihr

Wesen, selbst Kühe und Ziegen dringen bisweilen ein und zerstören allen Schmuck. Wo nicht begraben wird, da wuchert üppig Unkraut und Dornestrüpp. Nur wo die neuen Gräber sind, da ist aufgeräumt. Hier reiht sich Grab an Grab, hier sieht man nur Gräber. Stehen auf dem abgelegenen Teil zuviel Bäume, so stehen hier zu wenig, so daß der Eindruck der Leere und Dede sich schmerzvoll aufdrängt. Dazu die Steige oft so wenig gepflegt, die Hecken nicht verschnitten, so als ob niemand recht sich um die stille Welt der Toten kümmert.

Wir haben in unserer Heimat Friedhöfe von beiden Arten. Wohl aber dem Dorf, das allen Fleiß daran wendet, seinen Friedhof zu halten wie einen heiligen Hain, in welchem liebe heimgegangene Menschen im Frieden Gottes schlafen können! Entscheidend ist oft schon die Lage des Friedhofes. Früher war es allgemeine Sitte, um die Kirche herum die Toten zu beerdigen. So ruhen denn die Toten im Schatten der Kirche, in der sie meist schon

Die Flurbereinigung oder Separation.

Von Professor Robert Mielke.

Unsere Feldfluren zeigen heute zumeist gleichmäßig viereckig geschnittene Ackerbeete mit planvoll angelegten Wegen, auf denen alle Acker mit Wagen leicht zu erreichen sind. Das ist nicht immer so gewesen. Unsere Großväter hatten vielfach noch ein anderes Flurbild gekannt: eine bunte, in Hunderten von Ackerbeeten aufgeteilte Feldmark mit wenigen Flurwegen, vielen toten von Hecken und Strauchwerk besetzten Winkeln und zahlreichen Wassertümpeln, Sümpfen und verkrauteten Gräben, von denen aus die Wiesen oft unter Wasser gesetzt wurden. Es war ein entzückend malerisches Bild, wenn die Sonnenstrahlen spielend die blütenreiche Mark beleuchteten, der Wind die Aehrenfelder streichelte, oder die dunklen Schatten der vielen Feldbäume und Büsche die Erntearbeiter zu kurzer Ruhe vereinten. Es war ein Bild, in dem die zöpsfetragenden, wortreichen Städter des 18. Jahrhunderts die Sonnenseite des Landlebens sahen und nach Idyllen suchten, wo oft ein Leben voller Arbeit nur kärgliche Freuden fand, bei dem die Verse Hölty's:

„O wunderschön ist Gottes Erde und wert,
darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Ache werde, mich die-
jer schönen Erde freu'n“,

zwar von aufrichtiger Bewunderung der Landschaft erfüllt sind, aber nicht erkennen lassen, daß schon eine große Wandlung sich vorbereitete, um neue Linien, neue Werte in die Feldmark zu tragen.

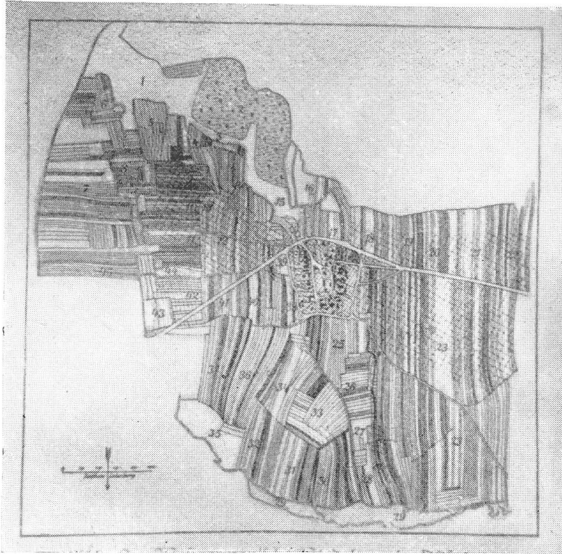
Der deutsche Landwirt ist, wie jeder in und mit der Natur lebende Mensch, von Hause aus konservativ und lehnt Neuerungen solange ab, bis sie durch die Not erzwungen werden. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts setzten in Deutschland die Bemühungen ein, die Feldmark in einem wirtschaftlich vorteilhaften Sinne neu aufzuteilen, und doch gibt es heute noch vereinzelt solche, die infolge ihrer alten Einteilung eine rationelle Bewirtschaftung erschweren. Von ungefähr 1750 an begünstigte die Regierung das neue Aufteilungsverfahren, aber erst durch die schweren Notjahre zu Anfang des 19. Jahrhunderts,

als Deutschlands Bevölkerung wiederholt schwere Hungersnöte zu überwinden hatte, trieb die Entwicklung in eine energischere Bahn. Es lag das nicht am schlechten Willen, nicht an der Abneigung gegen die bereits sehr vervollkommneten Pflüge oder an der nach neuen Grundsätzen ergänzten Düngung, sondern an dem treuen Festhalten an der uralten germanischen Flurverfassung, bei der jede persönliche Tüchtigkeit, jede rationelle Bewirtschaftung nahezu ausgeschaltet waren, ja selbst die schon hier und da eingerichteten landwirtschaftlichen Schulen und Akademien in ihrer Tätigkeit gelähmt wurden.

Wenn man die von vielen Seiten empfohlene Flurbereinigung als eine zweckdienliche, aber äußerliche Maßnahme ansieht, dann kann man den Widerstand der Dorfschaften verstehen, wenn man tiefer blickt, erscheint er jedoch wie eine unbewußte Ahnung, daß sich hier eine Umwandlung aller wirtschaftlichen Verhältnisse anbahnen könnte, deren Fernwirkung den uralten genossenschaftlichen Geist der Dorfschaften erschüttern mußte. In der Tat haben die Bauernemanzipation, die Aufhebung der patrimonialen Gerichtsbarkeit, die dörfliche Selbstverwaltung, die alle die Flurbereinigung zur Voraussetzung hatten, zunächst auflösend gewirkt, bevor sie seit etwa 1850 als segensreiche Fortschritte beunden konnten.

Mit Ausnahme der Betriebsformen auf den Einzelhöfen, den Marschen- und Waldhufendörfern, die in Brandenburg gar nicht oder wenig vertreten sind, war die alte Dorfwirtschaft auf der genossenschaftlichen Arbeit begründet. Auch bei der Feldbestellung wurde sie — besonders östlich der Elbe, wo im 12. und 13. Jahrhundert die meisten Dörfer entstanden — zur ausschließlichen Betriebsform. Ein Stamm von 20 bis 40 Bauern wurde in den neu zu begründenden Dörfern angelegt und ihm neben dem Platz für die Hoffstellen die Dorfflur mit Ackerflächen, Wald, Wiese und anderem Gelände zur gemeinsamen Benutzung überwiesen. Um keinen der Dorfgossen zu übervorteilen, teilte man das

Ackerland je nach der Güte des Bodens in mehrere Teile, in denen jeder der berechtigten Besitzer ein gleich großes Stück erhielt. Soweit ging das Bestreben nach einer gerechten



Westgermanische Siedlung in Offalen. Dorfflur Einem bei Hildesheim. Besteht aus 22 Häusern zu je 19,6 ha und liegt in 29 Hufen zum Teil später regulierten Gewannen zu je 22 gleichen Hufenanteilen. Der Rest ist teils geteilte, teils ungeteilte Allmende. (Aus: Mielle, Vom Werden des deutschen Dorfes).

Verteilung, daß man mit den Aekern von Zeit zu Zeit wechselte; dadurch kam schließlich jeder einmal in den vorübergehenden Besitz eines erstklassigen Bodens. Diese ursprüngliche Wechselwirtschaft hatte, wenn sie überhaupt einmal in Brandenburg vorhanden war, sehr früh schon einer festen Ordnung Platz gemacht. Nur bei Wiesen erhielt sich die Sitte länger, sie von Zeit zu Zeit wieder aufzuteilen. Die Flurnamen Lose und Kaveln zeugen oft noch davon. Das Verfahren der Neuaufteilung war ganz sinngemäß und hat sich in dem ganzen germanischen Volksgebiet jahrhundertlang als zweckmäßig bewährt, wurde aber mit der Befestigung des Besitzes zu einem schwer zu überwindenden Hemmnis durch die, infolge Erbschaft, Verkauf und Tausch eintretende Zerrißenheit der Ackerflächen. Waren sie anfangs noch einigermaßen geschlossen, so wurde der Besitz des

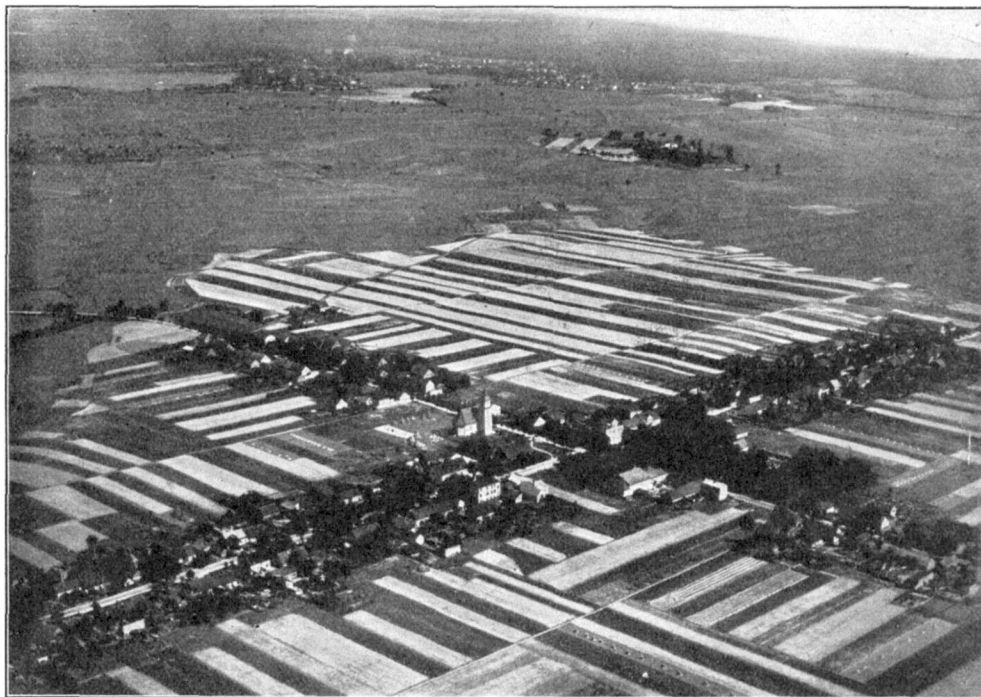
einzelnen mit der Zeit immer mehr verzettelt und seine Bewirtschaftung erschwert.

Verschärft wurden diese Uebelstände noch durch die allgemein übliche Dreifelderwirtschaft. Eine Bemerkung der Acker war zwar nicht unbekannt — schon die alten Gallier kannten sie! — aber die Märker blieben allgemein bei ihrer Viehdüngung, die ein ausreichender Ersatz für den geschwächten Boden war und ja auch heute noch neben dem künstlichen Dünger Anwendung findet. Um eine bestimmte Regelung zu haben, wurde das gesamte Ackergebiet in drei Teile zerlegt, von denen das erste mit Winterkorn (Roggen und Weizen), das zweite mit Sommerkorn (Hafer und Gerste) bestellt und das dritte als Brache für die Beweidung des Viehes offengehalten und stellenweise mit Lupinen gedüngt wurde. In jedem Jahre trat ein Wechsel ein, so daß ein Ackerfeld infolge des Wechsels im Anbau und in der Beweidung zwei Jahre Zeit zur Erholung hatte. Diese planmäßige Betriebsform, die bereits unter Karl dem Großen erwähnt wird, beherrschte fast ganz Europa mit Ausnahme von Südfrankreich, Südspanien, Belgien und vom Niederrhein, wo sie durch die Zweifelder-, und Schottland, Nordwestdeutschland mit dem holländischen Kempenland, wo sie durch die Einfeldwirtschaft ersetzt wurde. Vereinzelt kamen in Brandenburg auch die Vierfeldwirtschaft (Teltow) und Zweifelderwirtschaft (Kreis Züllichau auf kleinen Landstellen und Kreis Ruppin) vor, wo sich die Verhältnisse durch den Anbau der Kartoffel und der Rübe etwas verschoben hatten.

Die Folge dieser ursprünglich sehr gefunden und aus den Verhältnissen gebotenen Wirtschaft war aber, daß sich die erwähnte Besitzersplitterung verdoppelte, in den meisten Fällen sogar verdreifachte. Es kam vor, daß ein einzelner Besitzer 60 bis 100 zerstreute Feldanteile besaß — oft von kleinstem Ausmaß. Da es ferner nur einzelne Feldwege gab, die nur wenige Acker berührten, so konnte die Aberntung erst über die bereits abgemähten Felder erfolgen, was wiederum zwang, die Acker mit derselben Frucht zu bestellen, die zu gleicher Zeit reif wurde und das Abfahren erst gestattete, wenn die davor liegenden Acker frei waren. Durch Ueber-

einkommen wurde daher die zu bestellende Frucht in jedem Jahr bestimmt und es unmöglich gemacht, daß die persönliche Tüchtigkeit des einzelnen durch eine geeignetere Feldfrucht

Hohenzollern in erster Linie! — eine gleichmäßige Verteilung der Pflichten und Lasten erstrebten und für ihre großen Staatsziele auch eine Erhöhung der bäuerlichen Erträge



Öfen in der Mark. / Flugzeugaufnahme der Hansa-Luftbild-G. m. b. H., Berlin.

oder durch besondere Düngung den Besitz vor- teilhafter ausnutzte.

Aus diesen Gründen machte sich in Deutschland die Forderung nach einer Neuaufteilung der Feldfluren gebieterisch geltend. Solange noch zahlreiche Klein herrschaften — in Brandenburg kamen zunächst die Gutsherrschaften und die Städte mit ihren bäuerlichen Feldmarken in Betracht — bestanden, waren das Dreifeldersystem und der Flurzwang noch erträglich, weil jene weniger auf die Erträge der bäuerlichen Wirtschaft als auf die persönliche Dienstleistung auf den nicht dem Flurzwang unterworfenen g u t s h e r r l i c h e n Ländereien angewiesen waren, und die Bauern in ihrer abhängigen Stellung einen erheblichen Vorteil von einer rationellen Feldwirtschaft nicht hatten. Als aber aus staatlichen Interessen die Landesherren — die

ins Auge faßten und vor allem eine Erleichterung und A u f h e b u n g der F r o n d i e n s t e einleiteten, da wurden die Widrigkeiten des alten Wirtschaftssystems zu offenkundig, um nicht mit allen Mitteln dagegen anzukämpfen. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts setzte daher fast überall das Bestreben ein, den Flurzwang und die Dreifelderwirtschaft aufzuheben und durch Zusammenlegung und Neuverteilung der Aecker ein rationelleres Bewirtschaften zu ermöglichen. Anfangs widerstrebten die Bauernschaften heftig, weil sie in der Flurbe- reinigung nur Nachteile persönlicher und sach- lichen Nutzen erkannten. Erst unter dem Druck der Regierungsmaßregeln, die eine Hebung der Landwirtschaft und eine Stärkung der wirtschaftlichen Intelligenz erzielen wollten, erfolgte langsam, aber stetig die Neuaufteilung der Fluren.

Wie selten ein Fürst hat besonders Friedrich der Große unablässig auf dieses Ziel hingearbeitet. Ein Buch des ehemaligen Predigers, späteren Ministers König Friedrich Wilhelms II., Johann Christoph Wöllner „Ueber die Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg“ hatte ihm die Wichtigkeit einer solchen Maßregel 1769 gezeigt. Verordnungen von 1769 und 1770 boten eine Grundlage für die Regelung des Verfahrens, das ihm auch durch die Erfolge der damaligen englischen Landwirtschaft nahegelegt wurde. Angesichts der Vermehrung und Verbesserung des Futterbaues durch den Anbau von Hackfrüchten, durch bessere Bodenbearbeitung, durch Stallfütterung und verbesserte Ackergeräte sprach er es aus „den englischen Wirtschaftsbetrieb immer mehr und mehr zu pouffieren und das neun- und sechsjährige Land zu Futterkräuterbau und Wiesenwachs einzurichten“. Und 1775 schreibt er erfreut an Voltaire: „Wir haben hier die künstlichen Futterfelder der Engländer nachgemacht, und es ist uns so gut damit gelungen, daß wir um ein Drittel Vieh mehr halten.“ In demselben Jahre waren in der Tat schon 385 Aufteilungen erfolgt, freilich meistens von Gütern, die unter dem Flurzwang nicht zu leiden hatten. Andererseits mußte er wiederholt gegen die Abneigung der Bauern, die alte Dreifeldwirtschaft aufzugeben, ankämpfen. Immer wieder stießen die wohlmeinenden Verordnungen des Königs auf Widerstand. In den Jahren 1752 bis 1777 kam er wiederholt darauf zurück, daß bei der Auseinandersetzung vermischter Grundstücke ein jeder Interessent seine Felder auf einem Fleck beisammen angewiesen haben solle und zwar die kleinen Leute möglichst nahe dem Dorfe. „Unter den Bauern ist die Entfernung auszugleichen und wird das Los empfohlen.“ Doch nur langsam erkannten die Bauernschaften den großen Vorteil der Separation. Noch 1770 ließ Friedrich ein Dorf im Oderbruche, das mit seinen Steuern im Rückstande geblieben war, durch Militär zu der neuen Ordnung zwingen — sehr zum Heile der betroffenen Bauernschaft. Wie schwer man sich an den neuen Zustand gewöhnen konnte, geht aus der Tatsache hervor, daß bei Naue n, dessen Feldmark von 1766 bis 1774 reguliert worden war, 1780 der alte

Zustand teilweise wieder hergestellt werden mußte.

Besonders vier Umstände stellten sich der Flurbereinigung entgegen. Einmal die Abneigung der Bauern gegen jede Neuerung überhaupt, dann die Befürchtung, durch die Aufteilung ungünstig gelegene Ländereien zu erhalten, drittens die verhältnismäßig hohen Kosten des Verfahrens und schließlich die Forderung, daß alle berechtigten Besitzer mit der Umwandlung einverstanden sein sollten. Ein einziger Trotzkopf konnte daher die Separation zum Scheitern bringen. Dazu kam noch die nicht unberechtigte Forderung, daß durch die Anlage der Flurwege alle etwas Land verlieren würden, während die Vergrößerung des Besitzes durch das viele Wildland und die toten Winkel und die Verbesserung infolge der Ableitung stehender Gewässer nicht ohne weiteres anerkannt wurden. — Die Kosten waren allerdings erheblich. Der Feldmesser hatte zunächst die gesamte alte Flur kartographisch aufzunehmen, dann die Anteile der einzelnen Besitzer mit Berücksichtigung der Bodengüte in oft recht umständlichen und langwierigen Verhandlungen festzustellen, schließlich einen neuen Aufteilungsplan mit Rücksicht auf die neuen Flurwege auszuarbeiten, in dem die Felder für jeden einzelnen festgelegt waren. Es vergingen oft mehrere Jahre, während der bisweilen der Besitzer gestorben war, bevor der neue Flurplan entstand. Der Feldmesser mußte Geduld und ein gut Teil diplomatische Geschicklichkeit besitzen, um alle Wünsche zu befriedigen.

So wird es verständlich, daß sich die Regelung über mehrere Geschlechter hinzog. Manche Regierung ging schließlich dazu über, die Umwandlung, die infolge der Bauernemanzipation im Anfange des 19. Jahrhunderts dringlich wurde, gesetzlich durchzuführen. Für die sechs östlichen Provinzen Preußens ist die Separation 1821 und nochmals 1850 durch Verordnungen gefordert und durchgeführt worden, während sie im Rheinlande sich langsamer durchsetzte, vereinzelt ja noch heute nicht völlig durchgeführt ist. Unsere brandenburgischen Flurbilder zeigen jetzt zumeist regelmäßige, viereckig geschnittene Ackerbeete und planmäßig angelegte Flurwege, die alle Parzellen mit dem Wagen zu erreichen gestatten.

Zugleich ist durch die Entwässerung auch die Bewirtschaftung von Ländereien ermöglicht, die früher unbenutzt waren oder nur wenig Ertrag brachten. Freilich ist dadurch auch manches Flurbild zu seinen Ungunsten verändert worden. Neben den unleugbaren wirtschaftlichen Vorteilen sind geschichtliche und künstlerische Werte dabei eingebüßt worden, deren Verlust erst heute offenbar wird.

Viele Gemeinden entäußerten sich — in Preußen gestützt auf die Gemeinheitsteilungs-Ordnung vom 7. Juni 1821 — bei dieser Gelegenheit auch ihres Gemeindelandes, der Allmende, und verteilten z. B. den ehemaligen Gemeindeveld in Bruchstücken an die Gemeindeglieder. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Schäden stellten sich ein und warneten vor einer restlosen Aufteilung aller Gemeindeländereien. Heute sucht man, besonders bei Anlage neuer Rentengüter und Dörfer, einen Gemeinsamkeitsbesitz von vornherein aus der zur Aufteilung kommenden Masse auszuschneiden. Selbst gelegentliche Rückkäufe sind erfolgt, um einer Gemeinde wieder eine neue Allmende zu schaffen. Behält man im Auge, daß in Süddeutschland, wo man mit dem Gemeindebesitz vielfach schonender verfuhr, manche Gemeinde vor dem Weltkriege ihre gesamten Steuerbedürfnisse aus ihm deckte, dann erkennt man seine Vorteile leicht. Auch die vielen Einbußen an Hecken und Gestrüpp, die der Aufteilung zum Opfer gefallen sind, und die rücksichtslose Begräbigung von Flußläufen haben mancherlei Schäden erst

später bemerkbar werden lassen. Seit die Singvögel keine ungestörten Nistplätze mehr finden können, hat vielfach die Raupenplage zugenommen und die Obsternte geschädigt. Das sind Schattenseiten der Fluraufteilung, die man nicht voraussehen konnte und die sich mit der Zeit wieder ausgleichen lassen.

Im großen und ganzen vollzog sich mit der Flurbereinigung eine Umwandlung und Neugestaltung unserer Landwirtschaft, die von nicht geringerem Erfolge war, wie früher die Vervollkommnung des Hackens zu dem Wendepflug, die Einführung neuer Futterpflanzen (Rottklee, Serradella, Luzerne u. a.), die wissenschaftliche Erforschung des Bodens, die Züchtung eines erstklassigen Saatgutes. Wenn die Landwirtschaft heute nahezu am Boden liegt, dann liegen die Ursachen nicht in ihr, sondern in äußeren Umständen. Konnte sich indessen die Flurbereinigung in den schweren Zeiten des Siebenjährigen Krieges, der Napoleonschen Unterdrückung und der Freiheitskriege durchsetzen und dadurch den Übergang von der extensiven zur intensiven Wirtschaft ermöglichen, dann wird die Landwirtschaft auch die gegenwärtige Krisis durch noch strengere wissenschaftliche Methoden überwinden. Sie muß es, wenn Deutschland leben soll. Denn der Bauer ist nicht nur der stärkste Träger des Staatsgedankens, sondern die Landwirtschaft auch die Grundlage des wirtschaftlichen Gedeihens Deutschlands.

De dröge Grund.

Van Mag Lindow.

Twee Bröder harrn' beid een Deern
Van ganzen Harten leew un gærn.

„Weer ik dat, sall de See utdrög'n;
De Bu'r mag dor mit Offen plög'n.“

Se weeren Fischer. Ohn een Woord
Stött' een den annern öwer Boord.

De See drögt ut. De Broder lag
Verdrunken up dat deepste Flag.

Ball hett man dröwer Tuscheln hört:
Hier is een Brodermord passeert!

Un nu gestünd de Mörder dat
Un keem in Prenzlou up dat Rad.

Gericht ward holl'n. De Richter fröggt.
„Ik weert' nich“, hett de Broder seggt.

Hüt hitt dree Milen in de Rund
De Stell in'n Volksmund „Dröge Grund“.

Ein Beispiel einer Separation im Kreise Prenzlau.

Von Katasterdirektor D u b b e r t e.

Nachdem Herr Prof. Dr. Mielle in diesem Heft die geschichtliche Entwicklung der Separation, ihre Ursachen und Wirkungen, geschildert hat, wird es für den Leser von Interesse sein, an der Hand eines Beispiels zu sehen, wie eine Separation vor sich gegangen ist.

Nehmen wir als Beispiel eine unserer kleinsten Gemeinden im Kreise Prenzlau, das Dorf Roggow.

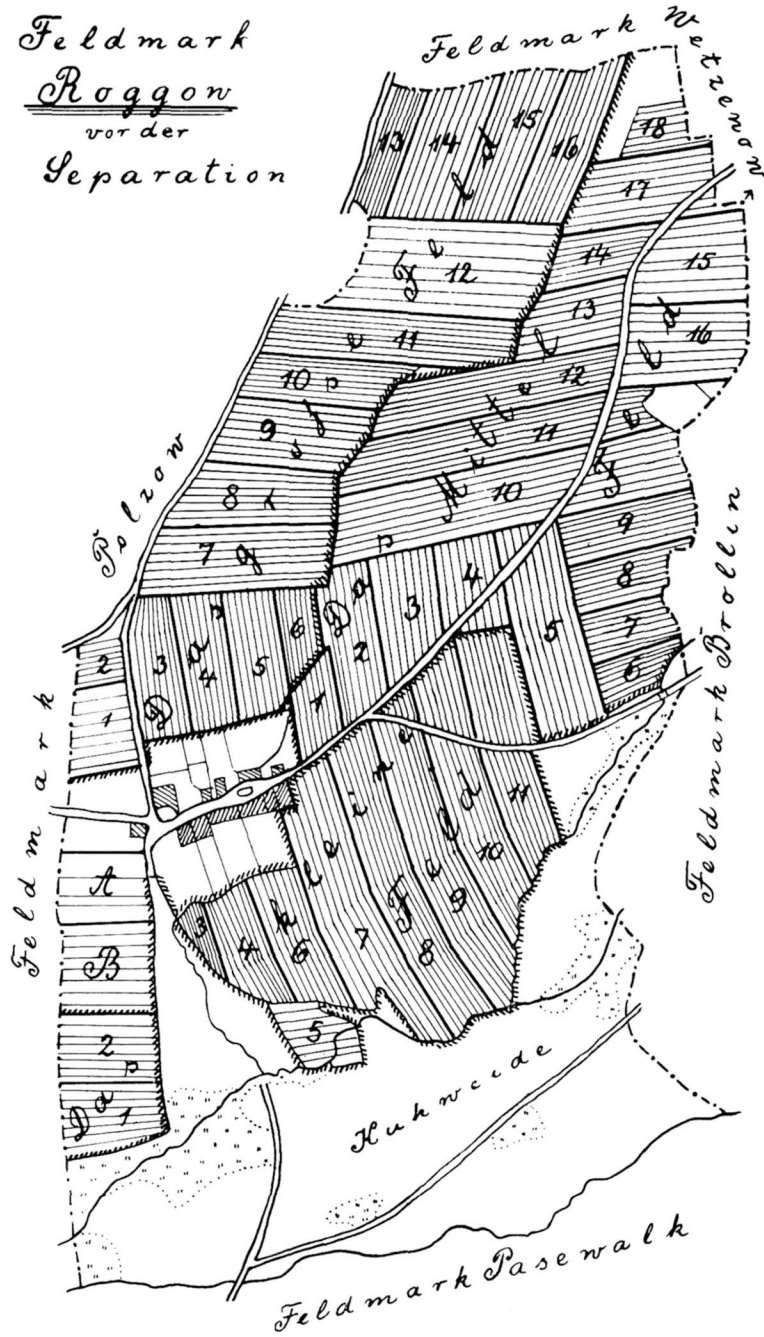
Roggow, ursprünglich ein Rittergut, war von altersher mit acht bäuerlichen Wirten besetzt; die der Guts herrschaft in Göriz pflichtig waren. Das heißt, sie standen dieser Guts herrschaft gegenüber in dem damals in der Uckermark üblichen Pachtverhältnis und hatten ihre Höfe gegen Leistung bestimmter Dienste und gegen Zahlung eines Pachtzinses inne. Bei Aufhebung der gutherrlich-bäuerlichen Verhältnisse wurden sie im Jahre 1818 gegen Zahlung einer jährlichen Rente an die Guts herrschaft unbeschränkte Eigentümer ihrer Höfe und Hufen. Jeder Bauer hatte $1\frac{1}{2}$ Hufen Acker in Kultur. Die Feldmark, die eine Größe von 1143 Morgen hatte, von denen etwa 1110 Morgen nutzbar waren, wurde im Gemenge bewirtschaftet. Neben den 8 Bauern hatte noch die Kirche und das Schulzenamt mit einigen Ackerkämpen Anteil an der Flur. Die im Dorf vorhandenen Buidner, der Schmied, der Hirte und der Küster hatten außer ihrer Hofstelle nebst Garten und Wörde kein Ackerland; ihnen stand auf der gemeinsamen Feldflur nur ein bescheidenes Hütungsrecht zu.

Wie die Feldmark vor der Separation eingeteilt war, zeigt die Zeichnung I. An die Dorfstraße, in deren Mitte, wie üblich, der Dorfsteich liegt, stoßen die Gehöfte der Bauern und der übrigen Dorfsassen. Hinter den Gehöften mit ihren Gärten liegen die Wörden. Diese Grundstücke, die Dorfgrundstücke, in einer Größe von 51 Morgen, waren in unbeschränkter Benutzung der Besitzer, das heißt, sie unterlagen nicht dem Flurzwang, sondern konnten nach dem Belieben ihrer Besitzer bestellt und genutzt werden. Hier in Roggow hatten die bäuerlichen Wirte noch weitere

unter sich für immer aufgeteilt. Das sind die in der Zeichnung I mit A bezeichneten „Neddenwörden“ in Größe von 12 Morgen und die mit B bezeichneten „Vorwiesen“ in Größe von 17 Morgen. Die übrige Feldflur wurde im Gemenge bewirtschaftet. Sie war der üblichen Dreifelderwirtschaft entsprechend in drei Felder geteilt: das Kleine Feld in Größe von 190 Morgen, das Mittel-Feld in Größe von 300 Morgen und das Große Feld in Größe von 250 Morgen. Die Grenzen der Felder sind in der Zeichnung I mit schraffierten Linien umrahmt. An der Grenze mit der Pasewalker Feldmark lag die gemeinsame Hütung in Größe von 290 Morgen. Jedes Feld war in eine Reihe von Gewannen oder Schlägen eingeteilt. Die Gewannen waren so ausgesucht, daß sie nur Acker möglichst gleicher Güte und gleicher Bestimmungsmöglichkeit umfaßten. Da jedem bäuerlichen Wirt ein Anteil an jeder Gewanne zustand, war jede Gewanne in acht gleich große Ackerpläne geteilt. Die Kirche und das Schulzenamt hatten ihre Ackerkämpfe in den verschiedenen Feldern. Die Nummern der Gewannen sind in der Zeichnung mit arabischen Zahlen eingetragen. Das Kleine Feld enthält 11, das Mittelfeld 18 und das Große Feld 16, zusammen 45 Gewannen. Es hatten also die bäuerlichen Wirte zusammen 360 und jeder Bauer selbst 45 Ackerpläne zu bewirtschaften, die über die ganze Ackerflur verteilt waren. Die Pläne waren nur schmal, die geringste Breite war 1 Rute in Gewanne 3 des Kleinen Feldes, die größte Breite war 6 Ruten in Gewanne 12 des Großen Feldes. Die Länge der Pläne war nach den Gewannen verschieden. Die größte Länge war 650 m bei einer Breite von 3 Ruten. Man denke sich heute die Bewirtschaftung eines solchen Ackerplanes! Wenn man die Längen der Grenzraine zwischen den einzelnen Ackerplänen zusammenzählt, so erhält man hier in Roggow eine Gesamtlänge von rund 120 Kilometer. Da nach üblichem Recht jeder Nachbar zum Grenzrain einen Fuß breit liegen lassen mußte, so lag in der Ackerflur in Roggow eine Fläche von rund

Zeichnung I

Feldmark
Roggon
vor der
Separation



30 Morgen als dauernder Grenzrain brach. Bei der Gesamtgröße der Ackerflur (die drei Felder) von rund 740 Morgen sind dies über 4 Prozent. Schon Friedrich der Große hatte gegen die übermäßige Breite der Grenzraine gewettert.

Die Ackerpläne, die mit ihrer Längsseite an die Querpläne der Nachbargewanne stießen, hießen „Anwendäcker“, weil sie zum Wenden der Pflüge beim Beadern der Nachbarpläne benutzt wurden. Ihnen waren sogenannte „Schadenruten“ zugebilligt, und sie waren deshalb stets breiter als die übrigen Pläne derselben Gewanne. Denselben Vorteil hatten die Pläne, die mit ihrer Längsseite an eine Landstraße stießen. Denn bei schlechtem Zustande der Straßen suchten sich die Fuhrwerke oft ihren Weg über die Saaten der anliegenden Felder.

Feldwege, also Zugangswege zu den einzelnen Ackerplänen, waren neben den Landstraßen nach den Nachbarorten in der Feldmark nicht vorhanden. Sie waren auch nicht erforderlich, denn es herrschte der althergebrachte „Flurzwang“, der gleichzeitige Beadern, Bestellung und Ernte eines Feldes vorschrieb. Zur Bestellzeit, das eine Feld wurde im Wechsel ausschließlich zur „Sommerung“, das andere zur „Winterung“ und das dritte als „Brache“ genutzt, zogen die acht Bauern nach vorheriger Vereinbarung an demselben Tage zur selben Stunde und mit dem gleichen Ackergerät auf dem kürzesten Wege über das unbestellte Feld zu einer Gewanne, um ihre Pläne mit der gleichen Frucht zu bestellen. War eine Gewanne bestellt, ging es gemeinsam zur nächsten. Wer nicht rechtzeitig bestellte, mußte seinen Plan liegen lassen, denn er durfte nicht mehr über die bestellten Nachbarpläne fahren. In derselben Weise vollzog sich die Ernte. Wer in der gemeinsam beim Schulzen vereinbarten Frist nicht abgeerntet hatte, über dessen Ernte ging rücksichtslos die Gemeindeherde.

Die der Kirche gehörenden Ackerkämpen wurden gemeinsam von den acht Bauern bestellt und abgeerntet. Als Vergütung erhielten sie alljährlich 3 Taler aus der Kirchenkasse.

Jeder Bauer säte bei einem Ackerbesitz von etwa 90 Morgen jährlich im Durchschnitt $\frac{3}{4}$

Scheffel Weizen, 18 Scheffel Roggen, 4 Scheffel Gerste und 12 Scheffel Hafer. Sein Viehbestand betrug 3 Pferde, 3 Kühe, 3 Stück Jungvieh und 8 Schafe. Nach diesem Bestande konnte höchstens eine neunjährige Düngung durchgeführt werden. Die Ernte betrug für jede Wirtschaft im Durchschnitt bei Weizen 21 Scheffel, bei Roggen 82 Scheffel, bei Gerste 43 Scheffel und bei Hafer 67 Scheffel; das ist bei Weizen das sechste Korn, bei Roggen das 4. bis 5. Korn, bei Gerste das 10. Korn und bei Hafer das 5. bis 6. Korn. Man kann daraus sehen, wie primitiv die Wirtschaft betrieben wurde, wenn auch der leichte Boden von Roggow heute noch keine hohen Erträge abwerfen kann.

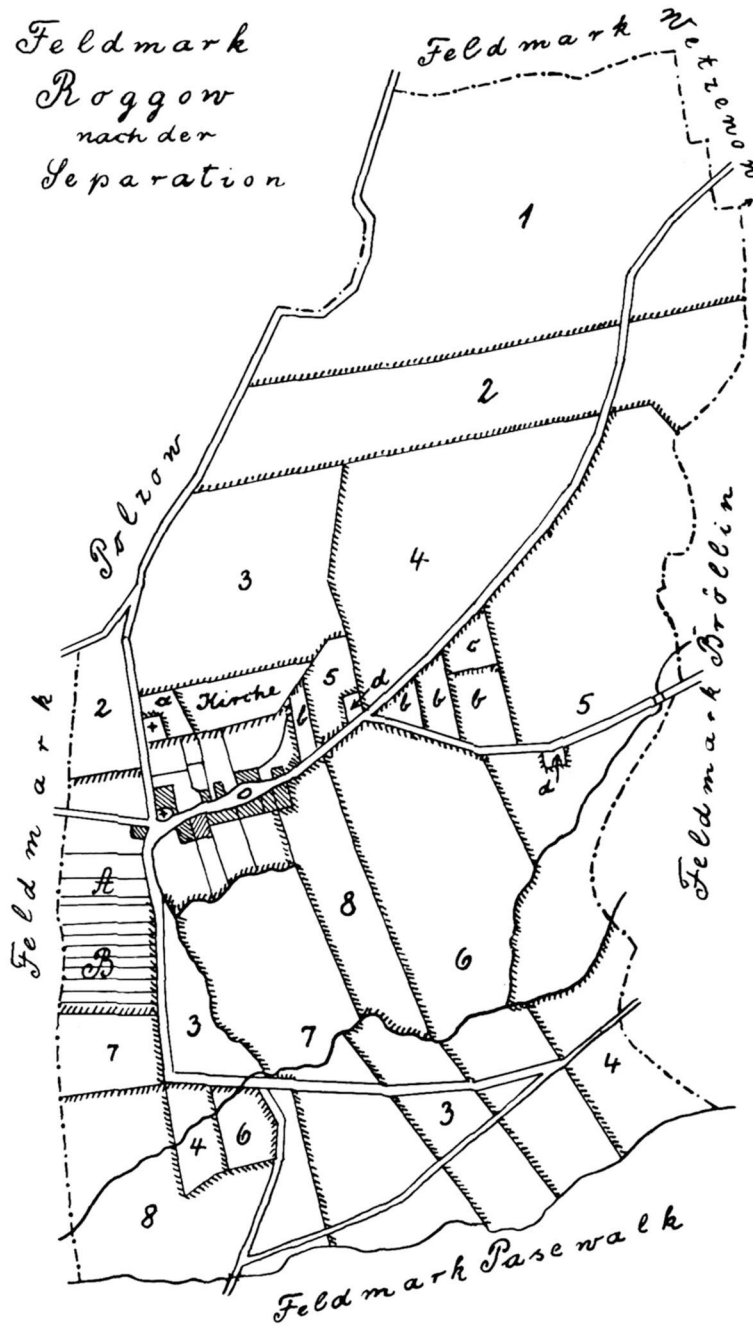
Die Gemeindeherde wurde von dem Dorfhirten gehütet, der üblichen Lohn empfing und in dem den 8 Bauern gemeinschaftlich gehörenden Hirtenhause wohnte.

Verhältnismäßig spät, erst im Jahre 1847, beantragten die 8 Bauern die Separation ihrer Ländereien. Es sollte also fortan „die Ablösung der bisher unter den Grundbesitzern bestehende Hütungsgemeinschaft unter zweckmäßiger Zusammenlegung der Grundstücke mit der Wirkung der Gemeinheitsaufhebung und die Ablösung des Hütungsrechtes der sonstigen Dorfsassen“ erfolgen. Neben dem Hütungsrecht auf ihrer eigenen Flur besaßen die Bauern noch ein Hütungsrecht in den Holzrevieren (Polzow und Wekenow) der Gutsherrschaft. Dieses Hütungsrecht wurde dadurch vorweg abgelöst, daß die Bauern fortan einen Taler weniger an Rente zahlten, als sie zur Zahlung für die Ueberlassung ihrer Höfe zum Eigentum im Jahre 1818 verpflichtet waren.

Die Dorfgrundstücke und die Neddenvörden und die Vorwiesen blieben in ihren Grenzen unverändert. Die übrige Feldmark mußte unter die Bauern neu verteilt werden. Die Grundlage der Verteilung des Grund und Bodens bildete seine Ertragsfähigkeit; deshalb mußte die ganze Feldmark bonitiert werden. Die Bonitierung erfolgte in Zusammenarbeit mit dem Geometer durch Kreisboniteure, hier in Roggow durch Ackerbürger Scheibert aus Brüssow und Schulzen Schulz aus Malchow. Der Acker wurde nach seinem Kornertrage (Roggen) in 8 Klassen eingereiht, die Wiesen

Zeichnung II

Feldmark
Roggow
nach der
Separation



100 200 300 400 500 m

nach ihrem Heuertrage und die Weiden nach ihrer Beweidungsmöglichkeit durch Rind oder Schaf. Soweit die Weiden die Eigenschaft des „Dreifachs“ hatten, wurden sie als Acker eingeschätzt. Wie sorgsam die Bonitierung ausgeführt ist und wie selbst die kleinste Fläche von nur wenigen Quadratrußen Größe nach ihrer Kulturart und Ertragsfähigkeit ausgesondert ist, zeigt die Zeichnung III, die die Gewannen 6 bis 9 des Mittelfeldes darstellt. Die römischen Zahlen bedeuten die einzelnen Ackerklassen, die schraffierten Linien sind die Grenzen der Klassen. Die Einschätzung unterlag der Begutachtung der ganzen Gemeinde und mußte von ihr anerkannt werden. Um einen Verteilungsmaßstab für die Größen der neu auszuweisenden Flächen zu haben, wurden sämtliche Klassen des Ackers, der Wiesen und der Weiden auf die 2. Ackerklasse reduziert. Das Verhältnis der Klassen zueinander war in den Gemeinden verschieden, es wurde ermittelt nach dem Ernteertrage. In Roggow wird es wie in den Nachbargemeinden gewesen sein. Es verhielt sich bei Acker die

1. Klasse zur 2. Klasse wie 1 Morg. zu 1 Morg.	28 ⁵ / ₈	aR
2. " " 3. " " 1 " " 1 "	102 ⁵¹ / ₁₅₃	"
2. " " 4. " " 1 " " 2 "	76 ⁴ / ₁₁	"
2. " " 5. " " 1 " " 4 "	89	"
2. " " 6. " " 1 " " 4 "	90	"
2. " " 7. " " 1 " " 5 "	175 ¹⁰ / ₁₁	"
2. " " 8. " " 1 " " 7 "	-	

bei Wiesen die 1. Klasse zur 2. Klasse wie 1 Morgen zu 1¹/₅ Morgen, 1. Klasse zur 3. Klasse wie 1 Morgen zu 1¹/₂ Morgen; bei Weiden zu Acker die 1. Klasse Weide zur 2. Klasse Acker wie 1 Morgen zu 1¹/₂ Morgen. Die Weiden, soweit sie nicht als Acker bewertet waren, wurden in ein entsprechendes Verhältnis zu den Wiesen gestellt.

Auf diese Weise erhielt man Ertragseinheiten für die einzelnen Pläne und für die ganze Gemarkung. Die Verteilung des Grund und Bodens erfolgte nun so, daß die Bauernwirte nicht gleich große Pläne erhielten, sondern Pläne mit gleichen Ertragseinheiten. Die 8 Bauernwirtschaften wurden deshalb durch

die Separation, obwohl sie alle gleichmäßiges Besitzrecht von 1¹/₂ Hufen hatten, verschieden groß und zwar 198 Morgen, 116 Morgen, 120 Morgen, 123 Morgen, 153 Morgen, 123 Morgen, 117 Morgen und 107 Morgen.

Der Kirche und dem Schulzenamt wurden die neuen Pläne nach der Größe und der Ertragsfähigkeit ihrer bisherigen Pläne ausgeworfen. Da ja nach der Separation die gemeinliche Behütung der Feldmark aufhörte, wurden den übrigen Dorfbewohnern, die ein Hütungsrecht besaßen, nach der Größe ihres Rechtes kleine Ackerpläne zugewiesen. Das Hirtenhaus wurde verkauft und der Erlös unter die 8 Bauern verteilt. Den gesetzlichen Bestimmungen entsprechend, mußte auch für das Schulamt ein Plan ausgeworfen werden, der genügte, um das zur Unterhaltung der Familie des Lehrers nötige Vieh zu ernähren. Auch wurde eine Gemeinde-Sandgrube, ein Plan zur Schafwäsche und ein neuer Kirchhof ausgeworfen.

Wie die Feldmark nach der Separation aussah, zeigt die Zeichnung II. Die Grenzen der neuen Pläne sind durch schraffierte Linien bezeichnet. Die Zahlen bezeichnen die Pläne der 8 Bauern, a ist das neue Schulland, b sind die Hütungsabfindungen der Büdner, c ist das Schulzendienstland, d ist die Sandgrube und die Schafwäsche. Jeder Bauer hat jetzt seinen Besitz zusammenhängend in ein bis drei Plänen. Gerade Grenzen sind vorherrschend. Tote Winkel, die die Beaderung erschweren, sind vermieden. Neue Wege sind angelegt, so daß jeder zu seinem Lande kommen kann. Während früher die Grenzraine 120 Kilometer lang waren, sind jetzt nur 9 Kilometer vorhanden. Dadurch ist der Flächenverlust von 4 Prozent auf 0.25 Prozent herabgedrückt.

Eine ungeheure Arbeit ist durch die Separation geleistet worden, große Schwierigkeiten mußten überwunden und viele Streitigkeiten geschlichtet werden. Die ganze Feldmark hat ihr Bild geändert. Wenn auch die Separationen ein unbedingtes Erfordernis waren, um der Entwicklung der bäuerlichen Landwirtschaft den Weg zu ebnen, so ist doch durch sie manch Schönes in der Flur verschwunden. Und man

kann verstehen, wenn Lönz, der große Naturfreund, an dem Geometor nichts Gutes läßt und dichtet:

Verkoppelung.

Es geht ein Mann durch das bunte Land,
Die Messkette hält er in der Hand.
Sieht vor sich hin und sieht sich um:
„Hier ist ja alles schief und krumm“.
Er mißt wohl hin und mißt wohl her:
„Hier geht ja alles kreuz und quer“.
Er blickt zum Bach im Tale hin:

„Das Buschwerk dort hat keinen Sinn“.
Zum Teiche zeigt er mit der Hand:
„Das gibt ein Stück Kartoffelland“.
Der Weg macht seinen Augen Pein:
„Der muß fortan schnurgerade sein“.
Die Hecke dünkt ihm ein Graus:
„Die roden wir natürlich aus“.
Der Wildbirnbaum ist ihm zu krumm:
„Den hauen wir als ersten um“.
Die Pappel scheint ihm ohne Zweck:
„Die muß da selbstverständlich weg“.
Und also wird mit vieler Kunst
Die Feldmark regelrecht verhunzt.

De Frühjohrstied, sachlich besehen und nüchtern bekäfen.

Van Grief Sendke.

I.

Ah du meiner Treu!
De leew Monat Mai
Het all Sehnsucht stillt,
Ik hew mi verfullt.

Oma, de nimmt Druppen,
Mutter het'n Schnuppen,
Voter liggt in't Bedd,
Wiel he Rheuma het.

II.

Up den Brink, mank all dat Grön,
Wöltert sich dat doch to schön,
Bloot dat schöne Bleysekleed,
Dat deit mi ook rein to leed.

Doran har'n se gor nicht dacht,
As se dor so riim maracht. — —
Wenn doch mit Visitenforten
Väten bloot de Füßel sporten.

III.

Unnert Doken sitt de Kluck
Un seggt af un to ees: tuck!
Dree lang Wochen het se bröögt
Un is nu binoh beschwöögt.

Unnert Doken wat' de Kluck
Mit ees leewig unnern Buck;
Ut een Ei, — een poor sind ful, —
Wöltert sich een Dunenkul.

Unnert Doken knarrt de mör
Un intweirig Kommerdör,
Stina kümmt mit Korf un Dooft,
Frij is bi ehr un red't kloof.

O, Kluck! Kluck! un eent, twee, dree,
Löt sich Stina up de Knee,
O, Kluck! Kluck! un an die Flücht
Bört see 's een klein bät tohücht.

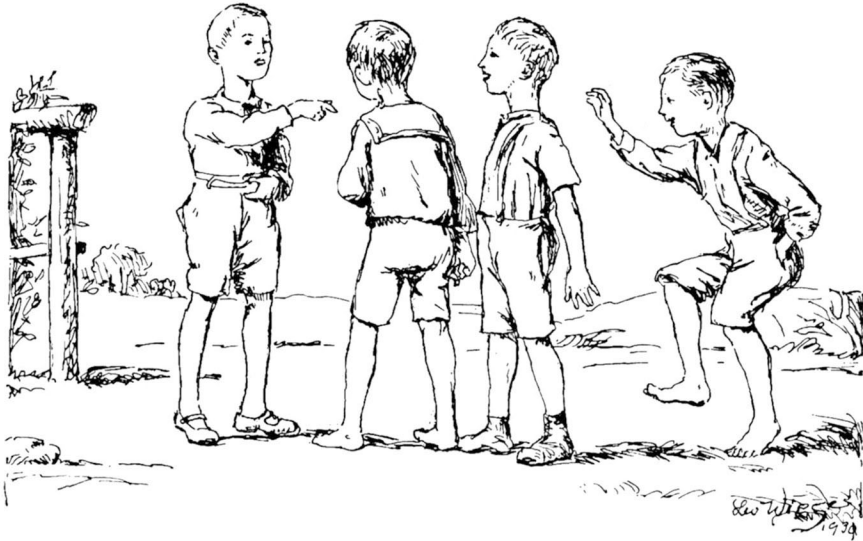
Woto het sun Kluck 'n Schnöbel,
Un woto het Stina Knöbel;
Frij röpt, ganz barbarisch in Sitt:
„Fot f' nich an! De Sau, de bitt.“

IV.

För den Sparling Möög un Plog,
Bringt de Frühjohrstied ohn Frog,
Sparlingsvoter wett Bescheid,
Diss Tied is keen Kleinigkeit.

Doch he denkt: „Maikawerkost
Gimt di Kögen in de Post,“
Un frett ruhig, ohn Diät,
Noch 'n bitschen, noch 'n bät.

Sparlingsvoter, de het fragen
N' Fettherz van' Maikawerlegen.
Un nu helpt keen Schimpen, Schwöögen,
Se döcht bloßig noch tum Bröögen.



Abzählreime aus Prenzlau und Umgegend.

Gesammelt von W. Groß. / Zeichnungen von Leo Wiese.

Eins, zwei, drei,
Hühnchen, leg' ein Ei,
Hühnchen leg' ein weißes Ei,
du bist frei! — — — —

1, 2, 3, Butter im Brei,
Salz auf dem Speck,
du bist weg! — — — —

1, 2, 3, hide, hake, hei,
hide, hake, Haberjack,
du bist ab! — — — —

1, 2, 3, 4,
hinter einem Klavier
steckt eine Maus,
du bist raus! — — — —

1, 2, 3, 4, auf einem Klavier
steht ein Glas Bier,
wer davon trinkt,
der stinkt! — — — —

1, 2, 3, 4, 5,
unsere Mutter, die stopft Strümpf,
unsere Mutter, die geht aus
und du bist raus! — — — —

1, 2, 3, 4,
Knecht, hol' Bier,
Herr, trink aus,
du bist raus! — — — —

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
in der Straße Nummer sieben
wackelt das Haus, pfeift die Maus,
du bist raus! — — — —
(... guckt ein kleiner Schelm heraus.)

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
eine Bauersfrau kocht Rüben,
eine Bauersfrau kocht Speck,
du bist weg! — — — —

In einer Kammer
da schlägt ein Hammer.
Wieviel Schläge schlägt er?
(Antwort: 7)
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7. (ab) — — — —

1, 2, Polizei, 3, 4, Offizier, 5, 6, alte Hex,
7, 8, gute Nacht, 9, 10, zu Bette gehn,
11, 12, hinter dem Gewölw sitzt eine Maus,
du bist raus! — — — —

1 bis 13, wie hoch steht der Weizen,
wie hoch steht das Zuckerhaus?
Männeken, Männeken, du bist raus! — — — —

1 bis 14, meine Mutter, die näht Schürzen,
Vater schneidet zu, ab bist du! — — — —

1 bis 20, die Franzosen ritten nach Danzig,
Danzig fing an zu brennen,
da kriegten die Franzosen das Rennen,
ohne Strümpf und ohne Schuh,
rannten sie nach Frankreich zu! — — — —

In der bim-bam-bolschen Schule
geht es bim-bam-bolschen zu,
tanzt der bim-bam-bolsche Dchle
mit der bim-bam-bolschen Kuh!
Und die bim-bam-bolsche Mutter
kochte bim-bam-bolschen Brei,
und die bim-bam-bolschen Kinder
aßen alle drei! — — — —

Auf einem kleinen Tintensaß,
da saß ein kleiner Herkulas,
wie sah er aus? (Farbenraten) — — — —

Auf einem See—See—See —
da schwamm ein Reh—Reh—Reh —
da schwamm ein Pferd—Pferd—Pferd —
das schwamm verkehrt, kehrt—kehrt —
wude, wude, wapp,
du bist ab! — — — —

Auf einer Leiter — Leiter
da saß ein Reiter — Reiter.
Wie sah er aus? (Farbenraten.)

Ene mene mink-mank, pink-pant, kling-klang,
unter die Bank,
ose—pose packe dich,
eia, weia, weg! — — — —

Eine alte Dickmadam
saß in einer Eisenbahn.
Eisenbahn, die krachte,
Dickmadam, die lachte,
lachte, bis der Schuhmann kam
und sie mit zur Wache nahm.
Auf der Wache wurd sie frech,
batsch, da hat sie eine weg! — — — —

Schneid, Schere schneid,
die Mutter näht ein Kleid,
die Mutter näht 'ne Bluse
für uns're kleine Susse.
1, 2, 3, du bist frei! — — — —

1 bis 7, in der Schule wird geschrieben,
in der Schule wird gelacht,
wenn der Lehrer Fragen macht. — — — —

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Wo ist unser Spiß geblieben?
7, 6, 5, 4, 3, 2, ein,
da kommt er gesprungen
und beißt dich ins Bein. — — — —

Auf einem Berge, da steht ein Baum,
der heißt — Appel-Pappel-Blüten-Blätterbaum.
Wie heißt der Baum? (Nachsprechen.) — — —

1 bis 7, ein Zigeuner hat geschrieben:
„Liebe Mutter, sei so gut,
kauf mir 'nen Zylinderhut,
nicht zu groß und nicht zu klein,
morgen soll die Hochzeit sein.“ — — — —

Um ein großes Haus
lief eine kleine Miezemaus,
ene—wene—wapp, du bist ab. — — — —

Ich und du, Müllers Kuh,
Müllers Esel, das bist du. — — — —

Ene—mene—mitsche—mitsche,
ene an de Backe klatsche,
ene noch dazu,
und die kriegst du. — — — —

1 bis 7, Peter Paulus hat geschrieben
aus Paris einen Brief:
er soll holen drei Pistolen,
eins für mich, eins für dich,
eins für Bruder Ludwig. — — — —

Es war einmal ein Mann,
der setzt sich auf die Pfann.
Die Pfann war ihm zu heiß,
da ging er auf das Eis.
Das Eis war ihm zu kalt,
da ging er in den Wald.
Der Wald war ihm zu grün,
da ging er nach Berlin.
Berlin war ihm zu groß,
da ging er zum Franzos.
Franzos war ihm zu arm,
da ging er zum Gendarm.
Gendarm war ihm zu frech,
batsch, hast du ene weg. — — — —

Gestern früh um achte
kam der Storch und brachte
meiner Mutter einen Sohn,
und der Bengel lachte schon.
Lag er in der Wiege,
medte wie 'ne Ziege,
tat er dreimal med—med—med,
Storch, hol doch den Bengel weg. — — — —

Auf einem Gummi—Gummi—Gummiberg,
da saß ein Gummi—Gummi—Gummizwerg,
der aß ein Gummi—Gummi—Gummiei,
und du bist frei. — — — —

1, 2, 3, auf der Polizei
ist ein Kind geboren.
Wie soll es heißen?
Prinz Karl von Preußen.
Wer soll die Windel waschen?
Erna mit den Klammertaschen?
Ich oder du? — — — —

Ene — mene — mehel,
 wer backt Brezel,
 wer backt Kuchen?
 Der muß suchen. — — — —

Ene mene Tintensaß,
 geh in die Schul' und lerne was.
 Wenn du was gelernt hast,
 geh nach Haus und sag mir das. — — — —

Ich ging einmal zum Bäcker und kaufte ein Brot.
 Da bekam ich zwei Herzen, ein blau und ein rot.
 Welches gefällt dir am besten?
 (Antwort: blau, rot!)
 Hast du auch blau an dir,
 so zeig es mir! — — — —

Rrr — rrr, so klingelt es im Laden.
 Bitte, Frau Jungfrau, was wollen Sie haben?
 Brot (buchstabieren). — — — —

Een, twee, drie,
 dor hinnen löppt een Reh,
 dor hinnen löppt een Höfen,
 un du müßt söfen. — — — —

Ige, age, u —
 ab bist du!
 Ige, age, i —
 ab sind sie!
 Ige, age, an,
 du bist dran! — — — —

Budelentchen schwimmt im See,
 Tante trinkt ein Täßchen Tee,
 Großmama trinkt Hirsebrei,
 Iirum, Iarum, du bist frei! — — — —

Enne, zwenne, drenne, Finke, Funke,
 Nabe, Schwabe, ite, dife, detfch! — — — —
 Trumpf — entertentertierementertentertentert ab!

Warum bist du weggelaufen
 und schon wieder da?
 Darum müßt du Strafe zahlen,
 rate wieviel Jahr?
 (Alter wird angegeben.)
 6 Jahre bist du alt,
 7 sollst du werden:
 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7. (ab). — — — —

In — din — dori, dori di papperie,
 papperie di kullerie, in — din — dori! — —
 (In — din wird nasal gesprochen.)

Auf einem Tor — Tor,
 da saß ein Mohr — Mohr.
 Wie sah er aus?
 (Jegend eine Farbe wird angegeben, wird buch-
 stabiert, wer den letzten Buchstaben bekommt,
 ist ab.) — — — —

Auf einem Kopfe, da fährt eine Eisenbahn.
 Wo fährt sie hin? (Name einer Stadt wird
 genannt)
 Berlin ist eine schöne Stadt
 und du bist ab. (Das Abzählen geschieht hierbei
 von Kopf zu Kopf.) — — — —

Es kommt ein Schiff gefahren, wohl aus Amerika.
 Womit war es beladen? das sage mir einmal.
 (Ein Kind antwortet mit einer Farbenzeich-
 nung)

Rot, rot, rot, das liebe ich.
 Warum soll ich rot nicht lieben,
 weil ja rot die Liebe ist.
 (Oder) Blau, blau, blau, das liebe ich.
 Warum soll ich blau nicht lieben,
 weil ja blau der Himmel ist.
 (Oder) Weiß, weiß, weiß, das liebe ich,
 weil ja weiß der Engel ist.
 (Oder) Gelb, gelb, gelb, das lieb' ich nicht.
 Warum kann ich gelb nicht lieben,
 weil ja gelb die Falschheit ist.
 (Oder) Schwarz, schwarz, schwarz, das lieb' ich
 nicht.
 Warum kann ich schwarz nicht lieben,
 weil ja schwarz die Trauer ist. — — — —

Eine kleine Piepmaus,
 die ging zum Rathaus,
 wollte sich was kaufen,
 hatte sich verlaufen,
 setzte sich ins grüne Gras,
 machte sich die Höschen naß. — — — —

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
 komm, wir wollen Regel schieben,
 Regel um, Regel um,
 Böttcher, Böttcher bum, bum, bum.
 Böttcher seine faule Grete
 saß auf einem Baum und nähte,
 fiel herab, fiel herab,
 und das linke Bein war ab.
 Kommt der Schneider Hampelmann,
 klebt das Bein mit Spucke an.
 (Kommt der Doktor Klunkeremann,
 klebt). — — — —

1, 2, 3,
 da liegt ein Ei,
 wer darauf tritt,
 spielt nicht mehr mit. — — — —

Januar, Februar, März, April,
 Mai, Juni, Juli
 wie geht es weiter?
 (Es antwortet jemand: August.)
 August und du müßt. — — — —

Wiese, Wuse, Wase,
vorn Hause sitzt ein Hase,
ein Hase sitzt vorm Haus
und du bist raus! — — —

1, 2, 3, 4,
Kumm mit noh Bier,
will'n den Buer in'n Keller krupen
un dat ganze Bier utsupen.
Wenn he kümmt un will uns schlohn,
seggen wi, wi hew't nich dohn. — — —

1 bis 7,
hilf mir doch die Kummkarr schieben,
wo denn hin,
nach Berlin,
wo die schönsten Mädchen sind.
Mädchen tragen bunte Kränze,
Jungens tragen Rattenschwänze,
Mädchens gehn zum Ball,
Jungens in den Schweinestall.
Ene, mene, mu,
raus bist du! — — — (Aus Strasburg.)

Ride, bide, Bummstoc, fing 'ne Maus,
Ride, bide, Bummstoc, ließ sie raus,
Ride, bide, Bummstoc, du bist dumm,
die Mäuse sind ein Rattapack, das bringt man
um. — — — (Strasburg.)

Wir machen keinen langen Mist,
und du bist.
Mist is; kein Wort,
und du mußt fort. — — — (Strasburg.)

Ene, mene, Minten-Mäken,
giww mi'n Meß, ik will di stäken,
giww mi'n Stoc, ik will die schlohn,
kumm, wi will'n noh England gohn.
Engelland is togeschlotten,
Schlöte! is intzweigebroten,
lewe Seele fleeg gen Himmel,
hool mi'n ganzen Sack vull Kringel.
Mi een, di een,
weker sall denn mien sind,
differ orer de. (Mitgeteilt von Herrn R. Sendke.)
Abänderung dazu aus der Schwaneberger
Gegend lautet:

. is intzweigebroten.
Beer Beerd vör den Bogen,
du saßt, sittin, ik will jogen,
mi, mu, maff,
du kleine Kröt bist af. — — —

1 bis 9,
wie hoch is; die Scheun,
wie hoch is; das Haus,
da gucken drei Jungfern zum Fenster hinaus.
Die eine spinnt Seide,
die and're kraht Kreide,
die dritte näht Hemden,
für mich eins, für dich eins,
für'n alten Jakob auch eins.
(Mitgeteilt von Herrn R. Sendke.)

Rundewitsch, essa, dessa, do,
jaderekta ingago,
in, ga, go.
(Mitgeteilt von Herrn Friedrich, Wollschow.)



Vom Holzschuh und seinem Gegner, dem großen Soldatenkönig.

Von M. Schulte.

Zweimal hat im Laufe der deutschen Geschichte der Bauernschuh selbst Fürsten beschäftigt und zu scharfen Maßnahmen gezwungen. Das eine Mal war er der Angreifer, das andere Mal war er der Angegriffene. Und wenn er das erste Mal im Kampf wider die deutschen Fürsten verlor und sein Angriff ein blutiges Ende nahm, so hat er im zweiten Fall sich klug und zäh zu behaupten verstanden, trotzdem der Angreifer kein geringerer war als der große preussische Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I.

So bekannt nun auch der erste Kampf ist, so wenig weiß man heute noch vom zweiten, wohl auch in der Uckermark, wenn gleich er hier vielleicht am schärfsten tobte. Vom Buntschuh oder richtiger geschriebenen Bundschuh hat wohl jeder sogenannte Gebildete einmal etwas gehört, wenn er sich vielleicht auch manches recht Falsche darunter vorstellt, aber vom Holzschuh weiß er wohl dann nur etwas, wenn er die Bücher beiseite ließ und von der Stadt aufs Land wanderte. Daß er aber hier noch den Holzschuh findet, verdankt er allein der Zähigkeit dieser Fußbekleidung, die sich selbst von einem Hohenzollernfürsten nicht vernichten ließ.

So viel nun auch der Gebildete vom Bundschuh gehört haben mag, so wenig weiß wohl andererseits der Landmann heute noch von ihm. Es ist auch schon eine ganze Zeit her, daß er das deutsche Land in Aufregung versetzte, und die Geschichte hat sich auch nicht in unserer Gegend, sondern im Süden unseres

Vaterlandes abgespielt. Hier nannte sich eine 1493 bei Schlettstadt angezettelte geheime Verschwörung der Bauern nach ihm, die der erste Vorläufer jener großen sozialen Aufstandsbewegung in Deutschland war, die unter dem Namen des Bauernaufstandes bis heute bekannt ist und auf deren Fahne der Bund-

schuh prangte, umrahmt von den Worten: „Nichts als die Gerechtigkeit Gottes.“ Auf einer anderen Fahne sieht man den Gekreuzigten auf einem Bundschuh stehend. Der Bundschuh galt damals als der eigentliche Bauernschuh. Er war nicht von Holz, sondern aus Leder, und zwar Rindleder, be-



Bild 1. Holzschuhe aus der Uckermark. / Zeichnung von Leo Wiese.

haart und durch Bänder zusammengehalten, woher auch sein Name stammt, der mit unserem heutigen Wort bunt nichts zu tun hat, sondern mit dem Worte „binden“ zusammenhängt. Die Bänder waren Schnüre oder Riemen, die durch besondere auf der Oberfläche des Schuhes angestickte Lederstreifen gezogen wurden. Auf äußere Feinheit legte er keinen Wert. Diese erhielt er erst in der Stadt, und im heutigen Schnürschuh hat man sein im Laufe der Jahrhunderte etwas abgewandeltes und vervollkommnetes Bild. Ob er in der Landbevölkerung des Nordens jemals der eigentliche Bauernschuh gewesen ist, steht dahin. Zwar läßt er sich weit in die vorgeschichtliche Zeit zurückverfolgen, fast soweit, als wir überhaupt über germanische Tracht etwas wissen, bis in die ältere Bronzezeit. Aus dieser, mindestens 15 Jahrhunderte vor Christus zurückliegenden Zeit, liegen ganze Männer- und

Frauentrachten erhalten vor, die sich in Eichenjürgen Dänemarks und Jütlands fanden. Zwar sind Schuhe nur in Resten erhalten, aber es läßt sich doch erkennen, daß sie dem späteren Bundschuh entsprochen haben. Bei-

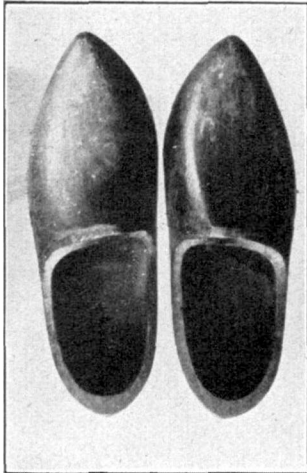


Bild 2. Holzschuhe aus Mecklenburg.

deren Aufschluß geben schon die bei den Moorleichen, die den ersten Jahrhunderten nach Christus angehören, aufgefundenen Schuhe. Auch sie zeigen, daß der Bundschuh zur Tracht der Germanen gehörte. Vom Holzschuh dagegen verraten uns die vorgeschichtlichen Funde so gut wie nichts. Zwar wird manchmal berichtet, daß Holzschuhe in Gräbern, die dem siebenten Jahrhundert nach Christus angehören, bei Oberflacht in Württemberg gefunden wurden. Diese Angabe besteht jedoch nicht zu recht. Denn es handelt sich bei diesen Holzgeräten um keine Schuhe, sondern um Schuhleisten, wie sie noch heute der Schuhmacher gebraucht. Aber wenn auch kein Fund der Vorzeit etwas vom Holzschuh meldet, so ist doch kaum zu zweifeln, daß man ihn schon in der Vorzeit trug. Sind doch gerade Holzachen nur in äußerst günstigen Fällen auf uns gekommen. Dazu kommt, daß der Holzschuh sich nur im Norden Europas findet, d. i. Skandinavien, Nord-Deutschland, Holland, Belgien und wohl noch im Norden Frankreichs. Nach der Art der Fußbekleidung des Landvolks läßt sich Europa in 3 große Gebiete teilen, und zwar umfaßt Süd- und Westeuropa das Gebiet der Sandalen aus Lederstück mit Lederberiemung,

während Osteuropa das Reich der Rindenbauschuhe ist und Nord-Europa den Holzschuhen gehört. Schon im Süden Deutschlands ist der Holzschuh nicht mehr heimisch, wie der Bundschuh lehrt. So sondern sich schon in der Fußbekleidung 3 große europäische Kulturgebiete voneinander und wiederum bildet der Schuh innerhalb eines jeden Gebietes das einigende Zeichen. Leichten Blutes ist der Südländer. Schwerfällig, langsam und bedächtig schreitet der Nordländer dahin und vielleicht hat der Holzschuh zur schärferen Ausprägung dieser Eigenart das Seine redlich beigetragen. Denn der schwerfällige bedächtige Gang des norddeutschen Bauern ist wohl stark durch den Holzschuh beeinflusst worden. Das Land ist zäh im Festhalten altererbter Gewohnheiten und da kann es nicht wundernehmen, wenn man den Holzschuh noch heute dort findet, wenn auch das Uebergewicht der Städte ihn mehr und mehr auf dem Lande verschwinden läßt. Wer aber eine richtige uckermärkische Dorfstraße im Herbst und Winter bei Regenwetter gewandert ist, der wird den Bauern beneiden, der langsam und bedächtig durch allen Schmutz und alle Untiefen dahinschreitet, ohne kalte und nasse Füße zu bekommen und die Zweckmäßigkeit des Holzschuhes begreifen, der selbst bei harter Kälte die Füße warm hält, wenn man Stroh hineinlegt, und auch drinnen die Hausfrau nicht ärgert, denn er läßt sich leicht abstreifen und draußen vor die Türe stellen, wo man die Filzschuhe, die man unter dem Arme mitnahm, dann überstreift. In der Uckermark ist aber der Holzschuh nicht entstanden. Er ist mit dem Uckermärker zusammen in den Zeiten der großen Kolonisation des Ostens in die neue Heimat eingewandert. Vielleicht daß er schon Jahrhunderte früher hier einmal war, als vor den Slaven noch Germanen siedelten, und in der Zeit der Völkerwanderung mit ihnen zugleich das Land verließ. Aber darüber schweigen leider die Funde. Zur Eigenart der Slaven paßt er aber so wenig wie zu der der Südländer. Er ist und bleibt ein Zeichen des Nordens. Wenig hat die Geschichte sich mit ihm beschäftigt. Doch wird er im Mittelalter hier und da als zur Tracht der Bauern gehörig erwähnt. Auch da wird er schon ganz einfach mit „Holzschuh“ oder „Holsche“ bezeichnet. Die Holzschuhe sind nun im Mit-

telalter die Vorbilder für die Ueberschube, die späteren Galoschen, geworden. Besonders im Mittelalter mochte mancher Städter den Dorfbewohner ob seiner zweckmäßigen Schuhtracht beneiden. Denn damals waren auch in den

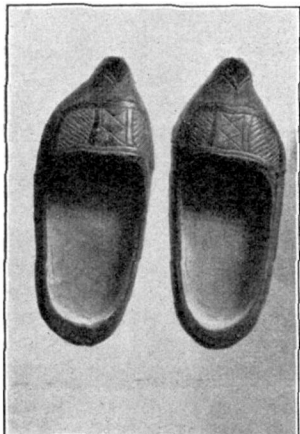


Bild 3.
Verzierte Holzschuhe
aus Flandern.

Städten die Straßen nur ausnahmsweise gepflastert und in der Herbst- und Frühjahrszeit mußte man wohl oft buchstäblich durch den Kot der Gasse waten. Die Bauertracht mochte man aber nicht in die Stadt verpflanzen, dazu sah schon damals der Städter, vielleicht noch mehr als heute, geringschätzig auf den Bauern herab. Man verfiel deshalb auf einen anderen Ausweg. Man fertigte starke hölzerne Sohlen mit Stelzenartiger Erhöhung an, die man mit Riemenwerk am eigentlichen Schuh befestigte. Einen solchen Damenüberschuh aus Holz mit ringförmigem Untersatz von Eisen und zwei Haltarmen von Leder mit Samt überzogen und rotem Corduan-Leder eingefasst aus dem 16. oder 17. Jahrhundert bewahrt man im Germanischen Museum zu Nürnberg auf. Vielleicht ist dieser Ueberschuh venezianische Arbeit. Der deutsche Name dieser Ueberschube war hochdeutsch gleichfalls „Holzschuoch“, während ihre niederdeutsche Bezeichnung „trippe“ lautete. Ihre Anfertigung geschah von einem eigenen Gewerk, dem der Holzschuocher oder trippen-maker. Einen derartigen in Deutschland gefertigten Ueberschuh, der eigentlich richtiger Unterschuh heißen mußte, besitzt gleichfalls das germanische Museum in Nürnberg. Derselbe ist aus Lindenholz mit Lederriemen, stammt aus dem

15. Jahrhundert und war im Besitz der Familie Holzschuber in Nürnberg. Stellt man sich vor, daß Bauern in Holzschuben und Vornehme mit ihren Trippen während des Gottesdienstes zur Kirche ein- und ausgingen und vielleicht auf ihre Ueberschube stolz noch etwas herrischer auftraten als der Bauer, so wird man die Schilderung, die der alte Sebastian Brant in seinem Narrenschiff von solch einem Gottesdienst gegeben hat, nicht übertrieben finden, wenn er dort sagt: „Das ist ein Klappern und ein Schwätzen! Durchhecheln muß man alle Sachen und Schnipp Schnapp mit den Holzschuhn machen, und Unfug treiben mancherlei.“ Und man wird ihm wiederum zweifellos recht geben, wenn er weiter sagt: „Brauchte man Holzschub auf der Gassen, wo wenig Dreck man möchte fassen, und betäubte nicht jedermann die Ohren, so konnte man wohl nicht die Toren.“ Denn heute, wo die Sitten andere geworden sind und wohl auch auf dem entlegensten Dorfwinkel niemand mehr in Holzschuben zur Kirche kommt und jeder sich eines stillen geräuschlosen Benehmens im Gottes Hause befleißigt, sind Narren und Toren meist nur noch draußen im Leben sicher zu erkennen.

In älterer Zeit scheint der Landmann seinen Bedarf an Holzschuben selbst gefertigt zu haben, wozu er wohl meist die langen Winterabende benutzte. Aus dieser Eigenarbeit hatte sich in manchen Orten der Uckermark eine Heim-Industrie entwickelt. So erzählt Mettischer einmal im „Uckermärker“, daß besonders in Friedrichswalde bei Joachimsthal Holzschube im Winter von den Familien abends gearbeitet wurden, um dann im Planwagen sich über die ganze Mark zu zerstreuen. Diese Zeiten sind aber vorbei. Heute fertigt die Holzschube ausschließlich nur der Holzschubmacher an, der aber auch schon immer seltener wird. In einzelnen Dörfern des Kreises, wie beispielsweise Fahrenwalde, ernährt dies Handwerk heute noch seinen Mann. Zur Herstellung verwendet man nur Erlen- oder Pappelholz — also weiches, leicht zu bearbeitendes Holz, das auch für das Tragen der Schube bequemer ist. Man schneidet mit der Säge die einzelnen Knüppel in entsprechend lange Stücke, die man dann mit dem Beile spaltet. Die so gewonnenen Klöße werden dann mit einem Schnippermesser, das heißt einem langen

Messer mit zwei senkrecht zu ihm gestellten Handgriffen, bearbeitet, bis die gewünschte Form erreicht ist. Nun gilt es nur noch die gewünschte Höhlung für den Fuß zu gewinnen. Zu diesem Zweck bohrt man mit einem Bohrer vor und arbeitet mit einem Krummesser nach und nach die Fußöffnung heraus. Die Kunst ist heute auf dem Lande nicht mehr daheim, auch das Verständnis für schöne ansprechende Formen ist geschwunden. Statt dessen herrscht der minderwertige, in der Stadt billig erwor-

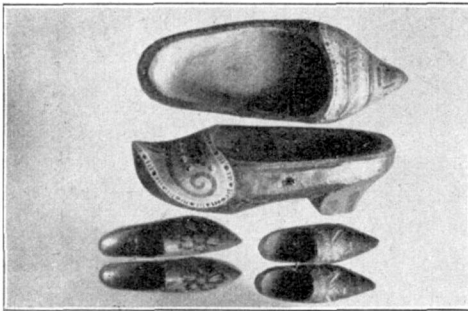


Bild 4. Reichverzierte Holzschuhe aus Flandern (oben), darunter 2 Paar kleine als Reiseandenken gearbeitete Holzschuhe, verziert, links aus Schweden, rechts aus Flandern.

bene Kitsch oder die platte Nüchternheit. Einzig in den Kirchen wird hier und dort noch wirkliche Kunst der Gegenwart gefunden. Dann ist sie aber nie mehr aus dem Leben des Dorfes selbst herausgeboren, sondern von oben her dem Dorfe — meist ohne Verständnis desselben — aufgedrängt und wird auch meist ohne Verständnis behandelt. Das war aber in früheren Zeiten anders. Da hielt sich der Bauer zwar nicht für kunstverständlich, aber er besaß dafür, was mehr wert war, Kunstgefühl. Das war die Zeit, als er noch mit Liebe seine Gegenstände selber anfertigte und das Handwerk blühte. Davon zeugt an alten Häusern noch manches Fenstergesims und manche Tür und in den Kammern und auf den Böden manches als altmodisch und unmodern dahin verdammte schöne prächtige Möbelstück. Ob auch der Holzschuh im Kreise Prenzlau sich einst künstlerischer Verzierung erfreute, läßt sich mangels erhaltener alter Stücke nicht feststellen. Anzunehmen ist es aber. In Flandern erweist man heute noch in dieser Hinsicht dem Holzschuh große Aufmerksamkeit. Seine Ober-

fläche ist hier meist durch mannigfache Muster im Kerbschnitt verziert, wobei neben Kerbschnitt auch Bemalung in bunten Farben auftritt.

Auch im skandinavischen Norden erfreut sich der Holzschuh gleicher Aufmerksamkeit. Hier kann man ihn sogar in kleinster zierlicher Form, die an einen ehemaligen Schuh einer vornehmen Chinesendame erinnert, ebenso wie in Gent und Brügge, als Reiseandenken kaufen, zur Erinnerung an dortige seltsame Tracht, wobei man meist nicht weiß, daß dieselbe auch bei uns noch auf dem Lande zu treffen ist, wenn auch die großen plumpen schmucklosen hier allein erhältlichen Schuhe sich nicht als Briefbeschwerer oder Schaustück auf der Kommode eignen.

Harmlos ist der Holzschuh immer gewesen, wenn er auch Sebastian Brant einmal tüchtig ärgerte. Er hat nie eine Fahne des Aufruhrs geziert wie einst der Bundschuh. Und doch hat kein geringerer als Friedrich Wilhelm I. gegen ihn Krieg geführt. Daran war aber nur der aufrührerische leidige lederne Bundschuh schuld. Hatte er einst im Kampf gegen die Fürsten verspielt, so versuchte er jetzt im Bunde mit den Fürsten gegen seinen Kollegen vorzugehen. Scharf hat damals der Kampf getobt, vor allem wohl in der Uckermark. Friedrich Wilhelm I. wollte den Lederschuh zu Hülfe kommen, die so gut wie gar nicht von den Bauern der Kurmark getragen wurden, denn es lag ihm daran, die Lederindustrie zu heben. Darum erschien am 6. Juli 1717 zum ersten Male ein Edikt, das das Tragen hölzerner Schuhe für die Kurmark verbot. Aber zu seinem Leidwesen mußte der König erfahren, daß der Gehorsam seiner Untertanen beim Schuhwerk aufhörte und daß das Holz nicht so schmiegsam wie Leder war. So erschien denn am 7. Dezember 1726 ein weiteres Edikt, daß keine hölzernen Schuhe und Pantoffeln in der Kurmark getragen werden sollen. Dasselbe lautet:

„Nachdem Seine Königliche Majestät in Preußen, usw., unser allergnädigster Herr, vermöge emanirten und öffentlich bekannt gemachten Edicti vom 6ten Julii 1717 in Gnaden verordnet haben, daß das Tragen der hölzernen Schuhe und Pantoffeln auf den sämtlichen Dörfern der Churmark künftighin gänzlich nachbleiben und abgeschafft werden solle;

Gleichwohl aber höchst mißfällig vernehmen müssen, daß dero allergnädigsten Willens-Meinung hierunter nicht gebührend nachgelebet, sondern in verschiedenen Dörffern zum Schaden und Nachteil der Schuster, denen

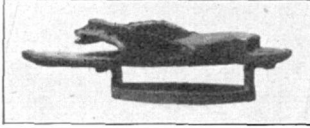


Bild 5.
Damenüberschuh aus Holz mit ringförmigem Unterfuß von Eisen.
16. - 17. Jahrhundert.

Venezianisch? German. Museum in Nürnberg.

solchergestalt ihre Nahrung entzogen wird, dem vor angezogenen Edicti contraveniret und zuwider gehandelt werde, allermassen noch jüngst bey geschehener Haus-Suchung viele Paar hölzerne Schuhe und Pantoffeln hin und wieder gefunden und weggenommen werden:

Als haben höchstgedachte Seine Königl. Majestät sothane Verordnung nicht nur gegenwärtig reiteriren und wiederholen wollen, sondern befehlen auch anderweit in Gnaden und darneben alles Ernstes, daß das Tragen der hölzernen Schuhe und Pantoffeln auf den Dörffern überall gänzlich abgestellt und unterlassen werden solle, in Entstehung dessen aber, und da jemand darüber betroffen, auch dergleichen hölzerne Pantoffeln und Schuhe bey ihm gefunden würden, derselbe sodann zu gewärtigen, daß wieder ihn nach Befinden mit der Strafe des Hals-Eisens oder Gefängnisses verfahren werden solle. Gestalt denn zugleich den Gerichts-Obriqkeiten und Schulken jedes Orts hiermit ernstlich, und bey Vermeidung



Bild 6.
Holzschuh (Trippe) aus Lindenholz mit Lederriemen. 15. Jahrhundert.
German. Museum in Nürnberg.

200 Ducaten zur Recruten-Casse zu erlegenden Strafe, welche unausbleiblich beygetrieben werden sollen, injungiret und anbefohlen wird, alle Quartale in den unter ihrer Jurisdiction und Gerichtsbarkeit stehenden Dörffern eine genaue Visitation deshalb anzustellen, und mit allem Fleiß darauf zu sehen, damit dieser Verordnung gehorsamste Folge geleistet und gehörig nachgelebet werde. Urkundlich unter Seiner Königlichen Majestät Höchsteigenhändigen Unterschrift und beygedruckten Königl.

lichen Insiegel. So geschehen und gegeben zu Berlin, den 7. December 1726. Fr. Wilhelm."

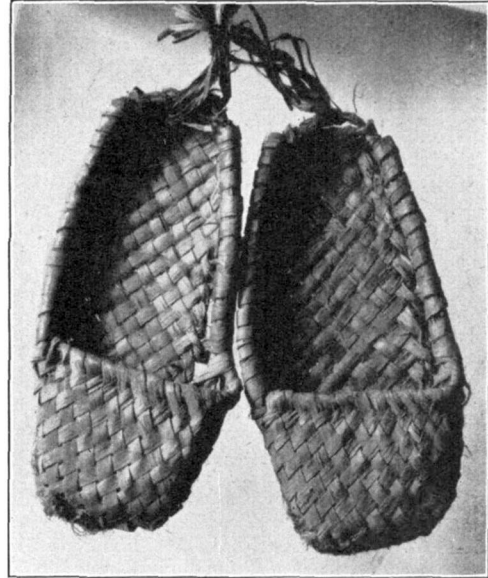


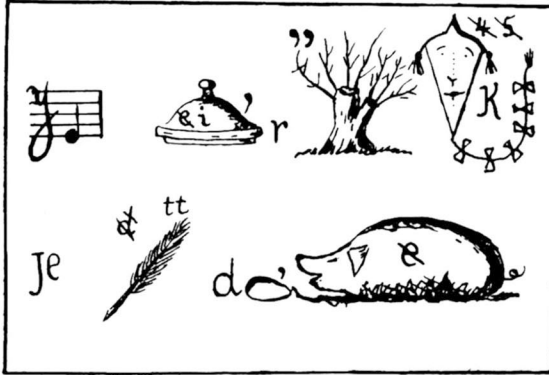
Bild 7. Russische Bauernschuhe aus Lindenbast.

Die Sache war also kein Scherz, sondern bitterer Ernst. Der Städter konnte sich die Hände reiben, denn er hatte schon jeher über den plumpen Holzschuh gespöttelt. Leider ist kein Roman aus jener Zeit bekannt, der von den Tragödien berichtet, die während jenes Kampfes sich wohl hier und da abspielten, wenn der Bräutigam ins Gefängnis mußte, weil er die Braut des Abends in Holzschuhen aufgesucht, oder der Familienvater im Hals-eisen saß, weil er in Holzschuhen vom Haus in den Viehstall eilte, oder ein Gemeindevorsteher Hab und Gut verlor, bloß weil er ein Paar Holzschuhe auf einem Boden nicht fand und nun 200 Dukaten nicht bezahlen konnte. Der Holzschuh aber war geduldig und trotz aller Maßnahmen Friedrich Wilhelms hat er sich in der Kurmark behauptet. Aber wenn auch die Hohenzollern nachgaben, das Leder gab nicht nach, bis es zu einem friedlichen Vergleich kam. So entstand die Kurltel, die heute fast den Holzschuh ganz verdrängt hat. Bei ihr ist nur noch die Sohle Holz, die Kappe aber Leder, weder Bundschuh noch Lederschuh, ein Zeichen des Waffenstillstandes, bis nach neuem Angriff das Leder schließlich doch noch siegt.

Heimaträtsel*).

Von Bernhard Mähle, Kłodow.

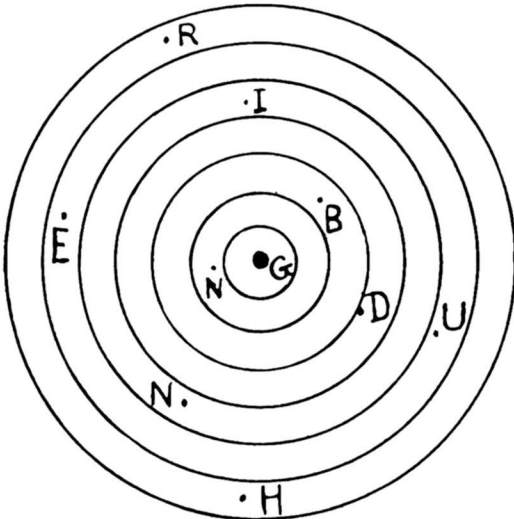
1. Bilderrätsel.



2.

Im Wald und auf der — —
 Sucht Robert seine Freude.
 Dort unten in der — —
 Sieht bei des Abends Kühle
 Schön Köschchen, träumt und denkt:
 „Ob heut er seinen Fuß
 Zur] — — — — lenkt?“ —
 Da schallt auch schon sein Gruß.

3. Scheibenrätsel.

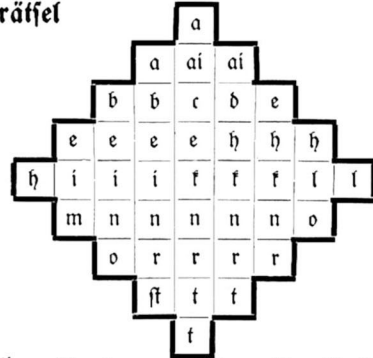


Wo war das Schützenfest?

4.

Bor, Olbeer, Rabhohn, Schwienägel, Stört, Ulling, Wippschwanz.
 Setze obige Wörter so untereinander, daß ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines Städtchens ergeben.

5. Füllrätsel

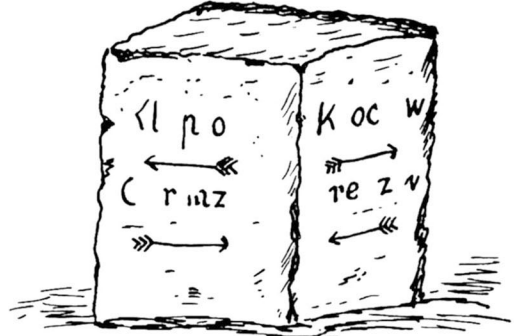


Bei richtiger Anordnung ergeben obige Buchstaben in w a g e r e c h t e r Reihe: 1. Buchstabe, 2. Teil des Auges, 3. weiblicher Vorname, 4. Name eines in Prenzlau geborenen Landschaftsmalers, 5. beliebter Ausflugsort, 6. Tor in Prenzlau, 7. Feuerungsmaterial, 8. Nebenfluß des Rheins, 9. Buchstabe. — Die s e n k r e c h t e Reihe ergibt den unter 5 gefundenen Namen.

6. Verwandlungsaufgabe.

Entnimm dem Gartenschmuck dem Namen eines Ortes Und setz' ein Himmelslicht an Stelle jenes Wortes!
 Such' nun im Süden unsres Kreises einen großen See!
 Dort findest du den neuen Ort ganz in der Näh'.

7. Der verwitterte Wegweiser.



Wohin führen die Wege?

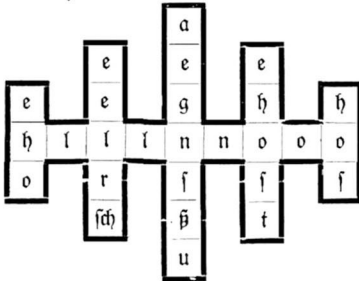
*) Wer die Rätselaufösungen sucht, lese den Kalender von der ersten bis zur letzten Seite aufmerksam durch

8. Aus alten Urkunden.

Arnse, Dower, Ellinghe, Malech, Oslanin, Rullenwiße, Wolfshowe.

Suche die heute gebräuchlichen Namen der Ortschaften und setze sie so untereinander, daß die Anfangsbuchstaben den Namen eines Dorfes ergeben, das zweimal im Kreise vorkommt.

9. Leistenrätsel.



Verteile die Buchstaben so, daß die senkrechten Leisten von links nach rechts ergeben: 1. Zeitmesser, 2. Teil des Fußes, 3. Wochentag, 4. Hagelart, 5. Gewässer. — Die waagerechte Leiste enthält den Namen eines Generals, der Prenzlau zu einer traurigen Berühmtheit verholfen hat.

10. Ergänzungsrätsel.

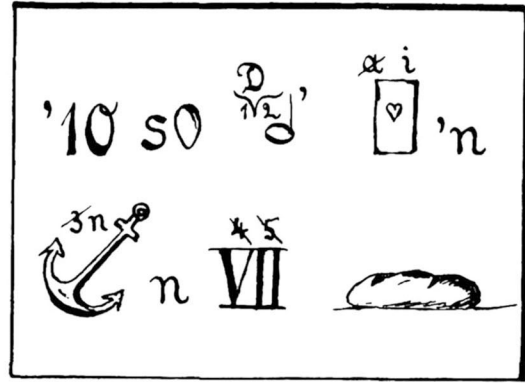
Ergänze folgende Wortreste so, daß die Anfangsbuchstaben der entstandenen Wörter einen Zufluß der Ucker ergeben.

— ol—, — nn—, — rfe—, — se—, — of—, — ra—, — ief—, — nto—, — ub—, — liß—, — af—.

11.

Im längst verfallenen Gemäuer
Magister Phantasius saß.
Ihm war gar nicht recht geheuer;
Ein Drama von Schiller er las.
Da plötzlich ward ihm eines klar:
Dies freiheitstheßende Jugendwerk,
Der mürumwobene Randowberg
Gehören zusammen
Wie Feuer und Flammen.
Weißt du, welcher Berg das wohl war?

12. Bilderrätsel.



Die Zwergin vom Schloßberg.

Dicht an der alten nun so stillen Landstraße liegt bei ihren letzten Lindenbäumen der Schloßberg. — Zu einem Bauern in Gollmiz kam hin und wieder eine ganz kleine Frau, die nicht größer war als ein zweijähriges Kind. In der Hand trug sie ein kleines Töpflein und bat immer um etwas Milch für ihre „Tiere“. Der gutmütige Bauer hatte Mitleid mit ihr und gab ihr die Milch, worauf die kleine Frau sich bedankte und fortging. Einmal hatte der Knecht des Bauern auf dem Schloßberg Holz; da sah er am helllichten Mittag, wie sich der Berg ein ganz klein wenig öffnete und die kleine Zwergfrau herauskam, in der Hand ein kleines Krüglein und hinter ihr eine Anzahl von großen, dicken Kröten. „Wartet, ihr lieben Tierlein, ich hole euch gleich Futter“, sprach die Zwergin und ging die alte Landstraße entlang ins Dorf. Die Kröten aber fingen an zu sprechen und von

großen Schätzen im Berg zu erzählen, die nur der heben könne, der den Krötenstein gefunden hätte. Der Knecht schaute sprachlos auf die Tiere und plötzlich war auch die kleine Frau wieder da. Sie stellte die Milch vor die Kröten hin, aber die Tiere wollten nicht trinken, sondern blickten mit ihren goldenen Augen immer auf den Menschen. Wie auf ein Zeichen kamen sie plötzlich alle auf ihn zugewackelt. Da kriegte es unser Knecht mit der Angst, warf das Weil hin und lief nach Hause. Als er dann mit dem Bauern wiederkam, war nichts mehr zu sehen, nur auf dem Schaft seiner Axt lag ein uraltes Goldstück. Das nahm der Bauer und legte es in den Opferstock und, weil damals gerade ein neuer Abendmahlstisch für die Kirche angeschafft werden sollte, wurde das Goldstück eingeschmolzen und damit der Tisch vergoldet.

Nacherzählt von Peters-Schöneberg.



Der Ruf der Heimat.

Von Karl Rehbein. / Zeichnung von Leo Wiese.

Es war einmal ein Junge, ein kleines, stilles Bübchen mit träumenden Augen. Immer wollte es allein sein und fühlte sich allein auch unter vielen Gespielen. Am liebsten saß es für sich auf den Stufen der Haustreppe und sonnte seine Händchen, oder es haschte die Schmetterlinge oder band sich aus grellbunten Blumen leuchtende Kränze. Eltern und Geschwister selbst konnten das Kind nicht an sich fesseln. Es trieb ihn hinaus, mit heißer Sehnsucht hinaus! Was wollte er eigentlich da draußen? Da waren seine Spielkameraden, die Sonne, die Schmetterlinge, die bunten Blumen. Und alles war hier noch viel schöner als in der Stadt.

Zumal im Spätfrühling wurden der Schmetterlinge immer mehr; aber war er hinter ihnen her, da hieß es sofort: „Geh' mir mal aus meiner Wiese!“ Und wenn er Blumen pflückte und sie voll Glück nach Hause zu trug, so wurden sie unterwegs welk und weiter hart und trocken. Die Farben waren weg, und auch Vater vermochte ihnen diese nicht in seinem Herbarium zu erhalten. Alle Namen aber sagte er ihm. Am schwersten war es, Kränze zu winden, seine Fingerchen waren dazu zu steif. Mutter verstand das, noch besser als Nachbars Hedwig. Die machte von Wiesentaufendtschönchen sich welche

für ihr rußbraunes Haar. Mutter nahm die Pergemeinnichte, die er in den Wiesengräben fand, und setzte sie in Schüsseln mit feuchtem, klarem Sand. Und da hielten sich diese himmelblauen Kränze, wenn Hänschen einmal krank war und nicht in Feld und Garten hinauskonnte.

In dem Garten an die Blumen der Mama durfte und wollte er nicht. Und in die Stube brachte sie wenig, sie meinte, auf den Beeten sollten sie bleiben, dort glänzen und vergehen.

Und schön war in den Feldern die Sonne. Sie glänzte am Morgen, nachdem sie über den Berg gekommen war, wie Edelstein in den Taupfropfen an den Gräsern. Im Frühjahr wurde von ihr das Buchenlaub des nahen Wäldchens licht und hell und durchscheinend. Und am Tage stand sie gewaltig heiß und hoch am Himmel, und die Wolken zogen öfter davor. Da strahlte sie hindurch und machte sie ganz schneeleuchtend. Und wenn sie einmal verdunkelt wurde, bald war sie wieder da. Nur wenn es blizte oder donnerte oder regnete, dann konnte man sie nicht entdecken. Am schönsten war sie abends, da leuchtete alles in himmlischer Buntheit auf. Und schnell ging sie über dem See in tiefen Farben unter. Er hätte mit ihrem roten Ball spielen mögen! Am nächsten mußte er ihr auf dem Räuberberge sein, den er vom Schlafstubenfenster sah. Doch dahin war es für ihn noch ein bißchen weit. — Aber einmal war er doch endlich mit der Mutter dahin gekommen.

Ein herrliches Wäldchen lag oberhalb einer platschenden, langsam sich drehenden Wassermühle. Oben auf dem Berge unter Blumen und den rauschenden Wipfeln konnten sie heute stundenlang liegen und die Wolken ziehen sehen. Sie waren aber ebenso hoch wie unten im Flußtale, nur von dort aus schien es, als ob sie dicht darüber und mit den Händen zu greifen seien. In den Wolken Schiffen sollten die Engel sitzen, hatte ihm einmal die Marie erzählt, die immer soviel zu erzählen wußte. Mama wollte das gar nicht, so hatte er auch nicht den Mut, sie zu fragen, ob das da oben wirklich Schiffe seien und ob Mama vielleicht die Engel am Steuer sitzen sähe.

Den Kopf hatte Hans in der Mutter Schoß gelegt und schlief in der schönen Frühjahrsluft bald fest ein. Da hatte er einen wunderschönen Traum. Er ging allein zur Großmutter über andere Berge und Felder spazieren. Da sangen die Lerchen und wiegten sich in der Luft, und der Kuckuck rief aus dem Tannenwäldchen, ihm zur Linken versteckt; immer wieder konnte man ihn deutlich und nahe hören. Hohes Korn wallte hier, und gewaltiger schlugen seine Wellen, als er sie sonst in der Heimat hatte sehen können.

Schön grün und dick waren die Aehren, dicht wie die Borsten einer Bürste. Er wußte, man durfte dort hinein nicht gehen. Vater meinte, es sei eine Sünde, Brot zu zertreten, und die Marie wußte, daß schon manches Kind im Walde der Halme verirrt und elend gestorben sei. Doch was war das! Aus dem Dickicht des Kornes trat ein feines kleines Mädchen mit langem, goldenem Haar und so blauen Augen, daß der Himmel darin gefangen schien. Auf dem Kopf trug es einen Kranz von blassen wilden Röslein, und in ihrem aufgenommenen grünen Röcklein hatte sie Raden und Kornblumen viele. Sie fragte Hans, wohin er eile, und als er es sagte, ob er nicht erst noch mit ihr ein wenig spielen wolle. Zu einem wilden Knabenspiele schien das Kind ihm eigentlich zu fein und zart; doch war sie ja lieb und bat ihn, sich doch mit ihm an den Wegrand zu setzen; sie wollte mit ihm Kränze binden. Da vergaß er wirklich die liebe Großmutter und ihren Kuchen und saß bei dem feinen Kinde nieder, in dessen Haaren sich die Sonne fing und tanzte. Und nun sah er ein Wunder, die Blumen fügten sich willig zum

Kranze, denn sie wußte am Wege feste Halme und hatte flinke, feine Finger und wendige Hände. Und als sie einen schönen bunten, schmalen Reif fertig hatte, mußte sich Hans vor sie setzen, und sie drückte ihm den auf die Stirn. Und in ihren blauen Augen sah er wie in einem stillen Wasserspiegel sein Bild. Da war ihm wohl ein bißchen angst, aber wunderselig zu Mute. Das Mägdlein umarmte ihn auch und gab ihm einen Kuß, wie seine Mutter tat, wenn er nach Krankheit gesund und fröhlich war.

Da erwachte Hänschen und fand sein Haupt im Schoße der Mutter. Er saßte sich an die Stirn, da hatte ihm Mutter einen Kranz aufgesetzt. Aber das Mädchen sah er nicht und sagte der Mutter auch nichts vom Spiel mit ihr. — Aber gedacht hat er ihrer oft und ihrer himmelblauen Augen, bis er das Glück nach vielen Jahren in anderer, aber ähnlicher Schönheit in Armen hielt. Doch daß ihm so früh ein Kuß eines gütigen Kornfräuleins geworden war, behielt noch seine besondere Bedeutung für ihn sein lebelang.



Zustmorg'n.

V a n W. G r o ß.

Gen Sommermorgen, dofig, köhl un gries. —
 Dor frägt een Hoh'n, dor werrer ener
 Van'n Doog, noch halw in'n Drom, so sacht
 un lief'.

Gen schlarpig Holtshoh klappt up Stener,
 De Hofpoort klinkt. Gen Peerd racht an de Kett
 Un größt den Knecht, he bringt den Hober.
 De ersten Duwen rufsen all up't Brett
 Un ropen ut den Schloop den Nohber.
 In'n Rohfball brumm'n de Köhj ganz sacht un
 dump,
 Stoh'n hoch un räkeln sif verschloopen.
 Denn holt de Knecht Waschwoter van de Pump,

Un ball steiht oof de Husdör open.
 De junge Buer geiht van Dör to Dör,
 Schlüt up un denkt an nige Sorgen.
 De Sunn schüwt ehren ersten Strohl hervör,
 Schmitt up de Erd een goden Morgen.
 De Mähgers kommen langsam Door üm Door,
 Ball hört'n ehr de Seissen dengel.
 De Himmel treckt de Wulken weg, un flor
 Parlt Morgendau an Halm un Stengel.
 De Dag is dor! Doch bet he geiht to En'n,
 Müdd männ'g een Halm dootrieb noch starb'n.
 Ach, lö't de Herrgott trülich et bewend'n,
 Dat disse Ern' nich mücht verdarb'n!

Goldene Hochzeiten.

„Treulich geführt
Ziehst dahin,
Wo Euch der Segen der Liebe bewahrt!
Siegreicher Mut,
Minne Gewinn.
Sint Euch in Treue zum seligsten Paar“.
(Aus Lohengrin.)

1. Hermann Kleinow und Berta geb. Abrecht in Grünow, am 28. September 1929.
2. Christian Friedrich Toll und Auguste Marie Luise Zimmermann in Carmzow, am 28. September 1929.
3. August Karl Friedrich Bieritz u. Auguste Wilhelmine geb. Fiebiger in Prenzlau, Rosengarten 624, am 1. November 1929.
4. Robert Henschel und Auguste geb. Fick in Strasburg, am 24. Oktober 1929.
5. Friedrich Wilhelm Thiele u. Emilie Friederike Auguste geb. Rabiges in Prenzlau, Neustadt 758, am 1. November 1929.
6. Julius Franz Wilhelm Sander und Emilie Wilhelmine Karoline geb. Engel in Falkenhagen, am 22. November 1929.
7. Hermann Ludwig Adolph Daaschen und Anna Emilie Luise geb. Fischmann in Falkenhagen, am 26. November 1929.
8. August Christian Friedrich Lehnhardt und Johanna Friederike Karoline geb. Schreiber in Prenzlau, am 30. November 1929.
9. Friedrich Gustav Waltherr u. Olga Franziska Wanda geb. Maerten in Prenzlau, Brüssower Straße 30, am 26. Dezember 1929.
10. Friedrich Zander u. Wilhelmine geb. Kleinow in Klinkow, am 17. Januar 1930.
11. Karl Friedrich Wilhelm Reinicke u. Friederike Wilhelmine Louise geb. Lorenz in Seelübbe, am 11. Januar 1930.
12. Ferdinand Friedrich Albert Klockow u. Hulda Helene geb. Beese in Prenzlau, Wilhelmsfr. 75, am 12. Januar 1930.
13. Ludwig Friedrich Wilhelm Spieker u. Berta Albertine Auguste geb. Witte in Klinkow, am 1. Februar 1930.
14. Christian Baumann und Auguste geb. Heise in Wobdow, am 15. Februar 1930.
15. Karl Friedrich Hermann Boldt und Anna Emilie geb. Mirow in Prenzlau, Glendshospital, am 21. Februar 1930.
16. August Friedrich Wilhelm Peter und Emilie Charlotte Karoline geb. Schöttler in Strasburg Am., Königstr. 19, am 7. März 1930.
17. Albert Walthoff und Berta geb. Freiherr in Prenzlau, am 6. März 1930.
18. Johann Lindow und Friederike geb. Lemke in Rittgarten, am 28. März 1930.
19. Friedrich Pagel und Wilhelmine geb. Krause in Alexanderhof, am 13. April 1930.
20. Martin Fischer und Jenny geb. Witte, in Prenzlau, am 20. April 1930.
21. Ernst Samuel Lant u. Berta Emilie Auguste geb. Felschow in Klinkow, am 23. April 1930.
22. Ferdinand Otto Gottlieb Müller u. Ernestine Luise geb. Straßburg in Schmölln, am 11. Mai 1930.
23. August Beese und Johanna geb. Lau in Prenzlau, Brüssower Straße, am 11. Mai 1930.
24. Johann Christian Erdmann Hinke und Karoline Wilhelmine Friederike geb. Beutel in Strasburg, Lindenstr. 1, am 18. Juli 1930.
25. August Ferdinand Wienke und Agnes Wilhelmine Johanna geb. Lindow in Schapow, am 2. August 1930.

Eiserne Hochzeit — 65 Jahre.

Johann Karl Gottfried Krienke und Friederike Luise geb. Bresin in Trampe, am 22. August 1930.*

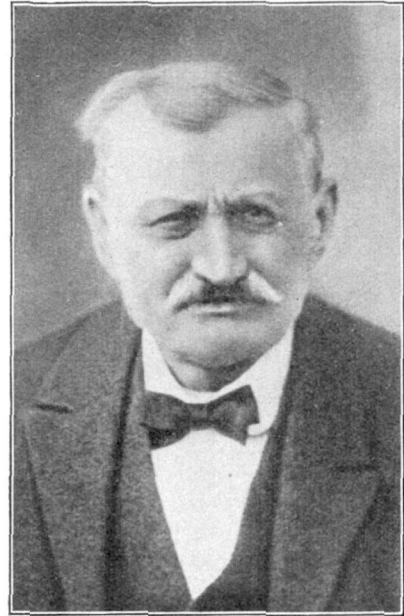
*) Das Bild des Jubelpaares ist im Heimattafelnder 1926, Seite 133 veröffentlicht.

Zwei verdienstvollen Gemeindevorsteher zum Gedächtnis.

Am 18. August 1929 starb im Alter von 67 Jahren der Bauerhofsbesitzer

Gustav William in Rossow.

Der Verewigte war von 1905 bis 1922 Gemeindevorsteher und von 1910 bis zu seinem Tode Amtsvorsteher in Rossow. Dem Kreistage gehörte er 9 Jahre an. Ferner belleidete er die verschiedensten Ehrenämter. Der Verewigte war mit seinem Heimatdorf eng verbunden und wirkte in seiner bescheidenen, aufrechten Art stets für das Wohl seiner Gemeinde. Trotz der Not der Zeit hat er auch in der schwierigsten Lage nie den Mut und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft für Volk und Vaterland verloren. — Möge er sanft ruhen.



Im Alter von 69 Jahren verschied am 11. November 1929 der Bauerhofsbesitzer

Ernst Burow-Battin.

Der Verstorbene war 31 Jahre (von 1898 bis 1929) Gemeindevorsteher, von 1918 bis 1929 Amtsvorsteher und von 1921 bis 1929 Standsbeamter. Dem Kreistage gehörte er 8 Jahre an. Viele Jahre hat er im öffentlichen Leben gestanden und vorbildlich gewirkt. In allen Lebenslagen blieb er der, der er war, einfach und bedürfnislos. Außerordentliche Klugheit und Gradheit zeichneten ihn aus. Seiner Gemeinde war er ein fürsorglicher Betreuer. Seine innere Einstellung war sozial im wahrsten Sinne des Wortes. Großes Vertrauen und tiefe Verehrung wurden ihm bis an sein Lebensende entgegengebracht. In Dankbarkeit wird seiner auch ferner gedacht werden.



Zeichnung von Leo Wiese.

Der Bernsteinfund auf dem Sabinenklostergut in Prenzlau im Juli 1855.

Von Ernst Hille.

Der Bernsteinfund vor 75 Jahren hat seinerzeit in Laien- und in Gelehrtenkreisen großes Aufsehen hervorgerufen. Wir glauben im Interesse unserer geschätzten Leser mit folgendem einen genauen Bericht über den damaligen Fund, aus alten Akten ausgegraben, bringen zu sollen.

Am 30. Juli 1855 verbreitete sich in Prenzlau das Gerücht, daß in der Nähe von Prenzlau eine große Menge Bernstein aufgefunden, von Handelsleuten aufgekauft und sofort zum Verkauf nach auswärtig geschickt worden ist. Den Gerüchten wurde durch polizeiliche Recherchen nachgegangen, die dann auch jenes Gerücht bestätigten. Zunächst begab man sich nach dem Orte, wo der Bernstein aufgefunden sein sollte. Der Hirtenjunge Wilhelm Ferken, 15 Jahre alt, welcher das erste Stück Bernstein gefunden, hütete in der Nähe die Schafe und wurde nach dem Fundorte befragt. Er zeigte die Stelle an. Sie befand sich auf dem dem Amtmann Ehrhardt verpachteten Acker des Kämmererleutes Sabinenkloster zwischen dem alten Gollmizer Wege und der Berliner Chaussee hinter der Plantage (jetzigen Kleinen Heide) und nordwestlich von den dort befindlichen Militärschanzen auf einem steilen Sandberge. Der Amtmann Ehrhardt versicherte, daß dieser Berg nur als Hütung benutzt und niemals beackert worden ist.

Die Augenscheinnahme ergab zwar eine kleine, doch nicht über 1 Fuß tiefe und nur 5—6 Fuß im Durchmesser haltende Vertiefung. Diese und die nächste Umgebung war anscheinend vielfach und meistens mit der Hacke durchwühlt und eine Menge kleiner im Sande umherliegender Bernsteinstücke zeigte an, daß hier der Bernsteinfund geschehen sein müsse.

Der Schäferjunge gab über den Bernsteinfund folgendes Bild: „Am Sonnabend, den 28. Juli 1855, nachmittags, fand ich beim Hüten der Amtmann Ehrhardtschen Schafe hier auf der von mir angezeigten Stelle einen blanken Stein, den ich meinem Brotherrn Haase, Schäfer auf der Sabinenkloster-Schäferei, zeigte. Er erkannte ihn als Bernstein und kam gleich mit zur Stelle. Ich fand gleich 3 Meßen, er ein Viertel oder mehr Bernstein. Ich trug meinen Bernstein nach der Hütte, er seinen nach Hause. Wir nahmen uns vor, am anderen Morgen mehr zu holen. Haase weckte mich aber nicht, wie er versprochen hatte, und als ich um 4 Uhr morgens ankam, hatte er schon über ein Viertel Bernstein heraus. Ueber ein Viertel fand er noch in der Erde. Ich fand auch noch ein Viertel. Haase kann wohl im ganzen einen Scheffel

Bernstein herausgeholt haben. Das größte Stück, was ich gesehen habe, war wie ein Kinderkopf groß. Die Stücke, welche Haase im Sack hatte, habe ich aber nicht gesehen. Haase hat den Bernstein auf einer Karre nach Hause gefahren und verbot mir, irgend jemand davon etwas zu sagen, indem, wie er sich ausdrückte, „sie es uns dann abnehmen“. Meinen Teil, einen halben Scheffel, hat mein Vater an den Goldarbeiter K für 14½ Reichstaler verkauft. Mein größtes Stück war wie eine Faust groß.“

Die unverehelichte Dorothee Hartmann hat folgende Erklärung abgegeben:

„Meine Schwester Charlotte hat am Sonntag, den 29. Juli cr., morgens 5 Uhr, einen Scheffel kleiner Bernsteinstücke an jener Stelle gefunden. Die größten Stücke waren einen Finger lang und drei Finger breit. Meine Mutter, Witwe Hartmann, hat den Bernstein für 7 Taler verkauft. An wen, weiß ich nicht.“

Der Füsilier Krauthahn von der 11. Compagnie des seinerzeit hier garnisonierenden 24. Infanterie-Regiments, welcher zusammen mit der Charlotte Hartmann Bernstein geschürft hat, hat folgendes erklärt:

„Als ich am Sonnabend abend da in der Nähe war und von dem Bernsteinfunde hörte, ging ich auch nach der Fundstelle, scharrte den Sand mit den Händen weg und sah eine Fläche Bernstein von 2½ Fuß lang und ebenso breit und etwa 2 Fuß tief. Ich nahm mir vor, am anderen Morgen früh hinzugehen, um mir Bernstein zu holen. Als ich mit Charlotte Hartmann dort ankam, hatte der Schäfer Haase bereits den Bernstein zererschlagen und die größten Stücke, wohl wie ein Menschenkopf groß, in einen Sack gesteckt. Ich nahm mir ein Tuch voll. Dies waren aber nur Stücke wie ein Finger groß. Jüdische Handelsleute haben von der Witwe Hartmann mehr als einen Scheffel voll gekauft für 7 Reichstaler. Die Käufer sind beim Ankauf fast mit Gewalt gegangen.“

Der Schäfer Haase hat sich wie folgt geäußert: „Am Sonnabend nachmittags fand mein Diensthjunge Ferken ein Stück Stein, den ich sofort als Bernstein erkannte. Der Junge ging noch einmal hin und fand noch zwei Brocken. Nun ging ich auch hin und fand Stücke Bernstein, wie Haselnüsse groß. Ich buddelte und fand ¼ Scheffel, der Ferken 3 Meßen, meistens Stücke wie Wal- und Haselnüsse. Wir nahmen uns nun vor, am anderen Morgen früh wieder hinzugehen. Ich wedte den Ferken auch (was aber nach Ferkens Aussage nicht geschehen sein soll) und ging fort, es mochte morgens 4 Uhr

gewesen sein. Ich buddelte zunächst allein, und als Ferken kam, hatte ich etwa eine Meße gefunden, worunter Stücke wie eine Faust groß. Ich verbot dem Jungen, zu jemand davon zu sprechen. Die verhehlichte Reglin, eine Verwandte von Ferken, ging zuerst mit einem Stück Bernstein zum Goldarbeiter X, der auch insof- gedessen am Sonntag vormittag zu mir kam. Als ich Bedenken hatte, ihm den Bernstein zu verkaufen, erwiderte er: Das nehme ich auf mich, Sie brauchen niemand darum sagen. Nun verkaufte ich den Bernstein, welchen ich gefun- den, der Menge nach vielleicht drei Viertel, an den X und die jüdischen Handelsleute David- sohn und Salinger für 12 Reichstaler, und eine kleine Menge, die ich am Montag, den 31. Juli, gefunden hatte, für 1 Reichstaler.“

Des Schäfers Haase Ehefrau äußerte sich: „Mein Mann brachte am Sonabend abend etwa 1 Viertel Bernstein. Es waren Stücke wie ein Hühneret und einen Finger groß. Am Sonntag früh brachte er noch drei Viertel. Wie groß die Stücke waren, weiß ich nicht, weil der Bernstein im Sack war. Als die Käufer kamen, wollte ich den Bernstein nicht weglassen und erst zum Amtmann Ehrhardt gehen. Die Käufer sagten aber: „Was wollen Sie den Jux zeigen, wir nehmen die Folgen auf uns und wollen zum Amtmann heranziehen.“

Am Sonntag haben wir 12 Reichstaler von den Käufern eingenommen und am Montag noch 1 Reichstaler. Im ganzen war es eine Studtiene voll Bernstein. Käufer haben uns den Bernstein förmlich abgezwaht.“

Der Dorfstecher Boldt auf der Ehrhardtischen Ziegelei hat den von Haase verkauften Bern- stein auf 3 Viertel geschätzt. Die „Schürfer“ haben folgenden Erlös erzielt:

Schäfer Haase	13 Ntr. — Sgr.
Witwe Hartmann	7 Ntr. — Sgr.
verhehl. Reglin	7 Ntr. 15 Sgr.
Hütejunge Ferken	14 Ntr. 15 Sgr.
Füßilier Krauthahn	— Ntr. 20 Sgr.
Insgesamt	42 Ntr. 20 Sgr.

Was mag der Bernstein wohl für einen realen Wert gehabt haben?

Als die Polizei den Bernstein mit Beschlag belegen wollte, war der Goldarbeiter X mit dem Händler Davidsohn bereits nach Danzig unter- wegs zum Verkauf des Bernsteins.

Unter diesen Umständen war es nicht mehr möglich, festzustellen, wieviel Bernstein, wie große Stücke und welchen Wert man beiseite geschafft hat.

Unbedeutende Quantitäten Bernstein in kleinen Stücken wurden noch ermittelt und in Beschlag genommen und zwar:

1. bei Pinkus & Rosener	58 Pfd. — Lot
2. bei Louis Davidsohn	46 Pfd. — Lot
3. bei den Arbeitern Schulz, Gürtler und bei dem Schnei- der Westphal	4 Pfd. — Lot

4. beim Kaufmann Wolf Glaser	1 Pfd. 8 Lot
5. beim Händler Steinberg	1 Pfd. 4 Lot
6. beim Arbeiter Ladewig	— Pfd. 17 Lot
7. beim Arbeiter Augustin	— Pfd. 16 Lot
8. bei den Unteroffizieren Kohde und Hellwig von der 12. Komp.	3 Pfd. 5 Lot

Unter dem beschlagnahmten Bernstein waren die größten Stücke wie Hühner- und Tauben- eier groß, welche den Mineralsammlungen der hiesigen Schulen überwiesen worden sind. Die kleinen Stücke hat das Stadtkrankenhaus zum Ausröchern der Kranfenituben erhalten. In den siebziger Jahren war noch ein Restbestand von dem Bernstein vorhanden. Der Fund ist eine naturhistorische Seltenheit, weil Bernstein von solcher Menge noch nie in sogenannten Restern aufgefunden ist. Handelte es sich doch im ganzen um über 3 Scheffel. Zu beklagen ist es, daß der Fund, wenigstens seinem größeren, besseren Teil nach, heimlich beiseite geschafft und von dem Schäfer Haase mit Hacke und Beil klein geschlagen worden ist. Welchen Wert hätte es wohl, wenn Sachverständige den Fund an Ort und Stelle gehoben und beurteilt hätten?

Die Erzählung älterer Einwohner, daß der Bernstein aus einem einheitlichen großen Stück bestanden hat, trifft nicht zu. Einmal ist die Entwicklung eines so großen Stückes aus dem Harz der vorfindstulischen Bäume nicht denkbar, andererseits sprechen auch die Auslagen der „Schürfer“ dafür, daß es sich um einzelne Stücke gehandelt hat, wie endlich noch der Um- stand, daß die einzelnen Fundstücke mit einer braunen Borke umgeben waren. Mit dem Funde haben sich seinerzeit auch die Gelehrten befaßt, welche ihrem Bedauern über die unangemessene Hebung des wertvollen Naturforschendes Ausdruck gegeben haben.

Man vermutet, daß phönizische Händler, welche beim Anlauf von Bernstein ihren Weg an der Ostsee entlang genommen, bei ihrer Wan- derung den Bernstein an jener Stelle vergraben haben, um zu vermeiden, in Prenzlau, wo sie wohl übernachtet haben, ihrer Bürde erleichtert zu werden. Sind sie nun nicht lebend aus Prenz- lau gekommen oder haben sie die Aufbewah- rungsstelle nicht wieder gefunden? Wer vermag es heute zu beurteilen?

„Schürfer“ und Aufkäufer des Bernsteins sind bestraft, weil der Bernstein dem Grund- eigentümer gehört und die unerlaubte Ent- nahme des Fundes eine Unterschlagung darstellt. Die Aufkäufer sind wegen Hehlerei bestraft.

Ab und zu ist auch in späteren Jahren in hiesiger Gegend Bernstein in geringer Quanti- tät gefunden worden. So hat der Arbeiter Henkel am 19. Oktober 1880 auf dem Neustädter Damm in dem Kies, welcher zur Regulierung des Bürgersteiges auf dem bezeichneten Damm aus der sogenannten Hospitalkiesgrube rechts von der Mertenspromenade herangefahren wor- den war, ein Stück Bernstein mit brauner Schale gefunden und zwar von einer Länge von

drei Zoll und einer Breite und Stärke von zwei Zoll. Dieser Bernstein befindet sich in der Mineralienammlung des Museums.

Friedhofsverwalter Kriedemann hat bei der Grufanfertigung zweimal in den achtziger Jahren je ein Stück Bernstein von Hühnereigröße gefunden, einmal an der Westmauer des Stadtparks und das zweite Mal auf dem neuen Friedhof. Diese Stücke sind auch den hiesigen Schulen übereignet worden. Neuerdings hat man je 1 Stück Bernstein von Hühnereigröße auf der Gollmizer und auf der Horfter Feldmark ge-

fun den, welche Pastor Peters in Gollmitz, jetzt in Berlin-Schöneberg, seiner Mineralienammlung einverleibt hat.

Ein Hauptfundgebiet des Bernsteins in Deutschland ist der Strand der Ostsee und der Nordsee. Teils wird der Bernstein mit Seetank an den Strand gespült, teils wird er bergmännisch gewonnen.

Unsere nächste Fundstelle von Bernstein an der Ostseekante befindet sich zwischen Zwine- münde und Ahlbeck.

Wo bleiben unsere Spar- grofschen?

In einem Freundeskreise kam, nachdem man sich in stundenlangen erregten Erörterungen durch das Dickicht der Politik hindurchdiskutiert hatte, auch die Rede auf „Sparen“, und die Frage: „Wo bleiben unsere Spargroschen?“ wurde von jemanden in die Debatte geworfen, der dadurch ausdrücken wollte, daß für uns moderne Menschen der Fall mit der Hingabe des Spargeldes und dem Empfang eines Sparbuches durchaus nicht erledigt ist. Im Gegenteil: hier beginnt unser Interesse eigentlich erst! Nicht um der Sicherheit willen, denn die steht bei der umfassenden, breitfundierten Organisation der deutschen Sparkassen außerhalb dieser Diskussion, sondern weil die wirtschaftlichen Verflechtungen, die Zusammenhänge zwischen dem nur scheinbar bedeutungslosen Tun und Lassen des Einzelnen und dem großen Räderwerk der Volkswirtschaft uns Gegenwarts- und Zukunfts- menschen viel zu bewußt geworden sind, als daß wir nicht die Brücke empfinden, die von unserm Spargroschen zum großen Wirtschaftsganzen hinüberführt.

Wo bleibt das Geld, das wir und viele andere tagaus, tagein, zusammen im Jahre viele Millionen Mark, auf die Sparkasse tragen? Durch welche Kanäle fließt es in die Wirtschaft zurück, wie wird es dort fruchtbar? Denn daß es auf irgendeine Weise der Allgemeinheit wieder dienstbar gemacht werden muß, steht außer Frage.

Wohin greift man, wenn man dem ewig ungläubigen Mitmenschen etwas schlagend beweisen will? Zur Statistik! Wir haben zwar ein bißchen viel Statistik heutzutage, soviel, daß man sagen könnte, die Steinzeit, die Bronzezeit, die Eisenzeit, sie alle sind nun endgültig abgelöst, ausgelöscht durch das Zeitalter der Zahl. Aber manchmal hat auch eine Statistik etwas Gutes und in unserem besonderen Falle gibt sie uns auf die Frage nach dem Schicksal unserer Spargroschen eine recht interessante Antwort.

Greifen wir einmal die preußischen Sparkassen heraus. Wir dürfen das ruhig tun, denn Preußen nimmt immerhin, was Gebiet und Bevölkerung anbelangt, einen so erheblichen Teil des Reiches ein, daß man es als illustrativen Teil des Ganzen ansehen kann. Die Statistik verrät uns, daß die Sparkassen Preußens die Spargelder folgendermaßen weiter verwendet haben (in runden Sätzen) nach dem Stande von Ende 1929:

26 v. H. sind dem mittelständischen Gewerbe, Handel und der Landwirtschaft in Gestalt von kurzfristigem Kredit auf dem kürzesten Wege wieder zugefloßen;

42 v. H. sind den gleichen Weg in der Gestalt langfristiger Hypotheken gegangen. Diese Mittel sind dem Kleinwohnungsbau, vor allem den wirtschaftlich schwächeren Bevölkerungskreisen zugute gekommen.

Zusammengefaßt kann man also sagen, daß über zwei Drittel der Sparkassengelder auf direktem Wege zur Finanzierung der Wirtschaft dienen. Da wir alle aus eigener Erfahrung wissen, daß sich der Kundenkreis der Sparkassen außer aus Arbeitnehmern im weitesten Sinne vorwiegend aus dem städtischen und ländlichen Mittelstand rekrutiert, aus Handwerk, Handel und Kleingewerbe, erscheint auch der Schluß nicht abwegig, daß die Spargelder in erster Linie der Kleinwirtschaft zugute gekommen sind.

Die übrigen Spargelder sind teils in Wertpapieren und Krediten an öffentliche Körperschaften angelegt, teils werden sie (vor allem gilt dies auch für Giroeinlagen) zur Aufrechterhaltung einer ständigen Zahlungsbereitschaft der Sparkassen bei ihren Zentralbanken, den Girozentralen und Landesbanken, unterhalten.

Die Antwort auf die Frage aus jenem Freundeskreise, die aus wirtschaftlichem Interesse gestellt wurde, hätte von niemandem besser gegeben werden können als durch diese statistische Feststellung: Die Spargelder strömen ohne Umweg, und damit ohne Zinsverteuerung dahin, wo sie zur Zeit am dringendsten gebraucht werden, nämlich in Handel, Gewerbe, Landwirtschaft, Wohnungsbau. Diese Antwort hinterläßt damit auch zugleich die Heberzeugung:

Wer spart, finanziert die deutsche Wirtschaft!

Wie der Roland von Prenzlau zu Fall kam.

Humoreske von Maria Schaefer.

Seit einem halben Jahr wohnte mein Freund K. in Pöglow. Wir hatten uns früher fast täglich gesehen, so daß ich seinen Umgang und die anregenden Gespräche mit ihm recht entbehrete. Da entschloß ich mich in den heurigen Pfingstferien, ihn zu besuchen. Und zwar wollte ich ihn überraschen, um die gegenseitige Freude noch zu erhöhen.

Ich setzte mich also voll froher Erwartung in den Zug; aber die Fahrt dauerte länger als ich gedacht. Es war schon dämmrig als ich in Seehausen, der letzten Bahnstation, ankam. Wenn mich ein kleines Gefährt nach dem Ziel meiner Wünsche, nach Pöglow gebracht hätte — ich hätte nichts dagegen gehabt. — Indes die Ueberraschung!

Ja, „wat bi 'ne Oberrraschung rufkamen kann!“ Mein Freund war gar nicht daheim — auf einige Tage nach Berlin gereist. Ich aber saß nun in Pöglow fest! Bis morgen mußte ich mich also schon trösten. Gottlob fand ich bald ein Gasthaus, in dem ich meinen Mißmut ertränken konnte.

Freilich, als die Polizeistunde schlug, gab mir der Wirt in unzweideutiger Weise zu verstehen, daß er nun ruhebedürftig sei und daselbe von mir voraussetzte, bezw. verlangte.

Aber ich hatte noch keine Meinung, mich in die heißen Kißen zu legen. Die Nacht war hell und schön, der Flieder duftete und vom nahen Kirchhof fangen die Nachtigallen. Die Kirche, die für diesen kleinen Ort merkwürdig groß ist, stand mit malerischer Silhouette gegen den hellen Nachthimmel, die Häuser schienen im Mittelalter zu träumen und schier mittelalterlich mutete auch die eigentümliche Gestalt des Rolandsbildes an.

Wir waren die Beine schwer. Klar: ich hatte eine langwierige und umständliche Reise hinter mir, war von der Eisenbahn durchgerüttelt — was sollte es wohl sonst sein!

Mit einem Seufzer ließ ich mich auf den alten Mahlstein nieder, der da zu Füßen des Rolands liegt; ein etwas unbequemer Sitz zwar — aber das kümmerte mich im Augenblick wenig.

Also ich seufzte — und es mußte wohl ein Echo hier sein, denn über mir hörte ich's auch tief seufzen. Oder hatte der wunderliche Roland geseufzt? Ein merkwürdiger Gefelle fürwahr! Ich hatte schon manchen Roland gegrüßt: in Brandenburg, in Bremen, in Quedlinburg und Perleberg. Aber so einen hatte ich noch nicht gesehen, es wäre kein Wunder gewesen, wenn er geseufzt hätte, weil er nur einen hölzernen Rock trug und sein Schwert in einem recht schwachen und ausgetrockneten Arm hielt.

„Fehlt Dir etwas, alter Freund?“ fragte ich. „Ja“, seufzte er wieder, „mein rechter Arm schmerzt mich so, gewiß bekommen wir anderes Wetter!“

„I wo! Das Barometer steht auf „Schön“. „Mein Arm ist zuverlässiger“, sagte er. „Freilich ist es nur ein Erbsarm, denn meine gute tapfere Rechte habe ich im Kampf mit meinem Wetter in Prenzlau verloren, diesem neidischen Kumpen, der mir meinen Platz hier nicht gönnen wollte!“

„Wie?“ fragte ich erstaunt, „mit dem Prenzlauer Roland hast Du dich in einen Kampf eingelassen?“

„Nicht nur das, ich habe ihn sogar besiegt, ich habe ihn zu Fall gebracht! Du traust mir das wohl nicht zu, he?“

„Gewiß, gewiß!“ beiclte ich mich zu beteuern und war heilfroh, daß der hölzerne Prahlschamir mir den Rücken zugekehrte, denn sonst hätte er doch wohl meinen berechtigten Zweifel gesehen. Der Roland in Prenzlau war, so viel ich wußte, ein stattlicher steinerner Riese gewesen — und dieser hier? Fast mußte ich lachen, doch höflich fragte ich: „Wie war das denn?“

„Nun, der Kerl ärgerte mich Tag und Nacht. Mein Freund, der Wind, trug mir alles zu, was er über mich sagte: wir in Pöglow brauchen keinen Roland — Pöglow möchte es wohl Prenzlau gleich tun, aber es wäre nur ein kleines Nest, und dahinein paßte ich als kleiner, prahlerischer Gernegroß. Mit einem Fuße wollte er unser schönes, aufblühendes Städtchen zu Brei treten, und was dergleichen Unverschämtheiten mehr waren.

Da kochte mir endlich die Galle über. Eines abends machte ich mich auf den Weg, und mein Freund, der Wind, blies die Marschmusik. Hei! war das ein lustiger Gang an meiner geliebten Ufer entlang! Ihre Wellen hüpfen neugierig ans Ufer und erzählten es in aufgeregtem Reigen ihren Schwestern: Der Roland von Pöglow geht nach Prenzlau! Nun kommt's zum Kampf zwischen den beiden Rolanden!

Wie staunte mein großer Wetter, der steinerne Klob, als ich da plötzlich so unvermuthet vor ihm stand auf dem Marktplatz von Primislaw!

„So!“ schrie ich ihn an, „nun sage mir mal alles ins Gesicht, was mir der Wind zugetragen hat!“

Aber da lachte der unverschämte Kummel, daß sein Postament wackelte. „Ins Gesicht! ins Gesicht!“ rief er, „komm mal her, Du Zwergelein, daß ich dich von nahebei betrachten kann!“

Ich aber trat auf ihn zu, das gezückte Schwert gegen ihn erhoben.

Ah! er war stärker als ich! Ich wußte das ja und hatte mich auf alle Fälle vorgeesehen. An den Ufern des Sees hatte ich mir einen großen Stein aufgelesen, und als der Grobian mir nun beim Kreuzen unserer Schwerter nicht nur meine Waffe aus der Hand schlug, sondern mir auch ohne weiteres den Arm abhieb, warf ich ihn schnell, ehe er nach meinem Halse zielen konnte, mit der linken diesen Stein an den Kopf. Mit Donnergetöse polterte das Haupt meines Feindes über den Marktplatz. Ich aber gab meinem Widerjacher noch einen Fußtritt, daß er der Länge nach hinfiel. Das tat ich, weil er geprahlt hatte, er wolle mich und mein Pözlöw mit einem Fußtritt vernichten.

Ganz erschrocken sahen jetzt einige Nachtmühen aus den Fenstern, denn der Fall des steinernen Riesen hatte einen Mordskrach gegeben.

Aber sie konnten wohl in der stockfinstern Nacht nicht recht erkennen, was los war, obgleich ich es ihnen in die Ohren schrie: „Ich! ich der Roland von Pözlöw bin der Sieger!“ Nachher haben sie gesagt, der Sturm habe ihren Hüter der Gerechtigkeit umgeworfen. Aber das wäre mir ein schöner Bursche, der sich von einem Wind umblasten ließe! Nein! er ist im Zweikampf gefallen, im Zweikampf mit seinem Rivalen, und ich, ich habe ihn besiegt! Es ist höchste Zeit, daß diese Geschichtsfälschung mal berichtigt wird, und daß die Wahrheit an den Tag kommt. Du Mensch! der du sitzt auf dem Stein, der ihm das Haupt vom Rumpfe trennte, du sollst es den Leuten kund und zu wissen tun!“

„Ich?! — — — und dieser Stein?!“ — Schwerfällig erhob ich mich von meinem harten Ruhestein! „ich denke, dieses hier ist ein alter Wahlstein!“

Er lachte grimmig: „Auch so eine Geschichtsfälschung!“ und dann hob er seine Stimme, daß sie dröhnte wie erzener Glockenklang:

„Nicht von gemahlenem Mehle
haummet das Loch hier im Stein!
Es deutet den Druck meines Daumens,
als ich wichtig wagte den Wurf!“

Donnerwetter! Mit offenem Munde starrte ich den kühnen Kämpfer an. Er sprach in gebundener Rede! er sprach sogar in Alliterationen! — So begeisterte ihn das Erinnern an seine Tat!

Was er dabei wohl für ein Gesicht machte? Das mußte ich sehen!

Ich also schnell auf die andere Seite. Das war nicht so leicht, denn vom langen Sitzen waren mir die Beine schier lahm, daß sie mich nicht ordentlich tragen wollten.

Der Roland hatte mir ja wohl höflicher Weise entgegenkommen wollen, denn als ich dort ankam, hatte er sich umgedreht.

„Auf!“ sagte ich, „nun sehe ich dich wieder von hinten! ich wollte dir doch ins Gesicht schauen!“

„Willst du mich beleidigen?“ rief er drohend, und wackelte erschrecklich mit dem Schwert.

„O Gott bewahre! ich glaube ja, daß du nicht schwindelst, aber warum soll ich dir nicht mal in die Augen gucken!“

„Augen!“ rief er, „Augen?! ich brauche keine Augen! Ich bin das Auge des Gesetzes! Aber höre! Wenn du den Leuten die Wahrheit kündenst, und sagst, daß ich es gewesen bin und nicht der Sturm, der den Roland von Prenzlau zu Fall gebracht hat, so fannst du dir von mir wünschens, was du willst, und ich werde es dir erfüllen!“

„Ja“, sagte ich, „ich will es tun!“

„Gelt! also wünsche dir etwas!“

Alle guten Geister! was sollte ich mir so schnell wünschen? Ich hatte so viele Wünsche auf Lager, welches war nun der beste?! Konnte ich dem seltsamen Gesellen auch wohl trauen? — Ich mußte ihm doch mal ins Gesicht sehen!

Ich stolperte also wieder auf die andere Seite (ich sage „stolpern“, weil das Pflaster in Pözlöw nicht das berühmteste ist).

Zum Ausdruck! der Hegenmeister hatte sich schon wieder umgedreht, breit wandte er mir seine Kehreite zu. Solche Fixigkeit hätte ich ihm wahrhaftig nicht zugetraut.

Also noch einmal! und leise und behutsam, wie ein Jäger auf dem Anstand schlich ich mich dies Mal um den Roland herum und behielt ihn dabei stramm im Auge.

Alle Wetter! Narrte mich der Teufel?! Wieder die Hinterfront!!

Ha! sollte mich ein alter hölzerner Roland überlisten?! Mit einem Satz sprang ich jetzt auf die andere Seite.

Ich glaube, ich habe furchtbar geflucht, als er doch wieder schneller gewesen war als ich: sein Gesicht zeigte er mir nicht. Fiel ihm gar nicht ein!

„Roland!“ schrie ich erboßt, „nun steh' aber mal still!“ und wie ein Mal glitt ich um ihn herum. — Er zeigte mir hartnäckig seine Rückansicht.

Aber ich gab es noch lange nicht auf. Es war rein zur fixen Idee bei mir geworden, ich wollte sein Gesicht sehen.

Endlich wurde mir ganz schwindlig, und als ich nun gar über diesen verfluchten Wahlstein stolperte und der Länge nach hinfiel, rief ich wütend: „Dreh du dich meinerwegen um deine eigene Achse so viel wie du magst! Ich will lieber im warmen Bett liegen, als hier auf dem harten Wahlstein!“

Wie es zugegangen ist, kann ich noch heute nicht sagen. Genug, ich fand mich am andern Morgen im Bett meines Freundes, in vollen Kleidern zwar — aber ich lag doch in einem

weichen, warmen Bett. Der Roland hatte mir meinen Wunsch erfüllt.

Draußen klatschten leise Regentropfen an die Fensterscheiben. — Hatte der Held von Foglow nicht anderes Wetter prophezeit trotz des Barometers? Und ich hatte es für feige Ausflucht gehalten, daß er sich nicht ins Gesicht sehen lassen wollte? War das Bild von Sais nicht auch verächtelt? Man soll nicht den Vorhang von dem Geheimnisvollen zu ziehen versuchen!

Das hatte ich nun davon! Ich könnte der reichste Mann der Welt sein! Ich könnte . . . oh! was könnte ich nicht alles!

Der Roland von Foglow hatte mich über-rumpelt, wie er weiland seinen großen Vetter in Prenzlau überrumpelt hatte! Wenn er mir auch den Kopf nicht abgeschlagen hat, so hat er mich durch das unsinnige Karusselllaufen doch so verwirrt gemacht, daß sich noch am andern Tage alles um mich drehte.

Noch einmal die Totenhände in den Kirchen von Bergholz und Fahrenwalde.

Von M. Schulze.

In dem Heimatkalender vom Jahre 1929 habe ich die Hände in den Kirchen von Fahrenwalde und Bergholz behandelt und dabei die Ansicht vertreten, daß diese einst Verbrechern zur Sühne ihrer Tat abgeschlagen worden und dann zum warnenden Beispiel in der Kirche niedergelegt worden seien. Diese Ansicht schien eine Stütze durch die im Prenzlauer Museum aufbewahrten, angeblich den eiddrühigen Prenzlauer Bürgermeister einst abgeschlagenen Hände zu erhalten. Weitere Nachforschungen haben aber ergeben, daß diese Ansicht nicht zutrifft, sondern daß diese Hände Altertümer sind, die von einem höchst eigenartigen Rechtsbrauch Kunde geben. Mecklenburgische Urkunden sind es, die uns über diese Totenhände Aufklärung bringen. Das Wismarische Gerichtsbuch teilt vom Jahre 1541 folgenden Fall mit: „Item Joachim Brandt iz dat gesteken buten dem roten Dohre up dem Damme und man weth nicht, wer idt gedahn hefft. Und ist dat Recht darauer geseten und de Handt affgeledet, wo Recht iz; und de ersamen Herren Herr Jürgen Grotteforth und Herr Otto Tancke, beide Richtevogede, seten dat Gerichte up dem Damme, dar de Dode lach.“ Nach diesem Bericht wurde also nicht dem Mörder, der ja gar nicht bekannt war, sondern dem Erschlagenen die Hand abgelöst oder, wie der Bericht sagt, „affgeledet“. Eine andere Urkunde aus dem Jahre 1520 berichtet, daß der Bauer Chim Ahrensdorf den Heinrich Wolter am See des Dorfes Chemnitz erschlug. Der Schulze hielt mit vier anderen Schulzen das Blutgericht vor dem Schulzenhof zu Chemnitz bei der hohen Linde. Dem Erschlagenen wurde die Hand abgelöst, der flüchtige Mörder aber aus dem Dorfe Chemnitz versetzt. Dieses Ablösen der Hand hängt mit der altgermanischen Sitte zusammen, den Leichnam des Erschlagenen solange nicht zu bestatten, bis die Rache oder Sühne für die Tat erlangt war. Da nun, wenn der Täter unbekannt war, baldige Sühne in Frage gestellt war, empfahl

es sich, nur einen Teil des Leichnams der Bestattung zu entziehen. Man löste daher dem Erschlagenen die Hand ab und bewahrte diese allein auf als Beweis der verübten Tat. Als im Jahre 1328 die Fürsten Johann von Mecklenburg und Nicolaus von Rostock dem Kloster Dargun das höchste Gericht verleihten, wird unter den verschiedenen Verbrechen auch der Mord aufgeführt mit dem Zusatz: „manu tantummodo mortua praesente“. Das heißt auf deutsch: Aber die Hand des Erschlagenen muß zur Stelle sein. Die Hand wurde nun solange aufbewahrt, bis entweder der Täter ergriffen war oder in streitigen Fällen solange, bis der Rechtshandel entschieden war. So wird 1566 ein gewisser Lüder Barse beschuldigt, den Peter Wüchow bei einem Zechgelage erschlagen zu haben. Er streitet indessen und bittet deshalb die Blutsfreunde des Getöteten, diesem die Hand abzunehmen und bis zum Austrag der Sache zu verwahren. Sobald Sühne für den Mord erfolgt war, wurde die Hand bei dem Leichnam bestattet. So verpflichtet sich ein Achim Barnekow 1549, da er einen Prizwaller Bürger erschlagen, an die Angehörigen desselben 40 Gulden und 5 Mark lübisch „zur Bestettigung des Entleibten Hand“ zu zahlen. War der Täter bekannt, wollte sich aber dem Gericht nicht stellen, so wurde ihm auch die Hand zugesandt mit der Aufforderung, vor Gericht zu erscheinen. Statt der wirklichen Hand sandte man dem Mörder wohl auch eine wächserne zu. So sendet 1559 der Rat von Wismar, als Joachim von Stralendorf den Helmut von Plessen auf einer Hochzeit erschlagen, diesem statt der wirklichen Hand des Getöteten eine wächserne mit der Mahnung, vor Gericht zu erscheinen.

Danach werden die in den Kirchen aufbewahrten Hände, so auch die von Fahrenwalde und Bergholz, Hände sein, die Erschlagenen abgelöst wurden, und deren heutiges Vorhandensein beweist, daß der Mord damals keine Sühne fand. Die Erzählung in Fahrenwalde von der beim Frauenkreuz an der Wezenomer Grenze aufgefundenen Toten scheint also eine Erinnerung an den wirklichen Sachverhalt zu enthalten. Die Hände sind demnach Rechtsaltertümer, die von einem eigentümlichen Rechtsbrauch des Mittelalters Kunde geben. Alle anderen Ausführungen meines ersten Aufsatzes bleiben von dieser Feststellung unberührt.

Ein tapferer Prenzlauer.

Von Gustav Meißner.

Man schrieb das Jahr 1806.

Unsere Uckermark zitterte unter dem Joch Napoleons. Prenzlau kapitulierte. Ein schmachvoller Akt in der Geschichte unserer engeren Heimat! In diese Tage der tiefsten Erniedrigung fällt ein heller Strahl uckermärkischer Treue und Unerblichkeit: die Tat des Prenzlauer Postmeisters Walcke. Keine Zeit ist wohl mehr dazu angetan, daß man seiner gedenkt, als die unsrige!

Prenzlau war in die Hände der Feinde gefallen. Nun mußte auch das sämtliche Inventar des Feldpostamtes den „Siegern“ ausgeliefert werden. Das konnte der Postmeister Walcke nicht übers Herz bringen; denn dann hätte er müssen 24 Mann, 32 Pferde und 410 000 Taler Armeegelder dem Feind in die Hand spielen. Man bedenke, was das für damalige Zeit für eine riesige Summe war! Was aber tun in der Drangsal, in der Not? Zumal hieß es, schnell handeln! Kurz entschlossen rüstete sich der kühne Postmeister zur Flucht, mit dem Ziel nach Danzig, zu seinem Könige!

Leicht war die Ausführung dieses Entschlusses nicht; denn Walcke mußte sich vergegenwärtigen, daß er von Spionen umdroht war. Auch wußte er noch nicht, in welchem Maße ihm seine Postillone die Treue hielten; denn er hatte bis jetzt noch niemals Gelegenheit gehabt, ihre Anhänglichkeit zu erproben. Erschwerend hinzu kam noch das miserable, scheußliche Wetter, das die Wege aufgeweicht hatte und überall das Beginnen hemmen konnte.

Doch Walckes Entschluß stand unwiderrücklich fest. „Mög kommen, was da wolle: das Werk wird gewagt.“ Das waren die Worte, die er seiner Frau zum Abschied zurief. Daß dieser das Vorhaben ihres Mannes nicht gleichgültig war, kann man sich denken. Aber als echte deutsche, uckermärkische Frau unterdrückte sie jede weibliche Nüchternheit. Sie hatte nur den einen Wunsch in ihrem Herzen: mög die Flucht gelingen und mög alles gut gehen!

Bei Nacht und Nebel rückten sämtliche Wagen, sämtliche Pferde und sämtliche Postillone ab aus Prenzlau, an der Spitze Postmeister Walcke. Das erste Reiseziel war Pommern! Der Weg führte über Altdamm, Gollnow, Wolchow und Raugard.

In Wolchow erstand den Flüchtlingen eine große Gefahr; denn der Schulze des Dorfes gehörte zu den Franzosenfreunden, und als er die Karawane ankomen und das Dorf passiren sah, stieg in ihm der Verdacht auf, ob man es mit diesen durchreisenden Postleuten nicht gar mit Defekturen zu tun hätte. Er schaute dem Zuge lange nach und wollte sich schon bereit machen, den Durchziehenden nachzusetzen. Von der Verfolgung abgehalten wurde er durch das

Töchterlein des Krugwirthes, Meta Habeck, die ihm erzählte, daß die Abgezogenen ganz harmlose Leute gewesen seien, von denen einige in ihrem Krug gerastet hätten. Der Schulze versuchte nun, von dem Mädchen zu erfahren, was die Rastenden im Kruge gesprochen hätten. Meta Habeck war nun klug genug, ihm von allem möglichen zu erzählen, worüber sich die Fremden unterhalten hätten. Immer und immer wieder warf der Schulze die Frage auf: „Was haben sie denn von dem Napoleon gesagt?“ „Nichts haben sie darüber gesprochen. Kein Sterbenswörtlein!“ Endlich hatte sich dann der Schulze mit der Auskunft des Mädchels zufrieden gegeben. Das Mädchen aber schöpfte noch immer Verdacht, daß er den Fremden nachzueilen könnte am folgenden Tage. Kurzerhand entschloß sie sich, mit Christine Eichfeld, der Tochter des Pfarrers von Carzig, der sie von diesem Vorfall erzählte, dem Trupp nachzueilen. Die beiden Mädchen machten sich bei Nacht und Nebel auf und eilten den Flüchtlingen nach.

Ihr Vorhaben glückte. Gegen Morgen trafen sie die Karawane in einem kleinen Dorfe, gerade, wie die Postillone dabei waren, die Pferde zu füttern. Sie wandten sich an den Postmeister Walcke und teilten ihm ihre Erlebnisse vom Vortage mit dem Drisschulzen mit. Postmeister Walcke freute sich über diese treuen deutschen Mädchen und riet ihnen, auf schnellstem Wege wieder zurückzukehren in das heimliche Dorf. Er gab ihnen nun den Rat mit, dem franzosenfreundlichen Schulzen, wenn er nochmal sich nach den geistigen Fremden erkundigen sollte, zu sagen, daß die Flüchtlinge sich auf dem Wege nach Stralsund befänden. Das sei das Ziel gewesen, worüber die Postillone mit ihr sich unterhalten hätten.

Dieser Rat des Postmeisters war nicht schlecht; denn tatsächlich erschien am nächsten Vormittag der Schulze aufs neue im Dorfkrug, um zu erkunden, ob die Fremden nichts hätten verlautbaren lassen über das Ziel ihrer Reise.

„Das habe ich Euch doch gestern schon gesagt, daß die Fremden nach Stralsund wollten!“

Der Schulze horchte auf, spikete die Ohren und ließ seine kleinen Augen aufgeregter hin und her spielen. Dann sagte er: „So, das hast du gestern schon gesagt? Davon hab ich nichts vernommen. Oder sollte ich das überhört haben?“ Jetzt wurde er auf einmal nachdenklich und versonnen.

Dann sprang er von dem hölzernen Schemel auf, der zwischen Ofen und Schanktiisch stand, und rief dem Mädchen zu: „Dann wirds nun Zeit, daß ich mich auf die Socken mache!“

Meta Habeck wußte, was er mit diesem Ausspruch sagen wollte. Sie lachte in sich hinein und freute sich, daß sie ihm so ein Schnippen

schlagen konnte. Es dauerte auch gar nicht lange, da sah man den Schulzen auf einem Braunen davongaloppieren.

Spät abends trug ihn das Pferd wieder dorf-ein. Fast möchte man diesmal das Tempo des Ritters das einer Schnecke nennen. Gesprochen hat der Schulze nie mehr darüber. Auch Meta Sabed fragte nicht nach dem Erfolg seiner Miß-

sion, um nicht in den Verdacht zu kommen, ein Interesse an den Flüchtlingen zu haben.

Soviel aber sei gesagt: Postmeister Balcke ist nach manchen Fahrnissen wohlbehalten in Danzig angekommen. Und der König, der von dieser kühnen Tat erfuhr, hat diese udermär-kische Treue eines biederen Postmeisters wohl zu danken gewußt.



Bagemühl / Geschichte und Ueberlieferung.

Von R. Gendke-Prenzlau / Zeichnung von Leo Wiese.

In der Ostgrenze unseres Kreises, etwa 24 km von Prenzlau, der Hauptstadt der Uckermark, entfernt, liegt hart am schönen Randowbruch das Pfarr- und Bauerndorf Bagemühl. Wer auf der Kreisbahnstrecke Prenzlau—Löcknitz in Grünberg aussteigt und seine Schritte dorthin lenkt, der hat den größten Teil des gepflasterten, ungefähr 3½ km langen Weges, der auf der Bagemühler Gemarkung eine hübsche Apfelallee bildet, die Kirchturmspitze des Dorfes als Wegweiser gerade vor sich, bis er plötzlich am Abhänge der das Randowtal westlich einschließenden Hügelkette vom „Eichenberge“ herab die Dächer der Ortschaft, von mächtigen Ulmen überragt, zu seinen Füßen liegen sieht. —

Bagemühl zählt zu den anmutigsten Dörfern der Uckermark. An der breiten, in westöstlicher Richtung verlaufenden, am Ostende etwas nach Norden umgebogenen Straße reihen sich, hier und dort von Familienhäusern und Gärten flankiert, in räumlich bequemer Anlage die Hofstellen. Die Bauernhäuser sind in der Mehrzahl mit

hübschen Vorgärten dekoriert; und unter den Bäumen, welche die Dorfstraße schmücken, befinden sich Ulmen, die man unbedingt als Naturdenkmäler ansprechen kann. — Dies gilt besonders von dem riesigen Exemplar, das an der Schmiede*) steht und mit seinem die Straße weit überragenden Zweiggewirre einen kleinen Wald für sich bildet. Quer zur Dorfstraße und fast genau in ihrer Mitte liegt das schöne, massive Schulhaus, dem sich westlich der Schulgarten anschließt. Diesen trennt ein erhöhter Steig von dem großen Dorfteich, der südlich von der Hauptstraße, nördlich von einer Nebenstraße umfaßt und während der Sommermonate von Entenscharen belebt wird. Innerhalb der südöstlichen Straßenzeile liegt frontal das Pfarrhaus; ganz in der Nähe desselben, etwas abseits auf dem alten Friedhofs die Kirche. So präsentiert sich die Ortschaft dem Auge des unbefangenen Beschauers als ein freundliches Dorfsidyll, dessen

*) Bild Seite 3 dieses Kalenders.

Anlage man musterträchtig nennen möchte. —

Bagemühl ist ursprünglich eine germanische Siedelung, deren Alter weit in die vorgeschichtliche Zeit zurückreicht. Die mancherlei auf der Feldmark des Dorfes zu Tage geförderten Fundstücke aus der älteren und jüngeren Steinzeit, wie aus der Bronzezeit, stellen dies außer Zweifel. Der heutige Name der Ortschaft ist allerdings slavischen (wendischen) Ursprungs. Er ist keineswegs, wie manche meinen, von „Bachmühle“ abgeleitet, sondern von den wendischen Wörtern Bog — mil. (Bog, Bogu: Gott mil, milu: lieb, schön, angenehm.) Er scheint in Beziehung zu stehen zu einem riesigen Findling, der früher im „Käperick“ auf dem Pfarracker lag, ungefähr 1½ m aus der Erde hervorragte und auf der oberen Plattform die Spuren menschlicher Bearbeitung trug. Dieser Stein, der leider vor einigen Jahrzehnten dem Sprengpulver und Hammer des Steinsetzers verfiel, diente wahrscheinlich kultischen Gebräuchen; vielleicht sogar als Opferstein. Eine alte Sage, die sich an den Stein knüpft und auf unsere Zeit gekommen ist, scheint dies anzudeuten. „Einst tanzten“, so heißt es, „die Unnerörsten“ (Unterirdischen, Gnomen, Zwerge, Ref.) „einen Ringelreihen um den Stein. Als sie den alten Bauer Bragrock sahen, der eben vorüberging, wollten sie ihn hänseln und tanzen zum Tanz: „Ja danz in dinen Käperick! Ja danz in dinen Käperick!“ worauf er barsch erwiderte: „In junen (euren, Ref.) Danz walt ich . . . is!“ Diese Grobheit reizte die „Unnerörsten“ dermaßen, daß sie sofort vom Tanze abließen, um über ihn herzufallen. Bragrock, der mit Aufbietung aller Kraft Fersengeld gab, rettete sich nur mit genauer Not durch die Hintertür seiner Scheune, die er hinter sich schloß. Hätten die „Unnerörsten“ ihn erwischt, so wäre es ihm übel ergangen. (Nach einer anderen Fassung der Sage troch er in den Kerstensen Backofen und verhartete dort die ganze Nacht. Ref.) Funde und Grabstätten, die aus der Wendenzeit stammen, deuten an, daß in jener Epoche in der Gegend von Bog — mil ein reges Leben herrschte.

Schon im 12. Jahrhundert, zur Zeit der ersten Askaniern, wurden durch die niedersächsische Einwanderung die Wenden aus der Uckermark fast ganz verdrängt. Die geringen noch haftenden Reste, die das Christentum annahmen, gingen in der deutschen Bevölkerung unter. Zu jener Zeit mußten auch in Bagemühl die wendischen Götzen Bog, Swantewit und wie sie sonst heißen mochten, dem Christengotte weichen. Daß die Uckermark in der Folge ein Zapfen zwischen den pommerischen und brandenburgischen Herr-

schern war, bis sie unter Albrecht Achilles im Jahre 1470 endgültig zu Kurbrandenburg gebracht wurde, ist bekannt. Nachklänge dieser nachbarlichen Feindschaft, die vor 460 Jahren feierlich begraben wurde, leben noch heute im Munde der Bagemühler Schuljugend. Wenn im Sommer ein schöner Regenbogen jenseit der Randow über den „pommerischen Bergen“ stand, so stimmten wir Büblein alsbald „aus voller Kehle und frischer Brust“ den Nachgefang an:

„Regenboahn, moak mi nich natt;

Moak all de pommerisch Wiewer natt.

Se sitten upp't Daak un äten walt;

Se springn van d' Daak un sind so natt.“

Aber so gern ich diesen schauerlichen Kantus mit dem möglichsten Stimmenaufwand auch nach Pommern hinüberschmetterte; es geschah doch nicht, ohne daß jedesmal stille Bedenken in mir aufstiegen. Zunächst einmal: warum aßen die „pommerischen Wiewer“ ritlings auf dem Dache, während wir Bagemühler doch, auf Schemeln oder Bänken sitzend, in der Stube speisten? (Daß sie beim Essen nicht auf der steilen Dachfläche haften konnten, war doch selbstverständlich!) Sodann: war es nicht sündhaft, den armen hungerigen Weibern bei der Mahlzeit ein solches Unheil an den Hals zu wünschen? Und zuletzt: wie gefährlich war der Absprung vom Dache? Hätte ich ihn doch für keinen Preis unternommen. Und nun gar die Weiber!

Mit dem zwölften Jahre ungefähr kam ich mit diesen Bedenken ins Reine.

Unter dem Regiment der Hohenzollerischen Kurfürsten folgten nun Zeiten des Friedens, in denen unsere Bagemühler ungestört säen und ernten konnten. Ein besonders beneidenswertes Los hatten sie freilich zu jener Zeit ebensowenig wie die Bauern in den anderen brandenburgischen Landschaften. Die Frondienste, die sie den adeligen Grundherren wie den kurfürstlichen Ämtern leisten mußten, drückten oft hart; und die sogenannte „Erbuntertänigkeit“ hatte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Leibeigenschaft.*) Immerhin gelangten sie zu einem gewissen Wohlstande, und wenn der Grundherr ein Menschenfreund war, auch zu einer gewissen Behaglichkeit der Lebenshaltung. Das änderte sich, als die Furie des 30jährigen Krieges, die Brandfackel schwingend, über die Uckermark da-

*) Als adelige Grundherren mit wechselndem Besitztitel werden in alten Urkunden angegeben die Herren von der Schulenburg, von Buch, von Klühnow, von Winterfeldt und die Grafen von Siedeb. Außerdem befanden sich während des 17. und 18. Jahrhunderts in Bagemühl schon mehrere Amtsbauern. Diese mußten ihre Frondienste pp. zunächst dem Amte Schmölln, später dem Amte Löcknitz leisten.

hinbrauste. Der Greuel der Vermüstung, den sie in unsere stillen Dörfer trug, übersteigt jede Vorstellung. Trauervolle Mollakorde sind es, die in der Tradition aus jener Schreckenszeit zu uns herüberklingen, die im Volksmunde die „Schwedenzeit“ heißt. Als Freunde waren die Schweden zu uns gekommen; als aber Kurfürst Georg Wilhelm 1635 das Bündnis mit ihnen löste, um mit dem Kaiser einen Separatfrieden zu schließen, da hausten sie in der Uckermark, wie überall in Kurbrandenburg, ärger wie vorher die Kaiserlichen. (Schwedentrunk!)

„Vor dem Kriege“, so erzählte Mutter Flashaar, meine Pate, „sind die Leute in Woddow so wohlhabend gewesen, daß die Kinder auf der Straße mit Kronentalern gespielt haben, als aber die Schweden kamen, und die Pest ihnen folgte, da war's aus und zu Ende. In einem Bruch hinter Woddow hat die Pest wie ein Pferdeschwanz aus der Erde gebrannt. Des Abends bei Sonnenuntergang und des Morgens bei Sonnenaufgang sah man sie wie eine rötliche Wolke umherziehen; und wenn sie sich auf einem Dorfe niederließ, so starb in wenigen Tagen alles dahin.“*) Daß die Bagemühler Einwohner sich vor dem Feinde in das sumpfige unwegsame Urgebüsch des Randowjaumes flüchteten und dort längere Zeit unter entsetzlichen Mühsalen kampierten, ist eine verbürgte Tatsache. Wer schließlich von der Bewohnerchaft bis dahin den entsetzlichen Mißhandlungen der entmenschten Soldateska nicht erlag oder von Hunger und Pest nicht vernichtet wurde, floh 1636 oder 1637 nach Ostpreußen. Nach einer bestimmten mündlichen Ueberlieferung sahen die letzten Bagemühler Flüchtlinge, als sie durch Woddow liefen, wie halbverhungerte, herrenlose Hunde den Kopf der rothaarigen Schäfertochter auf der Dorfstraße umherzerren. Ich vermute, daß der Kurfürst Georg Wilhelm, der zu jener Zeit in Königsberg residierte, an die unglücklichen Bewohner der Uckermark die Aufforderung richtete, sich in die vom Kriege unberührte Ostmark zu retten. Mit nicht geringer Verwunderung konstatierte ich im Jahre 1870, daß in der Danziger Niederung von der Landbewohnerchaft vielfach ein reines uckermärkisches Plattdeutsch gesprochen wird. Wahrscheinlich haben manche von unseren Flüchtlingen dort einst eine neue Heimat gefunden.

Um 1650 kehrten einige Flüchtlinge zurück, um das Siedlungswerk auf ihren in Schutt und

*) Die von den Urvätern überkommene, bis heute noch nicht völlig erloschene Neigung, die Naturgewalten zu personifizieren, tritt in dieser Ueberlieferung deutlich hervor.

Asche liegenden Heimstätten aufs neue zu beginnen.

Sehr bestimmt wurde die Familie Kersten, als vor dem Kriege schon in Bagemühl sesshaft, genannt. Im Kirchenbuche von Woddow vom Jahre 1852, der einzigen Urkunde, die das Kirchspiel aus jener Zeit besitzt, treten alsbald auf „Peter Rautenberg der Lange“ und Peter Rautenberg, genannt Preußpeter.(!)* In einem dieser beiden, die jedenfalls Vettern zueinander waren, haben wir den Stammvater des Geschlechts Ruthenberg zu suchen, das noch heute nicht allein in Bagemühl, sondern in verschiedenen Seitenprossen auch in anderen Ortschaften unseres Kreises blüht. Die 1685 noch erledigten Hofstellen besetzte der Große Kurfürst mit Refugies. Diese brachten den Tabakbau, der später eine Quelle des Wohlstandes für Bagemühl wurde, und nach der Tradition auch die bis dahin unbekanntene Holzschuhe mit. Die Familien Devantier, Dejardin, Geffroy, Genet und William waren lange Zeit hindurch Inhaber von Bauer- bezw. Rossätenhöfen; sie sind bis auf die Genets in Bagemühl erloschen. Wie in Rossow, Bergholz und anderen Ortschaften erhielten die französischen Reformierten auch in Bagemühl ihre eigene Schule. Sie stand dort, wo heute das Spritzenhaus steht; der östlich anstoßende Garten gehörte zur Stelle. (In den Schulen der Refugies wurde bis zum Befreiungskriege die französische Sprache gelehrt und gelernt!) — Eine kleine Episode, die aus der Zeit der Neubesiedelung durch die Tradition auf uns gekommen ist, mag hier noch Erwähnung finden. „Ein Bagemühler Bauer“, so erzählte man, „sah bei seiner Rückkehr aus Ostpreußen nur noch die Schutthaufen seines Wohnhauses vor. Auf der ehemaligen Küchenstelle war während seiner Abwesenheit ein dicker Holunderbaum gewachsen. Den Stubben dieses Baumes hat man in der Küche des genau nach den Maßen des alten Hauses erbauten neuen Wohnhauses stehen lassen, damit er Enkeln und Urenkeln von dem Ungemach zeuge, das die Väter erdulden mußten.“ —

Nur sehr langsam erholten sich unsere Ortschaften von den Folgen des schrecklichsten aller Kriege. Erst 1717 konnte Bagemühl daran gehen, sein Kirchlein zu renovieren und mit einem zwar hölzernen, aber in seiner Bauart eigenartig schönen, schlanken Turm zu schmücken, der mit zwei Glocken ausgestattet wurde. Unter dem

*) Woddow hatte früher eine selbständige Pfarre. Diese wurde nach dem Kriege mit der Bagemühler Pfarre vereinigt. Für beide Gemeinden war damals nur ein Kirchenbuch vorhanden.

ebenso fürsorglichen wie straffen Regiment Friedrich Wilhelms I. blühten die Ortschaften allmählich wieder auf.

1738 erfolgte die Regulierung der Randow. Der Landgraben wurde geöffnet und mit ihm die Grenze gegen das nachbarliche Vorpommern ihrem heutigen Verlaufe nach festgelegt. Gleichzeitig gingen die Bagemübler daran, das Vorgebiet ihrer Randowwiesen durch Anlegung des Wiesengrabens und anderer Gräben, die diesem das Wasser zuführen, trockenulegen. Der wirtschaftliche Nutzen dieser Meliorationsarbeiten hatte zur Folge, daß sich der Wohlstand der Ortschaft mehr und mehr hob. — Aber auch der Siebenjährige Krieg sollte nicht ohne Heimführung an unserm Dörflein vorübergehen. Der zeitgenössische Pfarrer Wigand hat uns über die Einfälle der Schweden in unseren Kreis in einem alten Kirchenbuche ein „pro memoria“ hinterlassen, das, soweit es Bagemühl mitbetrifft, folgendermaßen lautet: „Gleich wie die Schweden nach der Ernte 1757 und 1758 feindlich überzogen die Mart, sonderlich die Udermart, so taten sie dies unter ihrem General en chef von Lantingshausen im August 1759 wiederum. Den 21. dito besetzten sie Pasewalk, woraus sie aber Sonntags früh, den 26. August, durch den Preußischen Grünberger Husarenmajor von Stülpnagel delogiert wurden, welcher etliche Schweden töten und 160 gefangen nehmen ließ. Den 3. September früh aber kamen die Schweden so stark auf Löcknitz zu, daß die Preußen Löcknitz räumen und an 60 Gefangene lassen mußten. Den 12. September nachmittags trat der Schwedische Oberstleutnant Graf von Putbus mit zwei anderen Ober-Offizieren in mein Pfarrhaus und Stube, ließ sich Thee und etwas zu essen geben, hatte an 50 Husaren im Dorfe bei sich und schrieb Ordres zu Lieferungen aus. 1759, eben den 12. September, besetzten die Schweden mit ihrem Freibataillon Woddow. Die Soldaten lagen des Nachts auf der Straße; machten ein großes Feuer von Stroh, daß den Woddow'ern bange wurde, das ganze Dorf möchte im Feuer aufgehen. Als ich den 16. September in Woddow gepredigt hatte, copulierte ich einen Schwedischen Grenadier, gebürtig aus Danzig, Salomo Camter mit Maria Quezen, gebürtig aus Wolschow nach einmaliger Proklamation. Den 17. September wurde Woddow von den Schweden geräumt.

Die Schweden ließen den 23. u. 25. September Brücken und Dämme bei Bagemühl über die Randow machen; zogen mit 120 Mann hinüber nach Pentkun, holten den Amtmann daselbst Herrn Friß und den Wolliner Verwalter gefangen,

wegen unterlassener Zahlung der Contribution und Lieferungen an Heu und Korn.

Den 21. September gaben die Woddower von jeder Hufe 10 Thaler Contribution als den ersten Termin an die Schweden. Den 23. September mußten die Bagemübler und Battiner dasselbe tun. In Pasewalk, wo sie das nicht geben, hatten ihnen ihr Vieh die Schweden als Pfand weggenommen, wie in Neuentkirchen, Pentkun, Wollin usw.

Von den contributablen Pfarrhufen gab ich nichts, wie auch meine Cickstedt'schen Bauern keine Contribution entrichteten.*) Als die Bagemübler Amtsbauern ihren Termin abgetragen an die Renthei des Schwedischen Kriegs-Directoriums zu Pasewalk, hatten sie eine Quittung darüber empfangen:

„Das Dorf Bagemühle hat an Contribution den ersten Termin mit 370 Rthlr. (Talern, Ref.) bezahlt, quittiert

Pasewalk, den 23. September 1759.

Königl. Schwed. Kriegs-Directorii-Renthei.“

Den 25. Sept. in der Nacht gegen 1 Uhr schlug mir ein schwedischer Husar mit dem Säbel das Flurfenster entzwei, weil er etliche mahl an die Hausthür geklopft und nicht Brantwein bekommen hatte.

Den 28. Sept. 1759. Bisher hatten unsere und andere Dörfer täglich 15—20 Personen zur Verschanzung des Schwedischen Lagers bei Bergholz schicken müssen; als aber das Gerücht kam, die Preußischen Husaren rückten an, so verließen die Schweden in Eile Bergholz und Löcknitz früh morgens den 29. Sept. und ihre Forderungen von Lieferungen und Contribution hörten auf. — — „1762 ward Friede mit Rußland und darauf mit Schweden.“ Soweit der Bericht Wigands. —

Die kräftigen Maßregeln Friedrichs des Großen zur Hebung der Landeskultur zeitigten auch in Bagemühl schöne Früchte. Noch unter seiner Regierung wurde der große Gemeindeforst auf der Freiwiese angelegt und das nordöstliche Sandfeld zum großen Teil mit Kiefern angesät, Unternehmungen, die später für unsere Wirte von großer wirtschaftlicher Bedeutung wurden. Schied so das 18. Jahrhundert mit einem freundlichen und wohlwollenden Blick von unserm Dörflein, so führte sich dagegen das neunzehnte recht unfreundlich ein. Am 3. August 1804 setzte ein Blitztrahl die Scheune des Bauern Chr. Kersten in Brand, dessen Gehöft an der

*) Daß die v. Cickstedt'schen Bauern geschont wurden, rechtfertigt die Annahme, daß ihre Grundherrschaft mit den Schweden auf gutem Fuße stand.

nordöstlichen Straßenbiegung lag. Da bei dem ganz leichten Gewitter nur wenig Regen fiel und die Gebäude durchweg mit Rohr und Stroh gedeckt waren, griff das Feuer mit rasender Schnelligkeit um sich, und bald stand die ganze nördliche Straßenseite in Flammen. Durch Flugfeuer wurde alsbald auch die südliche in Brand gesetzt, und nach Verlauf einiger Stunden waren drei Viertel des Dorfes eingäschert. In der Hauptstraße blieben das Pfarrhaus und die Kirche sowie der östliche Teil des Dorfes, der sogenannte „Dort“, verschont; im nördlichen Ausläufer die Schmiede nebst ein paar Büdnerstellen. Eine alte Frau, die besuchsweise in Bagemühl anwesend war, kam in den Flammen um. Soweit die obdachlosen Bewohner nicht in den wenigen verschonten Gebäuden untergebracht werden konnten, fanden sie freundliche Aufnahme in Battin und Wodow. Aus jener Zeit ist uns auf der früher Gottfried Kerstensen Hofstelle ein schöner „Brandsegen“ aufbewahrt worden. Er wurde in zierlicher lateinischer Schrift in das obere Rahmenstück des Scheunentors eingeschnitten und lautet also:

„Am dritten August anno 1804 fiel ich durchs Feuer vom Himmel in Aschenhaufen nieder; Den 22. November anno 1805 ward ich durch Gottes Hülf und seine Macht gerichtet wieder. Ach Herr Jehovah, wir flehen dich an und bitten dich,

verschon uns ferner gnädiglich.“ —

Raum hatte sich die Ortschaft von diesem Unglück einigermaßen erholt, da nahte das Unheil in anderer Gestalt.

Als im Jahre des Unglücks und der Schmach 1806 die Scharen des blutigen Korsen unsere stille Uckermark überfluteten, blieb auch Bagemühl nicht verschont. Aber wenn auch die Einquartierungen sowie die fortgesetzten Requisitionen von Lebensmitteln, Fourage und Fuhrwerken sehr lästig wurden, so muß doch anerkannt werden, daß die französischen Offiziere Manneszucht hielten. Kleine Reibereien zwischen Quartierwirten und Soldaten abgerechnet, verlief daher die Sache glimpflich. (Nach einer bestimmten Ueberlieferung meines Großvaters, der zu jener Zeit in Gütow bei Prenzlau als Lehrer und Küster wirkte, benahmen sich die Rheinbündler, besonders die Bayern, roher und gewalttätiger gegen unsere Landleute als die Franzosen.) Von den jämmerlichen Resten der „großen Armee“, die im Winter 1812/1813 aus Rußland zurückkamen, bezog auch ein kleines Kommando auf dem Durchmarsch in Bagemühl Quartier. Die Leute waren halb verhungert, zum Teil todkrank. Ihrer drei sollen in Bagemühl ge-

storben und auf dem alten Friedhof an der Umfassungsmauer begraben worden sein. Als im Frühjahr 1813 „der König rief“, blieben auch die Bagemühler nicht zurück. Was die Muskete tragen oder die Lanze führen konnte, eilte zu den Waffen; und wer in jenen Tagen den alten Gemeindeschmied Dochow gefragt hätte: „Was schmiedest du, Schmied?“, der hätte wohl mit Friedrich Rückert die Antwort bekommen: „Ich schmiede Waffen, Waffen!“ Zwar waren es keine Schwerter und Flinten, die Meister Dochow hämmerte und schweißte, dazu reichte seine Kunst nicht hin, aber es waren doch lange scharfe Piken, die er für die zurückgebliebenen Landstürmer schmiedete; denn auch sie befeelte der Gedanke: „Besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende“; und die von der Arbeit steif gewordene Rechte, so glaubten sie, würde doch noch kräftig genug sein, um dem verhassten Feinde zum Schlusse die Pike durch den Leib zu jagen.

Eine kleine Geschichte, die den Preußengeist und Franzosenhaß jener Zeit recht drahtich kennzeichnet, wurde uns aus guter Quelle überliefert und darf hier nicht fehlen. Als die gesamte waffenfähige Mannschaft seit mehreren Wochen ins Feld gerückt war, so hieß es, verbreitete sich eines Tages in Bagemühl wie in den benachbarten Dörfern wie ein Lauffeuer die Kunde, daß ein feindliches Detachement von Penkun her bei Schmölln über die Madow vordringen und in unseren Kreis eindringen wolle. Wer von den Alten noch einen Fuß vor den anderen setzen konnte, griff zur Pike und marschierte auf Schmölln, um den dortigen Uebergang zu verteidigen. Nur ein paar uralte Greise blieben zurück. Als nachmittags der lahme und auch bereits stark angejahrte Schweinhirt Fielitz sein Borstenvieh eintrieb und hörte, was vorgefallen war, griff er ebenfalls augenblicklich zur Pike; und während seine borstigen Pfüglinge noch grunzend im Galopp ihren Koben zustrebten, hinkte er schon streitmutig der tapferen Schar nach. „Boater Fielitz“, riefen ihm einige verängstigte Frauen zu, „bliest jı doch wenigstens bi uns!“ „Aeh watt“, antwortete dieser, „wo's all blieben, doar blieb ick oof.“ Also humpelte er rüftig fürbaß und war schon bis Schwaneberg gekommen, als ihm das Gros der Kämpen mit der Nachricht entgegenkam, daß es sich um einen blinden Alarm gehandelt habe. Als Fielitz das hörte, biß er ingrimmig die Zähne zusammen und blickte wild um sich. Dann stieß er mit den Worten: „Aeh watt! ick mütt awer eerst mien Hieb moaten“, seine Pike mit solcher Gewalt in ein nahes Brückengeländer, daß man Mühe hatte, sie wieder herauszuziehen. — Derer, die hinaus-

gezogen waren, die „fränkischen Ketten“ zerbrechen zu helfen, muß eine stattliche Anzahl gewesen sein, denn ihrer neun sahen die Heimat nicht wieder. Ihre Namen sind auf der besonders schönen eichenen Totivtafel in der Kirche verzeichnet. Unter dem Verzeichnis stehen die Worte:

„Dies Denkmal widmet zum Andenken der dankbare Vaterort.

Bagemühl, den 20. Dezember 1817.“

Möchte das Andenken dieser Braven nicht erlöschen, solange noch eine Aehre auf der Bagemühler Scholle reift!

Von den Ueberlebenden kehrte der Weber Dittmann als Unteroffizier und mit dem Eisernen Kreuz geschmückt zurück. Er hatte sich diese Auszeichnung bei der Erstürmung des Montmartre vor Paris verdient. —

Mit der Stein-Hardenberg'schen Reform brach, wie für das Vaterland überhaupt, so besonders für unsere bäuerlichen Wirte eine neue Zeit an. Die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Bagemühls während der Neuzeit nur einigermaßen zu würdigen, gestattet mir hier der Raum nicht. Darum, mein trautes Heimatdörflein, für heute: Auf Wiedersehen!

Sagen von der alten Gollmüher Landstraße.

Nacherzählt von Peter S. Schöneberg.

Wer von Gollmüh den Weg nach Kröchlendorff wandert, wird überrascht sein, bald hinter der Gollmüher Mühle ein Stück Weges zu finden, das mit wundervollen, uralten Lindensäumen bepflanzt ist. Es ist dies der Rest einer alten Landstraße, welche neben dem bekannten großen Wege Prenzlau—Templin entlang führte. So recht ein Weg für Leute, die sich nicht gern von den fahrenden Posten sehen lassen wollten. An dieser Straße lag ein Wirtshaus, da, wo heute eine uralte Buche auf freiem Felde steht. Dieses Wirtshaus gehörte einst zwei Brüdern, von denen der eine geizig, der andere liederlich war und am liebsten den ganzen Tag in der Gaststube saß und mit den Fuhrleuten, die des Weges kamen, Karten spielte und trank. Eines Tages kam ein Wanderbursch mit einer roten Feder am Hut vorbei. Der liederliche Bruder, welcher grade in einer lustigen Gesellschaft all sein Geld verloren hatte, rief ihn an und fragte, ob er nicht ein Spielchen machen wollte. Der Teufel, denn das war der Wanderer, war sogleich bereit und so spielten sie, da der liederliche Bruder kein Geld hatte, um die ewige Seligkeit: Wem konnte der Liederliche dies

Gut auch auszahlen! So glaubte er, aber plötzlich hatte er verloren und der Teufel nahm seine Seele mit fort. Am meisten freute sich der geizige Bruder, daß der Teufel seinen Mitbesitzer geholt hatte und wurde, wenn möglich noch geiziger. Nach einiger Zeit kam wieder derselbe Wanderbursch vorüber, und da der geizige Krugwirt ihn gleich wieder erkannte, holte er ihn in die Stube und bewirtete ihn vor lauter Angst mit den besten Dingen. Der Bursch ließ sich es gut schmecken. Während des Mahles aber sagte er zu dem Wirt, daß er natürlich auch bezahlen wolle, es fielen ihm ja auch nicht schwer, denn er besäße eine kleine, lederne Rolle, aus der könne er soviel Geld nehmen, wie er Lust hätte. Und richtig, er holte aus seiner schmutzigen Tasche ein kleines ledernes Röllchen, aus dem er die Zechen bezahlte, ja dem Wirt noch zwei Goldstücke schenkte. Sierig funkelten die Augen des geizigen Krügers. Das Ding mußte er haben! Aber um seine Seele hatte er doch Angst. Da machte ihm denn der Wanderer einen Vorschlag, der ihm genehm zu sein schien. Er solle die Geldrolle auf sieben Jahre geliehen bekommen, nach sieben Jahren wollte er wiederkommen, und

wenn der Wirt dann eine Arbeit für ihn gefunden hätte, die er Teufel nicht in einer Nacht schaffen könne, wollte er auf seine Seele verzichten. Nun ging ein gutes Leben für den geizigen Krugwirt an. Er zählte Tag und Nacht Geld aus der ledernen Rolle und hatte bald den ganzen Keller voll Gold. Hierbei vernachlässigte er natürlich seine Krugwirtschaft, und bald fuhren die Fuhrleute an seinem Haus vorüber, und nur schlimmes Volk kehrte bei ihm ein. Ueber der ersten Freude plagte den Krüger aber doch der Gedanke, welche Arbeit er wohl den Teufel geben könne, um seine Seele zu retten. Schließlich riet ihn ein alter Bauer, er solle man immer aus den umliegenden Feldern große Steine zusammentragen, damit sie der Teufel zerflüge und in dem Morast an dem Weg, der am Strom entlang führe, ein Pflaster mache. Das würde der Teufel bestimmt nicht in einer Nacht schaffen. Der geizige Krugwirt befolgte den Rat. Jahraus, jahrein sammelte er viele Steine. Als die sieben Jahre um waren, kam der Teufel beim letzten Strahl der sinkenden Sonne und forderte seine Arbeit. Der Geizhals zeigte ihm die Steine und befahl ihm, dieselben in einer Nacht zu zer schlagen und den Weg von

der Gollmüher Mühle bis zu seinem Gasthaus zu pflastern. Sofort war der Teufel mitten in der Arbeit, aber soviel Steine er auch zer schlug, immer wieder versank das Pflaster in dem morastigen Weg. Endlich hatte er die schlimmste Stelle überwunden, und er begann mit Windeseile den breiten Weg unter den Linden in Angriff zu nehmen. Schon schien er gewonnen zu haben, da fing der Hahn des Gollmüher Müllers, durch den Lärm aufgeweckt, an zu krähen. Voll Wut hörte der Teufel auf, weil er dachte, es wäre schon Morgen, warf die letzten Steine durcheinander und fuhr in die Hölle. Der geizige Krugwirt war gerettet, aber noch heute ist das Pflaster unter den uralten Linden unvollendet. Seine Reste sieht man durch Morast und die sandigen Stellen des Weges durchschimmern. — Das Teufelsgeld hat dem geizigen Krugwirt auch kein Glück gebracht. Hatte er schon vorher sein Anwesen vernachlässigt, so kamen nun Diebe, zündeten seinen Hof an und raubten das Geld aus dem Keller. Nur die alte Buche zeigt noch den Platz der Hofstelle und erzählt in dem leisen Rauschen ihrer Blätter von den Erlebnissen der alten Gollmüher Landstraße.

Die ersten Nachtigallen.

Von W. Groß.

Durch traumverhangene Bäume
gleitet der blutrote Mond,
tastet mit glühendem Scheine
hin, wo die Nachtigall wohnt.

Zitternd, aus lenzfrohen Kehlen,
lockt er den ersten Gesang,
von überquellenden Seelen
verströmt es so süß und bang'.

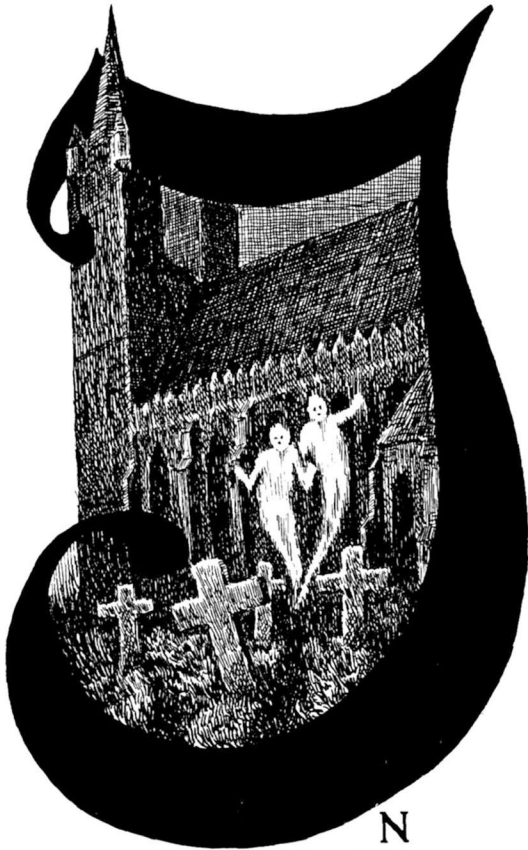
Heimlich hebt an weiches Klingen,
rauscht perlend auf voller Macht,
sprudelnd stürmt seliges Singen
durch frühlingsschwangere Nacht.

Gelb färbt der Mond seine Scheibe,
Neid sprüht sein goldfahler Schein. —
Aus einer schwarzgrünen Eibe
locken zwei Lieder den Mai'n.

Zwei Stimmen jauchzen darinnen,
klaaren und fleh'n hoffnungs schwer,
harren im bebenden Minnen. — —
Wird eine schweigen? Nie mehr!

Johanni-Nacht-Spuk.

Von Ernst Ziemendorf / Zeichnung von W. Keding.



N

Sanct Marien schlafen
Der alten Geschlechter viel.
Um große Hansen und Grafen
Wölbt sich die Steingruft kühl.

Der Pfaff im Goldbrokate,
Der Bürgersmann von Stand,
Der hohe Herr vom Räte:
Die ruhn hier beieinand'.

Der stiftete Altäre,
Der setzte Pfriinden aus,
Nur, daß man Raß gewähre
Zulezt in Gottes Haus.



Die Affenburg hieß läuten —
Man hört's noch heut, den Tag,
Und was es mög' bedeuten
Geht wohl des Fremdlings Frag'.*)

Es kündigten Epitaphen
Vom Pfeiler und von der Wand
Die Werke und Taten der Braven
Für Kloster und Kirche im Land.

Doch unter der Traufe der Dächer
Und soweit ihr Schatten fällt,
Da war mit Sünder und Schächer
Der Aker Gottes bestellt.

Berwest sind längst die Gebeine,
Die Kammern verfallen und leer,
Vertreten die Hügel — die Steine —
Man findet die Stätte nicht mehr.

Ein Glöcklein ist gehangen
Hoch in des Siebels Wand,
Des Klöppels Schläge schwingen
Sich längst nicht mehr zum Rand.

Doch in der Geisterstunde
Der Nacht auf St. Johann,
Da summt die erz'ne Kunde
Herab zum Kirchhofsplan.

Und wo St. Margareten
An St. Marien sich schmiegt,
Dort wo in letzten Betten
Manch armer Schächer liegt,

Dort, wo, wenn Stürme tollen,
Der Mantel flatternd weht,**)
Dort steigen aus den Schollen
Zwei von der Lagerstätt.

Die schauen scheu die Wände
Des ragenden Domes hinauf
Und stützen die linken Hände
Auf ihrer Schwerter Knauf.

Und in der Mäntel Falten
Verbergen sie den Stumpf —
Die einst das Schwert gehalten,
Die Rechte fehlt dem Rumpf.

*) Mittags 2 Uhr. Nach dem Kriege auch verstummt.

**) „Zuckmantel“. Alte Bezeichnung des von der Wittstraße auf den Marien-Kirchhof mündenden schmalen Ganges.

Das ist der Belz, der Grieben,
Die kamen böß zu Haus,
Weil statt der Pflicht, das Lieben
Als Trumpf sie spielten aus.

Sie fanden hier wohl ihr Bette —
Es waren Herrn von Stand —
Sie ruh'n an geweihter Stätte —
Doch — ohne die rechte Hand.

Die Hände, die geschworen
Dem Zöllern heil'gen Eid,
Verwirkt, am Bloß verloren,
Sie suchen sie zu zweit.

Den Kopf gefenkt, so wanken
Zum Stein sie Tritt um Tritt,
Späh'nd, wo die Hände sanken
Und weiter, Schritt für Schritt.

Sie schleichen durch Gassen und Gänge,
Sie lauschen an Mauer und Wand,
Sie spä'h'n durch der Zäune Gestänge,
Sie suchen — die Hand — die Hand.

Sie eilen, durchlaufen, durchhasten
Die Stadt von Tor zu Tor.
Die Stunde verrinnt, die sie gasten,
Sie lauschen zum Giebel empor.

Da wimmert von dorten her bange
Das Glöcklein wieder herab,
Da müssen von ihrem Gange
Die beiden wieder zu Grab.

So machen zur Geisterstunde
Aus ihrer Gruft erwacht,
Der Belz, der Grieben die Kunde
In jeder Johanninacht.



W. MEDING.

Jahre der Trübsal.

Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. / Von Bernhard Mähke.

1. Schlimme Botschaft.

„Der König hat dem Franzosenkaiser den Krieg erklärt. Das Prenzlauer Regiment rückt morgen aus!“ Mit diesen Worten stürmten die beiden Söhne des Predigers Büchsel in Schönfeld in das Stübchen ihres Freundes Christen. Dieser hatte unter dem Alten Fritz im Siebenjährigen Kriege tapfer mitgefochten, war Invalide geworden und wohnte nun in nächster Nachbarschaft des Predigerhauses. Es war Ende August des Jahres 1806.

„Ob die Franzosen auch zu uns kommen?“ fragte der jüngere der beiden Knaben.

„Das sollen sie wohl bleiben lassen!“ erwiderte der Invalide. „Noch leben unsere alten Generale, noch lebt Friedrichs Geist im Heere. Ihr sollt einmal sehen: Ehe das Regiment des Prinzen Friedrich Wilhelm von Braunschweig zum Heere stößt, ist der Krieg zu Ende, der Franzosenkaiser geschlagen. Schade, daß ich nicht dabei sein kann!“

Der alte Haudegen ahnte nicht, wie schnell sich die Vermutungen des Knaben bewahrheiten sollten. Schneller, als es jemand dachte, ging auch der erste Teil seiner Prophezeiung in Erfüllung. Das Prenzlauer Regiment war noch nicht lange auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen, als auch schon der Befehl zum Rückzuge kam. Die Schlacht bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober hatte Preußens Ruhm und Ehre auf lange Jahre hinaus vernichtet. Was keiner damals für möglich gehalten hatte, war eingetroffen: Friedrichs Heer vollständig geschlagen, auf der Flucht.

Nun jagte eine Unglücksnachricht die andere: Die Königin Luise ist am 18. Oktober mit ihren Kindern auf der Flucht vor den schnell vordringenden Franzosen in Schwedt eingetroffen und hat die erste Kunde von der Unglücksschlacht in die Uckermark gebracht. — Eilboten sind in Prenzlau angekommen mit Befehlen an den Landrat und den Magistrat, alles für die Unterbringung und Verpflegung der Garden vorzubereiten, mit denen Fürst Hohenlohe herannah, um sich bei Prenzlau mit den Korps Blüchers und des Herzogs von

Weimar zu vereinigen. — Feindliche Truppen sind am 26. Oktober in die Uckermark eingedrungen und haben den Baron von Hertefeld in Liebenberg vollständig ausgeplündert. — Am 27. mittags passierte der General Schimmelpfennig fluchtartig Prenzlau. Ihm folgende Versprengte der ihm unterstellten Kavallerieregimenter bringen Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Zehdenick. — Eine Horde Löffelgardisten hat in Zehdenick mit Plündern und Rauben furchtbar gehaust. — Rittmeister von der Marwitz hat durch reitenden Boten in Prenzlau 20 Tonnen Branntwein für die Truppen Hohenlohes nach Voitzenburg anfordern lassen. — Am Abend herrschte in Prenzlau große Aufregung. Von Voitzenburg her hat der Wind Kanonendonner und das Rollen des Gewehrfeuers herübergetragen.

„Jungs, glaubt das nicht! Das sind alles erstunkene Lügen!“ war und blieb des Invaliden Entgegnung, wenn ihm die Predigersöhne wieder eine neue Hiobsbotschaft brachten.

Als sie ihm am Vormittag des 28. Oktober wieder eine Nachricht überbrachten, wurden sie plötzlich durch heftige Donnerschläge unterbrochen.

„Es gibt ein Gewitter“, sprach der eine.

„Das ist Kanonendonner!“ rief der Invalide, erregt aufspringend. „Der kommt von Prenzlau her.“

Da sahen sie auch schon, wie der Prediger nach dem Kirchturm lief, in der Hand ein Fernrohr. Durch dieses gewahrte er durch die oberste Luke, wie in Prenzlau gewaltige Truppenmassen aus dem Blindower Thor hervorquollen und auf der Straße nach Pasewalk dahinzogen. Sollte das Hohenlohes Korps sein? Mit Schrecken mußte er wahrnehmen, wie die Granaten in die Stadt einschlugen. Die konnten nur aus französischen Geschützen stammen. Endlich kam Ruhe in die marschierenden Massen. Alles stand. — Was ging dort vor? Eine düstere Ahnung von einem furchtbaren Geschehen beschlich sein Herz.

Traurig verließ er den Turm. Mit Tränen in den Augen betrat er sein Haus und berichtigte den Seinen, was er gesehen hatte.

Als bald darauf seine Söhne ihrem alten Freunde davon erzählten, sagte der jüngere zum Schluß: „Paßt auf! Jetzt kommen die Franzosen doch noch zu uns.“

„Nimmermehr läßt die preußische Garde den Feind weiter vordringen. Gewiß hat sich Hohenlohe nur hinter die Stadt zurückgezogen, um den Franzosen außerhalb der Stadtmauern auf freiem Felde ein Gefecht liefern zu können. Ihr könnt es glauben, heute abend noch zieht er mit seinen Tapferen wieder in Prenzlau ein“, entgegnete der Invalide.

In diesem Augenblick ließ sich das Geräusch herangaloppierender Pferde vernehmen. Vom Schenkenberger Wege her preschte ein Reiter ins Dorf.

„Das ist doch ein Quitow-Kürassier!“ rief staunend der Alte. „Was gibt's?“ fragte er, als der Reiter dicht vor ihnen anhielt.

„Liegen Franzosen hier im Dorfe oder in der Umgegend?“

„Franzosen? Wo sollen denn um alles in der Welt hier Franzosen herkommen?“

„Also nicht?“ forschte ungeduldig der Kürassier.

„Nein!“ Ehe Christen noch weiter ein Wort von sich geben konnte, hatte der Soldat sein Pferd herumgeworfen und raste um die Ecke des Predigergartens den Weg zurück.

Bald darauf trabte eine größere Abteilung Kürassiere ins Dorf herein. Vor dem Predigerhause machte sie Halt. Der Anführer sprang vom Pferde und fragte den vor seiner Haustür erschienenen Prediger: „Sind wir hier auf dem rechten Wege nach Stettin?“

„Wenn Sie durch das Dorf reiten und rechts abbiegen, so kommen Sie geradenwegs über Klockow nach Carmzow und sind dann auf der Landstraße nach Stettin“, lautete die Auskunft.

„Ob der Weg noch frei sein mag von Franzosen?“

Da trat aus den neugierig umherstehenden Dorfbewohnern ein junger Mann hervor und sagte: „Ich bin vor kurzer Zeit erst aus Brüssow gekommen. Von Franzosen habe ich keine Spur gesehen, auch nichts von ihnen gehört.“

„Da hat also der Rittmeister von der Marwitz doch recht gehabt,“ ließ sich darauf der andere Offizier des Trupps vernehmen.

Der Prediger hat nun die Offiziere, in sein Haus zu treten, wollte auch für die Leute sorgen. Sie dankten für die Einladung, erklärten aber, sogleich weiter reiten zu müssen, wenn sie noch vor den Franzosen in Stettin eintreffen wollten.

„Sie tun ja so, als ob Ihnen die Franzosen schon auf den Fersen säßen. Wo ist denn Fürst Hohenlohe mit seinen Garden?“

„Der wird wohl schon kapituliert haben.“

„Unmöglich! Ein preußischer General, noch dazu der Höchstkommmandierende, wird sich doch nicht ohne Schwertstreich ergeben? Ist denn die feindliche Übermacht so groß?“

„Ich habe von einer Übermacht nichts gesehen. Allerdings hatten sich vor dem Blindower Tore französische Dragoner und ein Voltigeurs-Bataillon aufgestellt. Es können aber nicht viel mehr als 1000 Mann gewesen sein. Rittmeister von der Marwitz versicherte aber, er habe mit seinen eigenen Ohren gehört, wie Napoleons Schwager Mürat, der Großherzog von Berg, wiederholt zu Hohenlohe gesagt habe: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie von 100 000 Mann umzingelt sind. Darauf sagte von der Marwitz zum Fürsten: Was können uns die Franzosen nicht alles vorlügen!“

„Und was sagte der Fürst dazu?“

„Er erwiderte: Ich muß doch glauben, was mein Generalquartiermeister selbst gesehen hat!“

„Ist das nicht der Oberst Massenbach, von dem man munkelt, er sei ein großer Verehrer des Kaisers und verkappter Franzosenfreund?“

„Derselbe! Nach seinen Berichten mußte der Fürst tatsächlich annehmen, daß er von einer gewaltigen Übermacht eingeschlossen sei. Wie hätte er sich auch mit seinen 10 000 gänzlich ermatteten, halb verhungerten Leuten durch eine feindliche Armee von 60 000 Mann durchschlagen sollen; denn so viel sollten unter dem Befehle des Marschalls Lannes die Gegend zwischen Prenzlau und Stettin besetzt halten.“

„Wie wir nun erfahren haben, ist daran kein wahres Wort,“ rief der jüngere Offizier entrüstet aus. „Ich bleibe dabei: Massenbach ist ein Verräter. Er hat die Gutmütigkeit

und Leichtgläubigkeit des Fürsten durch seine betrügerische Beredsamkeit mißbraucht. Haben wir es doch oft genug erfahren, welchen geradezu dämonischen Einfluß er auf den Fürsten ausübte."

"Jedenfalls ist es gut, daß wir uns noch vor Bekanntgabe der Kapitulation aus dem Staube gemacht haben," fiel der Führer ein. "Doch nun vorwärts, Kürassiere! Auf nach Stettin, und wenn wir uns durch die feindliche Armee hindurchhauen sollen. Lieber den ehrlichen Reitertod aus Feindeshand als schmachvolle Übergabe!" Und fort wie der Sturm brauste die tapfere Schar.

2. Angebetene Gäste.

Schon am nächsten Tage erhalten die Schönfelder feindlichen Besuch. Die Soldaten dringen in die Häuser ein und nehmen alles, was nicht niet- und nagelfest ist, fort. Aus dem Predigerhause schleppen sie sogar Betten, Stühle und Tische heraus. Der alte Invalide steht vor der Tür seines Häuschens. Ohnmächtig ballt er die Fäuste. "Räuberbande infamigste!" knirscht er zwischen den Zähnen. Aus der Stube des Predigers dringt erregter Wortwechsel. Plötzlich kracht ein Schuß. Er hört den lauten Aufschrei einer Frauenstimme, jammervolles Weinen der Kinder. Was ist geschehen?

Bald darauf erscheint ein Offizier, der die Räuber mit der Reitpeitsche aus dem Hause treibt. Christen humpelt hinein, um zu sehen, wem der Schuß gegolten habe. Welch ein Bild des Jammers erblicken seine Augen! Auf einer Bank liegt totenbleich die Frau des Predigers. Weinend stehen die Kinder um sie her. Der Prediger, in Hemdärmeln und bloßen Strümpfen, bemüht sich um seine anscheinend leblose Gattin.

"Haben die Halunken die Frau Prediger erschossen?" ruft Christen angstvoll.

"Gottlob nicht!" erwidert der Vater. "Der Schuß galt mir. Ich sollte ihnen durchaus verraten, wo ich —."

In diesem Augenblick schlug die Kranke die Augen auf, blickte verstört um sich und fragte mit matter Stimme: "Sind die entsetzlichen Soldaten fort?"

"Sie sind alle fort, und wir sind alle wohl auf," beruhigte sie ihr Gatte.

"Gott sei Lob und Dank!" Nach diesen Worten schloß sie ihre Augen, und bald verrieten ihre ruhigen Atemzüge, daß sie in einen sanften Schlaf verfallen war.

Auf einen Wink des Hausherrn verließen alle still das Zimmer. Die beiden Knaben folgten dem Invaliden. Auf seine Frage, warum denn der Franzose nach ihrem Vater geschossen habe, erzählten sie ihm: "Vater wollte ihnen nicht verraten, wo er die Kirchengelder hat. Da schoß der eine los; die Kugel ging dem Vater durch den Rock dicht an der Brust vorbei. Dann rissen sie ihm den Rock und die Stiefel vom Leibe und flohen damit, als der Offizier kam. Mutter kam gerade dazu, als der Franzose auf den Vater schoß. Vor Schrecken wurde sie dann ohnmächtig."

"Solche Halunken! Das wollen Soldaten sein? Räuber sind es, ganz infamigste Banditen! Wehe uns, wenn sie alle so sind!" tobte der Alte.

Indessen hatten die Franzosen Fuhrwerke herbeigeschafft und sie mit dem geraubten Gute beladen. Die Bauern mußten vorspannen, und fort ging es in der Richtung Stettin. Ein Teil der Soldaten blieb als Einquartierung im Dorfe. Im Predigerhause waren einige unbewohnte Stuben, die den Offizieren als Wohnung zugewiesen wurden. Ein großes Glück für die Schönfelder war es, daß ihr Prediger geläufig französisch sprach, so daß er sich mit der Einquartierung verständigen und auch den Dolmetscher machen konnte.

Hatten die Schönfelder gehofft, daß es sich nur um eine vorübergehende Belästigung durch die Einquartierung handeln würde, so wurden sie mit allen Uckermärkern bald gar sehr enttäuscht. Wie staunten sie, als am letzten Trinitatissonntage ihr Prediger von der Kanzel folgende Verkündigung verlas:

"Es ist durch den Krieg das ganze brandenburgische Land diesseits der Oder, folglich auch unsere Uckermark, unter die Gewalt Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien Napoleon gefallen. Dessen Majestät haben nun alle bisherigen Landes-einrichtungen bekräftigt. Es soll also alles bleiben, wie es bisher gewesen ist. Es bleiben demnach alle Landesgesetze, d. h. was bisher verboten war, bleibt ferner verboten, was bis-

her geboten war, bleibt ferner geboten. Es bleiben auch alle landschaftliche und Ortsobrigkeiten. Es bleiben endlich allen Einwohnern, wes Standes sie sein mögen, ihre Gerechtigkeiten und Pflichten. Knecht und Magd müssen dienen wie sonst und erhalten ihren Lohn. Der Tagelöhner verdient und bekommt seinen Lohn, der Drescher den ausgemachten Scheffel, der Handwerker den bedungenen Preis, der Ackermann Bezahlung für das Getreide, das er zu verkaufen hat. Ebenso, wer eine Stube zu vermieten hat, erhält die Miete, wer einen Ackerhof verpachtet hat, erhält die Pacht, wer ganze Güter verpachtet oder bewirtschaftet, hat die Einkünfte davon. Wer sonst anderen etwas zu leisten oder zu geben hat, bleibt schuldig es zu geben. Dagegen soll auch jeder bei seinem Eigentum, bei seiner Hantierung, bei seinen Rechten nach wie vor geschützt und keinem etwas angetan werden, was wider Ordnung und Gesetz ist. Selbst einzelnen französischen Soldaten und Partien, welche keine gesetzmäßige Ordre aufweisen können, soll nichts gegeben, sie vielmehr zur Bestrafung angezeigt werden. Kurz, alles bleibt in der bisherigen Ordnung, und wer sich derselben nicht fügen wollte, würde mit Bestrafung und Gewalt dazu angehalten werden. Alle königlichen Einkünfte aber, die gewöhnliche Kontribution, Accise, Zölle und was sonst wäre, fallen dem französischen Kaiser zu und werden auf die Art und an den Orten entrichtet, wie es bisher geschehen ist."

Als die Leute aus der Kirche kamen, wurde natürlich lebhaft über diese Bekanntmachung gesprochen. Auf dem Nachhausewege fragte einer der Bauern den alten Invaliden: „Ja, Vadder, was sind wir denn nun? Sind wir Franzosen oder sind wir Preußen?“

Der Alte schlug sich mit der Faust auf die Brust, daß seine Kriegsgdenkmünzen klirrten und erwiderte einfach und fest: „Ich bin ein Preuße!“ — —

Ja, die Uckermark hatte nicht nur einen neuen Herrn, sondern auch einen neuen Namen erhalten. „La province de la marche Ukraine“ hieß sie jetzt, und zu ihrem Kommandanten ernannte Napoleon den Bataillonschef Harriette, der mit seinem Intendanten Petitchambelle in Prenzlau seinen Amtssitz nahm. Am 11. und 12. November waren sämtliche preussischen Beamten zum Behor-

sam gegen die Anordnungen des französischen Kaisers verpflichtet worden, und schon am 19. wurde die erste Kriegskostenrate im Betrage von 193 891 Talern auf die einzelnen Ortschaften in der Uckermark umgelegt.

Der Winter kam mit Schnee und Eis. Den ungeliebten Gästen schien es bei uns zu gefallen. Das Frühjahr 1807 kam mit Sturmesbrausen. Die Franzosen rührten sich nicht. Überall auf dem Lande begegnete man sorgenvollen Mienen. Die Saaten standen nicht gut; sie verhießen eine kärgliche Ernte. Sollte das Wenige, das zu erwarten stand, den Fremdlingen zugute kommen? Endlich eine frohe Botschaft: Am 9. Juli ist in Tilsit der Friede geschlossen. Was kimmerten augenblicklich den einzelnen die schmachtvollen Friedensbedingungen; nur ein Wunsch, eine Hoffnung belebte alle Gemüter: „Nun werden wir die französischen Truppen und Behörden endlich los; jetzt können wir wieder aufatmen!“

Leider erwies sich diese Hoffnung wieder einmal als eine trügerische. Die Franzosen blieben, und es schien, als ob die Uckermark jetzt erst recht die Lasten der Einquartierung kennen lernen sollte. Denn am 9. August erschien ein Tagesbefehl des Marschalls Viktor, des Oberbefehlshabers der Truppen in der Uckermark, der da bestimmte:

„Jeder Soldat hat täglich zu empfangen: 1½ Pfd. Militärbrot, 4 Unzen (¼ Pfd.) Weißbrot zur Suppe, 1 Pfd. Fleisch, 1 Pfd. grünes oder getrocknetes Gemüse, eine Bouillante Bier und dreimal wöchentlich eine bestimmte Menge Branntwein. Der Unteroffizier hat 1½ Pfd. Fleisch zu fordern. Für jedes Pferd sind täglich mindestens 10 Pfd. Heu, 10 Pfd. Stroh und 2 Meßen Hafer zu liefern.“

Im September und Oktober zogen Bayern, Napoleons Verbündete, in die Uckermark ein. Schönfeld wurde Stabsquartier des Bataillons von Dallweg, das mit 21 Offizieren, 822 Mann und 24 Pferden in 28 Dörfern des nordöstlichen Teiles des Kreises zwischen Randow und Ucker einquartiert wurde. Die Ernte war noch kärglicher ausgefallen, als man befürchtet hatte. Da wollte manche Hausfrau schier verzweifeln, wenn sie daran dachte, wie es ihr gelingen sollte, mit ihren knappen Vorräten nicht nur ihre Ein-

quartierung, sondern auch noch durchziehende Soldaten zu verpflegen. Wie schnitt es mancher Mutter ins Herz, wenn ihre Kinder um ein Stückchen Brot, um ein paar Kartoffeln bettelten. Mußte sie doch zufrieden sein, wenn sie ihnen einige trockene Brotkrusten reichen, ihnen aus Kartoffelschalen eine Suppe kochen konnte. — Die Bayern wurden im Dezember von französischen Truppen abgelöst, die im allgemeinen in ihren Ansprüchen bescheidener und leichter zu befriedigen waren. Kamen ja Ausschreitungen vor, so hatten die Übeltäter strenge Bestrafung durch ihre Vorgesetzten zu gewärtigen.

Endlich war das Stettiner Lager fertig gestellt. Gern gab die Gemeinde den abziehenden Soldaten die geforderten Kochgeräte, Töpfe, Schüsseln, Teller, Gläser, Löffel aus Holz und Blech mit. So wurden die Udermärker die Einquartierung zwar los, nicht aber die Sorge für deren Unterbringung und Verpflegung. Durch die Lagersteuer, die sie nun aufzubringen hatten, und die für das platte Land der Udermark in zwei Monaten 21 340 Taler betrug, wurden sie gar unfaßlich immer wieder daran erinnert, daß die Festungen Stettin und Küstrin noch französische Besatzungen bargen. Erst Anfang November 1808 verließen die letzten Franzosen die fast völlig ausgejozene Udermark.

3. Der Komet von anno 11.

„Vater Christen, habt Ihr gestern abend den Kometen am Himmel gesehen?“ fragten die Predigerjöhne den Nachbar eines Tages.

„Ja. Mir will er aber gar nicht gefallen.“

„Aber der sieht doch ganz prächtig aus.“

„Das schon — aber, aber! Paßt auf! Der bringt uns nichts Gutes. Ich befürchte, wir kriegen wieder Krieg. Habt ihr denn nicht gesehen, daß der lange, feurige Schweif wie ein riesiger Säbel aussieht?“

„Vater sagt, das mit dem Krieg sei Aberglaube,“ behauptete der ältere Knabe.

Der Alte ließ sich nicht beirren, sondern fuhr fort: „Meine Großmutter hat in ihrer Jugend auch einen Kometen gesehen und damals viel Unglück erlebt. Wenn sie darauf zu sprechen kam, sagte sie immer zu uns: „Merkt Euch das Sprüchlein:

Groß Hiß, dürre Zeit, Unfruchtbarkeit,
Krieg, Raub, Mord, Aufruhr, Neid und
Streit,
Frost, Kälte, Sturmwetter, Wassersnot,
viel hoher Leute Abgang und Tod.
Solch Unglück insgesamt entsteht,
wenn ein Komet am Himmel geht.“

Sollte Christen recht behalten? Gerüchte durchschwirrten das Land: Napoleon will mit einem mächtigen Heere nach Rußland ziehen. Im Monat Oktober kamen Nachrichten über gewaltige Transporte von Kanonenkugeln und sonstiger Munition, die durch Zehdenick weiter nach dem Osten gingen. Das dauerte bis Ende März 1812. Dann begannen ungeheure Truppenmassen sich durch Deutschland gegen Rußland zu wälzen. Fast ein Drittel der über 600 000 Mann starken „Großen Armee“ waren Deutsche, darunter 20 000 Preußen, die der König Friedrich Wilhelm dem Franzosenkaiser als Hilfstruppen stellen mußte. Die meisten Franzosen waren voll fester Siegeszuversicht. Aber manch einem wollte dieser Kriegszug nicht recht geheimer vorkommen. Es hatten sich doch mancherlei bedenkliche Anzeichen beim Auszuge der Truppen aus Frankreich gezeigt. Wie freudig hatten sonst die Pferde gewiebert, wenn es in den Krieg ging! Diesmal ließen sie traurig die Köpfe hängen. Auch daß die Krähen und Raben die marschierenden Truppen begleiteten, wollte den alten, kampferprobten Soldaten des Kaisers nicht gefallen. Viel lieber hätten sie es gesehen, diese Vögel der Walfstätt wären ihnen entgegengeschlogen.

Nach dem Vertrage, den der König am 24. Februar mit Napoleon abschließen mußte, hatte Preußen nicht nur den Durchzug der Truppen zu gestatten, sondern auch deren Verpflegung zu übernehmen. Bis Mitte Juli dauerte der Durchmarsch der Franzosen und ihrer Verbündeten durch die Udermark. Das war wiederum eine furchtbare Heimfuchung. Tausende und Abertausende wollten nicht nur den schlimmsten Hunger gestillt haben, sondern alle, vom Marschall bis zum Trommler, verlangten das Schönste und Beste. Wie die Wahnsinnigen aßen sie, als ahnten sie, daß sie gar bald dem graufigen Hungertode verfallen sein würden. Ja, wenn noch alles in Hülle und Fülle vorhanden gewesen wäre.

Doch war schon 1810 die Ernte sehr mager ausgefallen, und das Jahr 1811 hatte eine vollständige Mißernte gebracht.

Während der Truppendurchzüge durch Schönfeld war der Prediger eines Tages mit seinem Sohne im Garten. Da hörten sie wieder einmal kriegerische Musik erschallen. Ein Kavallerieregiment ritt von Klockow her über den Berg ins Dorf, wo es vor dem Predigerhause halt machte. Der Oberst sprang vom Pferde, durchschritt das Haus, kam in den Garten und ließ sich vor dem Prediger auf die Knie nieder. „Verzeihung!“ rief er mit bewegter Stimme. War dem Knaben schon das sonderbare Gebaren dieses stattlichen, im glänzendsten Kriegsschmucke prangenden Mannes aufgefallen, so wußte er sich das Verhalten seines sonst so gütigen, menschenfreundlichen Vaters gar nicht zu deuten. Der hatte nämlich dem Fremden ins Angesicht geschaut, sich darauf von ihm weggewandt und — ausgelesen. Mit Tränen in den Augen erhob sich der Offizier und wandte aus dem Garten. Bald darauf zog er an der Spitze seines Regiments weiter nach Rußland.

Als der Prediger am Abend im Kreise der Seinen saß, sprach er zu seinem Sohne: „Du bist wohl heute an deinem Vater irre geworden? Hüte dich, daß ich nicht einmal gezwungen werde, gegen dich ebenso zu handeln.“

„Vater, der Mann hat dich doch um Verzeihung. Hat er dir denn etwas Böses zugefügt? Wie konnte dieser hohe französische Offizier überhaupt wissen, daß du hier wohnst?“

„Er ist uns kein Fremder; es ist ein Sohn meiner Schwester, also euer Vetter. Warum ich vor ihm ausspie, möchtest du wissen? Weil er im Dienste unseres Unterdrückers steht und es wagte, in der verhassten Uniform mir zu nahen. Wäre er als Bettler in Lumpen gekommen und hatte mich um Verzeihung gebeten, ich hätte sie ihm gewährt. Einem Vaterlandsverräter aber kann ich nicht verzeihen!“

„Ja, was solltest du ihm denn verzeihen?“ fragte die Tochter.

„Er hat in seiner Jugend als Handlungsdiener durch Veruntreuungen große Schande über unsere Familie gebracht. Um sich der wohlverdienten Strafe zu entziehen, ist er

dann über die Grenze gegangen. Seitdem war er für uns verschollen, und ich wünschte, ich hätte ihn nie wiedergesehen.“ — —

Anderer Truppen kamen und gingen, ein Regiment immer glänzender als das andere. Hauptsächlich waren es Verbündete, darunter Portugiesen und andere Südländer, die mit wenig freudigen Gefühlen den Weg nach den eifrigen Gefilden Rußlands nahmen. Daß beim Anblick dieser fast endlosen Heereschlange vielen der Mut sinken wollte, läßt sich wohl verstehen. So war auch einer der Patrone des Predigers ganz verzagt und zweifelte, daß Preußen sich jemals wieder würde befreien können. Dem Prediger jedoch war es ganz gewiß, daß das Ende der Herrschaft Napoleons bevorstehe.

„Wetten wir um ein Fäßchen Wein!“ rief der Gutsbesitzer aus. „Werden die Franzosen in Rußland geschlagen, so bezahle ich es. Zieht Napoleon in Petersburg ein, so müssen Sie es beschaffen.“ Die Wette wurde auch wirklich abgeschlossen.

Der Sommer verging, der Herbst nahte. Aus Rußland kam eine Siegesnachricht nach der andern. Die Russen wichen immer weiter in das Innere ihres Landes zurück. Am 14. September zog Napoleon in das heilige Moskau ein. Hier sollten seine Truppen Winterquartiere beziehen und sich von allen Anstrengungen und Entbehrungen erholen.

„Nun, Herr Prediger, wie steht's mit dem Wein?“ fragte eines Sonntags der Gutsbesitzer.

„Den hoffe ich immer noch von Ihnen zu bekommen. Noch ist es nicht aller Tage Abend“ lautete die ganz zuversichtliche Antwort.

Als dann um Weihnachten gewisse Nachrichten von dem Brande Moskaus, von der schrecklichen Flucht über die Beresina und vom Untergange der Großen Armee auch in die stillen Dörfer der Uckermark drangen, da schickte Büchsel seine beiden Söhne zu dem Gutsbesitzer, um ihn an seine Wette zu erinnern. Einige Tage darauf kam das Fäßchen Wein aus Stettin an. Es wurde angebohrt und das erste Glas auf das Wohl des Königs geleert.

Ja, der stolze Kaiser war auf der Flucht nach Paris. Als in den ersten Tagen des Jahres 1813 die Schneeflocken in dichten

Massen herniederschwebten und die Erde wie mit einem Leichentuche bedeckten, kehrten die Reste der stolzen französischen Armee in kläglichem Zustande zurück. Viele dieser Jammergestalten, von denen auch ein Teil durch unsere Gegend schwankte, glichen mehr wandelnden Leichen als lebendigen Menschen. Ihnen folgten die Kosaken, denen Furcht und Schrecken den Weg bereiteten.

Am einem Sonntage hielt vor dem Predigerhause das Fuhrwerk, das den Geistlichen nach Kleptow zum Gottesdienste bringen sollte. Den beiden Bauernpferden Maß und Pudel sah man es deutlich an, daß sie Hunger- und Notjahre durchgemacht hatten. Der Prediger setzte sich auf das im Wagen liegende Bünd Stroh, das mit einer Pferdedecke belegt war. Neben dem Kutscher nahm der jüngere der Predigerjöhne Platz, und nun ging es in gemüthlichem Trott zum Dorfe hinaus. Vor dem Dorfe begegnete ihnen der Invalide, der dem Knaben lustig zurief: „Bringe mir einen Kosaken mit!“

Bald nach dem Mittagessen erschienen die beiden Brüder beim Nachbar. „Na, wo hast du denn den Kosaken?“ fragte er den Kleinen. „Oder sind noch keine zu sehen?“

„Ja, gesehen habe ich einen. Dicht bei der Kleptower Windmühle sahen wir einen Mann auf hohem Sattel auf einem kleinen Pferde mit langem Schweif und langer Mähne. Er war in einen schlechten grauen Mantel gehüllt und hielt eine lange Pike in der Hand. Kaum hatte er uns erblickt, so kam er auch auf uns zugeritten.“

„Da hast du wohl schöne Angst gehabt, daß er dich mitnimmt?“

„Na, das könnt Ihr Euch denken. Am liebsten wäre ich vom Wagen gesprungen und davongelaufen. Er muß wohl meine Angst gesehen haben; denn er gab mir mit seinem Kanttschu einen leichten Schlag. Wißt Ihr, im Ernst möchte ich mit dem Dingen keine Bekanntschaft machen.“

„Hoffentlich treiben sie nun bald alle Franzosen aus dem Lande heraus!“ lautete des Alten Entgegnung. „Zeit wird es.“

4. Letzte Einquartierung.

Eines Abends saß die Predigersfamilie um den Tisch. Der Vater las, seine Söhne lernten aus ihren lateinischen Büchern, die

Töchter nähten und strickten. Die Mutter ruhte schon einige Jahre draußen auf dem Friedhofe, auch ein Kriegssopfer. Der damals auf ihren Gatten abgefeuerte Schuß hatte sie so in Schrecken versetzt, daß sie sich nie wieder erholen konnte.

Tiefe Stille herrschte im Zimmer. Da, plötzlich Pferdetrappel! Vor der Haustür hält es an. Der Vater geht hinaus. Aller Augen sind gespannt auf die Thür gerichtet. Sie tut sich auf, und herein wandt, von ihm sorgsam gestützt, eine Jammergestalt. Den Kleidern nach hätte man sie für eine Frau halten können, wenn nicht die Reste einer Uniform den Soldaten verraten hätten. Die Füße waren notdürftig mit Lumpen bewickelt; in dem dicht verhüllten Gesicht waren fast nur die Augen zu erkennen.

Auf der Bank, welche die Stelle des Sofas vertrat, wurde der Ankömmling weich gebettet. Nachdem er mit Speise und Trank gestärkt worden war, wurde er entkleidet oder — richtiger gesagt — entlumpet; denn Kleider konnte man die Zeugnisse kaum noch nennen, die seinen zum Gerippe abgemagerten Leib bedeckten. Danach wurde er mit sauberer Wäsche versehen und in eines der Zimmer geschafft, die einst den französischen Offizieren als Quartier gedient hatten. Längere Zeit mußte er unter großen Schmerzen das Bett hüten, waren ihm doch Füße, Ohren und Nase vollständig erfroren. Aber die sorgsame Pflege, die ihm zuteil wurde, und seine kräftige Natur verhalfen ihm nach und nach zur Genesung. Viel trug dazu bei, daß er nach einer längeren Aussprache mit seinem Oheim dessen völlige Verzeihung erlangt hatte.

Die beiden Knaben kümmerten sich während der Zeit um ihren alten Freund im Nachbarhause sehr wenig. Viel lieber leisteten sie ihrem Vetter Gesellschaft, der ihnen zur Warnung seine Lebensgeschichte erzählte, von seinem Fehltritt, seiner Flucht über die Grenze, wie er französischen Werbem in die Hände fiel und im Dienste Napoleons gegen die Spanier gekämpft hatte. Und daß er kein Feigling gewesen war, bewiesen seine zahlreichen Kriegssorden. Kam er dann wieder einmal auf den Zug nach Rußland zu sprechen, so überließ seine jungen Zuhörer doch manchmal das Gruseln, wenn er in seiner lebendigen, an-

schaulichen Art all die schrecklichen Erlebnisse schilderte.

So war der Monat März herangekommen. Der 15. brachte die schon lange erwartete Kriegserklärung des Königs an Napoleon. Am 17. erschien der Aufruf „An mein Volk“. Zugleich wurde das Landwehrgesetz bekannt gemacht. Als der Prediger seinem Nefsen den Aufruf brachte, hatten beide eine längere Unterredung. Nun begann im Hause ein eifriges Nähen und Stricken. Mit Unterstützung guter Freunde gelang es, dem ehemaligen französischen Obersten die vollständige Ausrüstung eines Kriegsfreiwilligen zu beschaffen. Als alles fertig war, machte er sich auf den Weg nach Stralsund, wo er als gemeiner Soldat in das preußische Heer eintrat.

5. Ende gut, alles gut.

Der alte Invalide war nun in seinem Elemente, war ihm doch die Einübung des Landsturms von Schönfeld und den Dörfern der Umgegend übertragen worden. Tischler, Stellmacher und Schmiede hatten alle Hände voll zu tun, um die nötige Anzahl Piken, 8 Fuß lange Stangen mit 6 Zoll langen, spitzen Beschlügen, anzufertigen. Der alte, erfahrene Krieger schonte sie nicht, die Alten und die dem Knabenalter kaum Entwachsenen. Nicht eher gab er sich zufrieden, bis im Gebrauch der Lanzen und im Sturmlaufen alles klappte. War doch dem Landsturm der Schutz der Heimat anvertraut, und wer konnte es wissen, ob die Franzosen, die noch in Stettin saßen, nicht eines Tages den Belagerungsring durchbrachen, den Tauentzien mit seinen Truppen um die Festung gelegt hatte.

Es ist im Monat April. Alles arbeitet im Schweiß seines Angesichts auf dem Felde, um das tägliche Brot zu beschaffen. Noch einmal so leicht geht jetzt dem Landmann die Arbeit vonstatten, weiß er doch, daß er seine eigenen Landsleute und nicht mehr den Feind mit Nahrung zu versorgen hat. Da horch! Glockentöne? Nicht gleichmäßiges Geläute, einzelne schwere, wuchtige Schläge. Das ist die Sturmglöcke, die den Landsturm zum Sammeln ruft. Bald eilen von allen Seiten die Landstürmer herbei, alle tragen auf dem Armel ihres Sonntagsrockes die rote Bataillonsnummer. Auf dem bestimmten Sammelplatze ordnen sie sich in Reih' und Glied.

„Was ist los? Warum wurde gestürmt?“

„Die Franzosen sind aus Stettin ausgebrochen; der Landsturm soll sie zurückjagen helfen.“

Da erscheint der Prediger im Amtskleide. Er ist, wohl wegen seiner bekannten Begeisterung für die Erhebung Preußens, zum Feldprediger des Landsturms ernannt worden. Nachdem er hier auf freiem Felde einen kurzen Gottesdienst abgehalten hat, setzt sich das Korps in Bewegung. Da keiner weiß, wie lange er von Hause wegbleiben muß, ist für die nötige Verpflegung mit Brot und Speck gesorgt worden, die eine Reihe von Wagen dem Zuge nachfährt. Glücklicherweise bewahrheitete sich die Nachricht von dem Ausbruche der Franzosen nicht, und unsere Helden konnten vergnügt in ihre Heimatdörfer zurückkehren.

Am Abend ließ sich der Invalide Bericht erstatten. Zu seinem grenzenlosen Erstaunen erfuhr er, daß der Landsturm sich mehr und mehr verringerte, je näher sie Stettin kamen.

„Wo sind denn die niederträchtigen Drückeberger geblieben?“ rief er erbost.

„In jedem Wäldchen, in jedem Dorfe blieb eine Anzahl zurück“, wurde ihm zur Antwort.

„Kreuzhimmeltausenddonnerwetter!“ schrie er zornbevend. „Man merkt, daß Ihr nicht unter der Fuchtel gestanden habt, sonst wäre ja etwas nicht geschehen. Das ist ja die reine Fahnenflucht.“

Er beruhigte sich erst etwas, als ihm einer erklärte: „Vater Christen, das ist alles schön und gut; aber sagt doch selber, was sollen wir denn mit unsern Piken gegen die Gewehre und Kanonen der Franzosen ausrichten!“ —

Groß und klein versammelte sich nun gar nach getaner Tagesarbeit unter den Linden vor dem Predigerhause, um zuzuhören, was ihnen der Prediger aus den Zeitungen oder aus Berliner Briefen über den Siegeszug der Verbündeten vorlas. Besonders groß war der Jubel über die Nachricht, daß das französische Heer bei Leipzig in einer dreitägigen blutigen Schlacht vollständig geschlagen worden und Napoleon nach Frankreich geflohen sei. Unächtigen Herzens zogen alle ins Gotteshaus zum Dankgottesdienste.

Wieder war ein Jahr vergangen. Der 14. April 1814, der zweite Ostertag, war herbeigekommen. Da verkündeten blasende Postillione, das Geläut der Kirchenglocken und das Krachen der Böllerschüsse den Uckermärkern die Einnahme von Paris. Napoleons Herrlichkeit war zu Ende.

Einige Wochen später prangte das Schönfelder Predigerhaus im Schmucke grüner Laubgewinde. Schon früh waren die männlichen Bewohner in die Stadt gefahren. Als

sie zurückkehrten, saß neben dem Prediger ein schmucker Offizier, dessen Brust das Eiserne Kreuz zierte. Freudig wurde der heimgekehrte Better von den Töchtern des Hauses begrüßt. Nun folgten Wochen erquickender Ruhe und Erholung.

Eines Tages trat der Gast freudestrahlend vor seinen Oheim. In der Hand hielt er ein amtliches Schreiben, seine Berufung als Bürgermeister einer kleinen Stadt.

Das heilige Paar.

Von Ernst Ziemendorf.

Wohl hin durch die Wälder,
Wohl über die Heid',
Da wandert ein Jungpaar
Zur nächtlichen Zeit.

Maria und Josef,
Der Zimmergesell,
Die wandern zur Schatzung
Auf Kaisers Befehl.

Maria, holdselig,
So müde, so blaß,
Ein Eiselein trägt sie
Durch Moos und durch Gras.

Die Hälmelein neigen
Sich unter dem Tritt,
Am Wegrand die Weiden,
Die beugen sich mit.

Es seufzet Maria
Und fraget so bang:
„Ach Josef, Du Liebster,
Der Weg noch wie lang?“

Es schreitet der Josef
Noch wackerer aus.
„Maria, Bielliebe,
Bald sind wir am Haus!“

„Es flimmern und leuchten
Der Sterne gar viel,
Der eine, der hellste,
Der führt uns ans Ziel.“

„Das Dach, dem er strahlet,
Soll Herberg' uns sein,
Dort schlag' ich zum Weilen
Die Zimmeragt ein.“

Da hellt es wie Sonne
Marias Gesicht,
Da hat sie herzfreudig
Das Aug' drauf gericht't.

Nun geht es zu Tale —
Nun sind sie am Ziel,
Nun schläget der Josef
Die Art in den Stiel.

Und öffnet die Pforte,
Der Stern strahlt hinein,
Da meinet Maria
Im Himmel zu sein.

Und ehe der Morgen
Der Schatzung ertagt,
War Mutter des Heilands,
Maria, die Magd.

Der Ehre halber.

Nach dem Volksmunde von R. Sendke-Prenzlau.

Ein Landrat, der eine Inspektionsreise durch seinen Kreis machte, kam in ein Bauerndorf und fragte einen vor seinem Hause stehenden Besitzer nach der Wohnung des Ortschulzen. „Doar woahnt de Spißbub,“ antwortete dieser und deutete mit der Hand auf ein schräg gegenüber liegendes Gehöft. „So, so!“ dachte der Landrat, als er die Richtung nach seinem Ziele einschlug. Im Schulzenamte überzeugte er sich bald davon, daß der Gemeindevorsteher ein sehr korrekter

Mann war, der in jeder Hinsicht strenge auf Ordnung hielt. „Nun, mein lieber Schulze,“ fragte er, als er sich bei bester Stimmung verabschiedete, „Ihr Amt bringt wohl einen schönen Groschen ein?“ „Ach nä, Herr Landroat,“ erwiderte dieser „inbringen deit datt nüscht, awer man hett doch de Ehr doarvan.“ „Ja, ja, die hat man,“ schmunzelte der Landrat, „davon habe ich mich überzeugt, als ich vorhin nach Ihrer Wohnung fragte.“

Die deutschen Rückwanderer aus Rußland.

Ein Beitrag zur sozialen Fürsorge des Roten Kreuzes. / Von Frau von Lettow-Vorbeck, Prenzlau.

Den Deutschen zum Abschied.

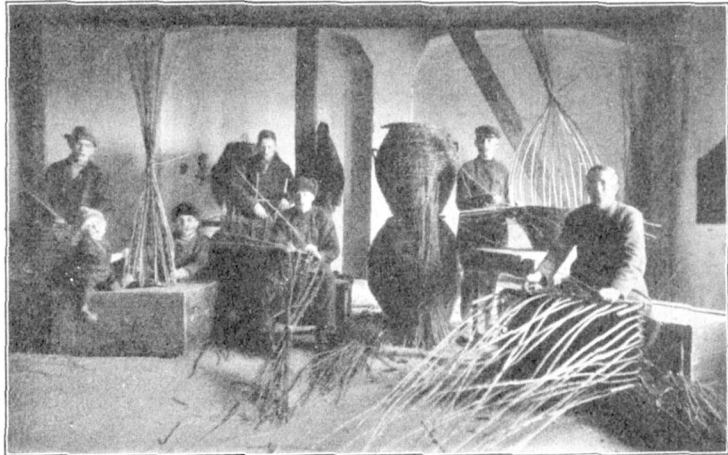
Es geht die Sonne Gottes auf
In allen Erdenbreiten,
Sie schreitet täglich ihren Lauf
Zum großen Wegbereiten.
Der einstmal's schöpfend sie entbrannt,
Weißt sie durch seine Welten,
Und wo sie scheint, ist Vaterland
Und Raum zu Heimatzelten.

Drum suche nur getrost ein Dach,
Du Schar, an fremder Küste.
Der Dir Ägyptens' Fronen brach,
Der führt auch durch die Wüste.
Wie er dem Mose sich beugte,
So stärkt er seinen Mannen
Die Knie, die sich nicht gebeugt
Dem Baal der Tyrannen.

Sein ist das Reich und sein die Kraft,
Sein sind die Herrlichkeiten.
Er kann noch heut mit Meisterschaft
Ein Kanaan bereiten.

Bald endet Euer Wüstenang,
Bald werdet Ihr zu Füßen
Wie Israel vom Nebohang
Die neue Heimat grüßen.

Ernst Ziemendorf.



Korbflechterei im Prenzlauer Lager.

Vor mehreren hundert Jahren, besonders im 16. Jahrhundert, sind viele deutsche Familien nach Rußland ausgewandert. Nach dem Weltkriege wurden die Deutschstämmigen, die in Rußland festhaft geworden waren, wegen ihres Glaubens in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit hart bedrängt und in schrecklicher Weise drangsaliert. Sie faßten den Entschluß, Hab und Gut zu verlassen und sich eine neue Heimat zu gründen. Ihr Ziel war Kanada. Da sich die Pläne nicht alsbald in die Tat umsetzen ließen, suchten sie zunächst in ihrem Mutterlande, Deutschland, Schutz und Unterkunft. So setzte Ende des Jahres 1929 der Rückstrom der Deutschen aus Rußland ein. Die Flüchtlinge, etwa 6000, wurden zunächst in großen Konzentrationslagern untergebracht. Das war aus hygienischen Gründen notwendig, denn die lange Zeit der Not und Entbehrung, die die Rückwanderer zu überstehen hatten, barg die Gefahr des Ausbruchs von Seuchen in sich. Daß die strenge Ueberwachung berechtigt war, bewiesen die vielen Todesfälle unter den Kindern.

Auch in Prenzlau wurde ein Lager eingerichtet. 1700 Rückwanderer fanden in den Räumen der leerstehenden Kasernen Unterkunft. Die Leitung des Lagers, das vom Reich unterhalten wurde, lag in den Händen des Majors Rautmann.

Die Flüchtlinge waren Leute der Einsamkeit. In den letzten Jahren haben sie weder Schule noch Kirche halten dürfen. Sie haben für ihren Glauben, die deutsche Sprache und für die deutsche Art gelitten. Manch einer mag heute

noch schmachend in den graußigen Kerker Rußlands liegen oder seine Treue mit dem Tode haben büßen müssen. Viele, viele Familien sind zerstört oder zerstreut. Ein trauriges Los, das unseren deutschen Schwestern und Brüdern beschieden wurde! Es ist anzuerkennen, daß die Leute trotz aller Trübsal und Not ihr Deutschtum und ihren Glauben nicht verleugnet haben. Mit Stolz bekannten sie: „Wir sind Deutsche!“

Die Anteilnahme der Bevölkerung des Kreises an dem Schicksal ihrer Landsleute war außerordentlich groß. Von allen Seiten gingen Liebesgaben ein. Alle Gaben konnten gut verwertet werden. Es fehlte fast an allem. Die bedauernswerten Flüchtlinge hatten meist nur das nackte Leben gerettet und waren notdürftig gekleidet.

Ein Hilfsausschuß „Brüder in Not“ vom Roten Kreuz, bestehend aus je einem Mitglied der Rotenkreuz-Organisationen, sowie zwei Geistlichen der hiesigen Kirchen, richtete einen ständigen Hilfsdienst im Lager als ergänzende Fürsorge ein.

Der Ausschuß sah seine Aufgabe darin, die Lage der Flüchtlinge nach Möglichkeit zu erleichtern und sie zur Arbeit anzuhalten. Vorbildlich war die Liebesgabenausgabe. Besondere Handwerkerstuben wurden eingerichtet, überall wurde emsig gearbeitet, selbst die alten Leute waren tätig. Es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit und Geschicklichkeit die Flüchtlinge die ihnen gestellten Aufgaben beherrschten. Sie arbeiteten in den Korbflechtereien, Nähstuben, Strickstuben, Barbierstuben, Tischlereien, Schusterwerkstätten,

Flicktuben usw. Nur so war es möglich, das Lager mit verhältnismäßig geringen Mitteln zu unterhalten. Aber auch für Erholung und Erbauung wurde gesorgt. Spiel und Sport im Freien brachten Abwechslung, Erholung und Ver-

rungen entsprachen, untergebracht und unterstanden ständiger ärztlicher Aufsicht und Fürsorge. Die Schwestern wurden vom Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz gestellt. Leider stellte sich unter den Kindern Lungenentzündung ein, wohl infolge der großen Strapazen und Entbehrungen, denen sie lange Zeit ausgesetzt waren. Viele Kinder wurden auf dem Friedhofe in Prenzlau beigesetzt und fanden dort die Stätte der ewigen Ruhe. Jede Grabstätte bekam ein Kreuz, das in den Werkstätten gearbeitet wurde.

Die Abwanderung nach Kanada und Paraguay setzte verhältnismäßig schnell ein, so daß das Lager über Erwarten bald geräumt werden konnte. Der kleinste Teil wurde dann nach Hammerstein verlegt.

Mühe und Arbeit für die Flüchtlinge sind nicht umsonst gewesen. Die so schwer Geprüften konnten täglich erfahren, daß sie nicht einsam und verlassen waren, daß vielmehr ihre deutschen Schwestern und Brüder mit ihnen fühlten und lebten. So wurde ihnen die Bürde der schweren Prüfung leichter, und im Vertrauen auf Gott sahen sie der Zukunft hoffnungsvoll und getrost entgegen. Die vielen Briefe, die uns von den Flüchtlingen von drüben zugegangen sind, zeigen, daß sie gern an die Zeit im Prenzlauer Flüchtlingslager zurückdenken.



Barbierstube im Prenzlauer Lager.

gnügen. Der Kindergarten wurde gern benutzt. Auch eine Lesestube war vorhanden. Ihrer Religion konnten die Flüchtlinge frei und unbehindert nachgehen. Die Kirche nahm sich der Flüchtlinge an und hielt häufig Gottesdienste ab. Eine besondere Freude wurde ihnen dadurch zuteil, daß sie Weihnachten im Lichterglanz nach alter deutscher Sitte feiern durften.

Die Kranken wurden in der Krankenstation und in Baracken, die allen hygienischen Anforder-

Liebe.

Von Katharina Bloß.

Ich trage mein Herz wie einen übervollen Becher mit beiden Händen
Dir entgegen.

Du stehst unter einem goldenen Herbstbaum auf dürrem Rasen und hebst
wortlos die Arme.

Ich gieße den Becher, einer Opferschale gleich, auf die Erde zu Deinen Füßen
wie auf einen Altar.

Und sieh, das welke Gras beginnt zu grünen, und tausend Blumen blühen
zwischen Dir und mir!

Heimatgeschichte, ihr Sinn und Wesen.*)

Von Dr. Werner Lippert.

Antwort: „Wem die Elbe nichts sagt,
dem sagen auch Rhein, Donau,
Ganges und Mississippi nichts.“
Gorch Fock.

Erzählt die Geschichte von Ländern und Landschaften, von Völkern und Volksstämmen, die man nicht überschauen kann, so wie sie von Zeiten berichtet, die längst geschwunden und deren Denkmäler nur im Bilde oder im Schrifttum anzuschauen sind, so dehnt sich alle Landschaft, über welche die Heimatgeschichte dahinflutet, dinglich und farblich vor unsern Augen; und dinglich und farblich, weil unmittelbar vor uns stehend und so in die Gegenwart hineinragend, sind auch die Ueberreste aus der Geschichte der Vergangenheit, welche die Heimat hegt. Haltet der Staats- und Weltgeschichte immer etwas Verallgemeinerndes, oft Unanschauliches an und laßt „Allgemeine Geschichte“ gerade darum immer wieder Gefahr, in Wörtern, Büchern und Landkarten zu erstarren, so ist Heimatgeschichte an der heimatischen Landschaft veranschaulicht, durch sie belebt, allezeit mit ihr unzertrennlich verbundene Geschichte. Und wer darum in der Heimatwelt lernte, eine landschaftsnahe Geschichte an das räumlich Uberschaubare anzulehnen, der wird das Verlangen nach landschaftlicher Anschauung auch übertragen auf alle Geschichte solcher Länder und Landschaften, die er mit lieblichen Augen nicht zu überschauen vermag.

Als Beispiel, wie von dem Kleinen der Heimatgeschichte her Schritt für Schritt der Blick zum Größeren und zum Ganzen sich weitet, sei eine kurze Betrachtung erlaubt über die Bedeutung des Wassers in der geschichtlichen Landschaft.

Was erzählt nicht alles schon der heimische Bach! Schlingt er sein helles Band anscheinend wahllos und ohne Ziel durch grünen Wiesengrund, so ist er doch recht eigentlich ein getreuer Wegweiser durch die Landschaft; und wo er es nicht von Natur war, da haben schaffende Menschen ihn überall dazu werden lassen. So zeigt er heute vielleicht den Pfad ins nächste Dorf; diesem Wanderer den Weg nach dem ragenden Kirchturm, jenem den Steg zum bestäubten Müller am Schaufelrad einer Wassermühle und weist einem dritten vielleicht den Weg ins Wirtshaus. Oder das kleine Gewässer gibt als Grenzgraben seit alters der Gemarkung zweier Nachbardörfer Richtung und Verlauf; könnte auch sein, daß eine Schulkasse der nahen Stadt an ihm der Landschaft Entstehung oder Höhenlage oder Wasserscheide studiert. So möchte der Bach wohl ein Denkmal der Natur und Wegweiser zur Siedlungskunde genannt werden, wenn nicht auch der Gang der heimischen Geschichte, der Kriegsgeschichte zumal, an

ihm öfter einen Richtungspunkt fände, wenn sie einen vor Zeiten dort ausgefochtenen Kampf schildert, möglicherweise auch nur ein Gefecht der Vorposten, deren Stellung ja gern an natürliche Stützpunkte im Gelände angelehnt wird. Und nun eilen die Wasser des Baches der nahen Stadt zu; da wird er erst recht zur Lebensnotwendigkeit, wenn er in alten Zeiten Müllerei und Walkerei, Fischerei und Brauerei betreiben hilft und im Stadtgraben vor dem Mauerring schützend die Stadt umfängt. So gibt es selbst bei den unwesentlicheren Erscheinungsformen heimischer Landschaft viel des geschichtlich Beachtenswerten, und auch der heimische Bach hat sein besonderes Wesen, seine Eigenart, seine Geschichte, in der Fragen der Siedlungsweise, des Wirtschaftslebens, der Grenzbildung, der Kriegsführung ihre Antwort finden.

Wenn man nun das landschaftliche und geschichtliche Gesichtsfeld erweitert und den Blick dem heimatischen Flusse zuwendet — als Beispiel gelte der Uckerfluß — so offenbart sich hier gleichfalls ein Gesetzmäßiges der Geschichte: durch die einst schiffbare Ucker und die Selbständigkeit ihres Stromgebietes wurde die „Uckermark“, obwohl in nächster Nähe der Oder gelegen, dennoch mit zu einem von der Oder und dadurch von Pommern abrückenden Lande und damit zu einem früh begehrten Streitgebiet für das ausgreifende Brandenburg. Von hier aus empfängt die wechselvolle Kriegsgeschichte der Uckermark ihren Sinn.

So bedeutet das Dasein und die Kraft des Wassers viel in der geschichtlichen Landschaft, politisch, militärisch und wirtschaftlich beim Bach, beim Fluß und nicht anders bei den großen Strömen; Elbe und Saale geboten in altdeutscher Zeit der Slavenslut Halt, so daß ihre Völkerwellen nur spärlich weiter nach Westen vorzudringen vermochten; daher konnte denn besonders die mittlere Elbe ein Stützpunkt für die Kriegsführung werden, als das Deutschtum im 12. Jahrhundert zu politischer und wirtschaftlicher Rückgewinnung des ehemals germanischen Ostens ausholte. Und die allmähliche Besitzergreifung des Pommernlandes durch Brandenburg-Preußen war deshalb so bedeutungsvoll, weil dadurch die Oder ein deutscher Strom wurde und in der Folge dann das Rückgrat im Staate Friedrichs des Großen.

*) Gefürzter Abdruck aus dem Abschnitt „Heimatgeschichte“ in des Verfassers „Methodik des Geschichtsunterrichts“ (Erfurt 1929), S. 169 ff. Eine Anzahl praktischer Beispiele zur ostdeutschen, märkischen und uckermärkischen Heimatgeschichte bringt der demnächst erscheinende 2. Band des Werkes „Der neue Geschichtsunterricht“, Lehrerbuch für die Mittelstufe (W. G. Teubner, Leipzig und Berlin).



Aus Fahrenwalde, Geburtsstätte des Uckermärktischen Dichters Mag Lindow / Zeichnung von Ernst Vogel.

Unſ' Hus.

Von Mag Lindow.

Unſ' Hus bi uns to Hus, dat weer een Hus, so recht wietklüstig, mit eenen langen Floor — un denn noch ees üm de Eck rüm. Dewerhaupt de düster Ecken! Un denn liggt dat Hus, dat is jo dat Röstehus, mit den ganzen Gäwel no den Kirchhoff ran, un de Torm steiht as so 'n groten Broder dicht dorbi. To mien Rinnertiden was jo de Spök up de Welt noch mehr begäng, un dat weer dor jo nu richtig sien Rebeet. Wer dunn een bitschen grulig weer, den kreeg he gewiß an de Been. Wo oft hett he mi uphaden wullt.

Wenn in'n späden Harwst orrer in dat früht Frühjohr nachts de Storm üm den Torm sleuten deer, denn können jo eenen quoden Jungen, as ik dunn weer, de in de Kommer an de Kirchhoffswand schloopen müßt, woll de krusen Hoor to Barg stiegen. De Wederjohr frieschte up den Torm, un de Ahlen seeten up unſ' Husdach un schreegen. Wenn Boter un Mudder denn gerod' nich to Hus weeren, seeten

wi quoden Rinner mit open Ogen in dat Bedd un horkten; hörten of wat, immer wat anners. Dat klein Rinnermäken künn vör Angst of nich schloopen; de grulte sich am düllsten un bleew in eensweg bi: „Dor is wat up den Böhn; hörn ji dat nich? Weer dor nich eben eener an de Dör? Ach, ik grul mi jo so! Ik krup unner dat Deckbedd!“ De Wind kreeg denn of immer een Luf up'n Torm los un ballerte dormit, dat dat of noch to hör'n weer, wenn wi uns dat Bedd öwer de Ohren treedt harrn. In so'n Angst steeg denn woll een Rinnergebet tum Himmel rup . . .

Endlich quieschte de groot Husdörschlötel. För fine Nerven was dat niischt, aver för unſ' Rinnerobren weer dat de schönste Musik. Nu weern unſ' leew Dellern to Hus, un wenn erst de Lamp brennen deer, weer de Spök weg. De Storm buten juste un bruste wirer, de Wederjohr spektokelte boben up den Torm, de Ahlen schreegen, de oll Luf weer of nicht still, aver

wi hörten nücht mehr, wi schleepen endlich den verdeenten Schloop. Nu künn Nachtwächter Harwst mit sien grote Holtshoh driest den Damm entlangpultern, wi markten dat nich.

Diss' oll ehrliche un allertrüfte Nachtwächter awer hett uns to anner nachtschlophen Tied doch immer werrer in Angst un Schrecken bröcht. Wenn wi öfters in den ersten Schloop leegen, denn humste he mit de Fußt an uns' Fenster un reep mit sine deepe Scheeperstimm: „Is Füer!“ — Bi uns hing de Tormschlötel, un uns' Voter, de Schult un de Nachtwächter steegen rup up den Torm, un wenn dat Füer neegbi weer, denn störmten se glicf. Dat awer kling so grusig un grulig in uns' Kommer rin, dat wi uns grulen müßten, wi wullen orrer wullen nich. De Kleenster dürt denn woll bi Muddern in dat Bedd krupen. Meist awer keemen de dree Mannslüd van den Torm run un säden: „Dat is to wiet, 't is hinner d' Ran-now“, un no Pommern brukte uns' uder-marksch Spriz nich hen. De leew Herrgott hett uns dorvör bewohrt, dat in uns' Döör Füer utkomen is, un dorför bin ik em hüt noch dankbor.

Wer in uns' Hus wull, de müßt erst de Hoffpoort upmofen. Dat weer awer so een twatsche Dör, de künn de Tied nich astöwen un wull mi immer foorts ümstötten, wenn ik de Klink man kum nerrerdriickt harr. Dat Tomofen möf großen Wunner, denn se strämmelte sich, un wenn de Wind ehr bistohn deer, behöl se ehren Willen un stünd denn sparrangelwiet up. In'n Sommer was dat immer meist een Malhör; denn Enten un Gäns' nehmen de Gelegenheit wohr un pilgerten glicf no den Pohl, wo se denn mit gode Wörd un mit Steener un Stöder nich runnertokiegen weeren.

Dat Kösterhus in Fahrenwoll liggt twischen twee Gasthüser un Nooplodens. Dat

weer för uns Rinner good, wenn wi Kaffeebohn'n, Solt un Zucker holen müßten. Wenn awer Zigöners keemen, denn keemen se no Speck un Brot un Eier immer toerst in uns' Hus. Wenn Mudder denn g'rod in'n Stall weer, un dor futschte wat up'n Floor, un ik möf ohnungslos de Stuwendör up, un so een schwart Zigönersch stünd mit ees vör mi, — jo, denn bleew mi nücht anners öwrig, as de Dör werrer totofsmieten un — unner dat Bedd to krupen. Awer de Angst, de een quode Jung bi so een Gelegenheit utstohn deit, to beschriewen is de nich.

Uns' Voter müchte sich mit Zigöners gärn wat öwer Wohrsseggen un Angeli vertelln, un he glöwte of nich, dat dat in uns' oll Hus spöken deer. Bang weer he nich, un he is im Middernacht no de Kirch gohn un hett sich Striekhölter holt, awer een poormol is em nachts of nich ganz good weft.

Enmol hett dat up den Böhn eenen großen Spektokel gewt; dor is immer wat de Delen entlangrullt, dat is g'rod'to unheemlich weft. He is denn mit de Aedsch no boben gohn. Keem he rup, was dat still, weer he unner, güng dat werrer: rrrrrrr! Dunn hett de dat Licht bi de Dör an de Erd sett, un hett lauscht un heemlich üm de Eck keken. Mit ees rullt een Wienflasch dörch de Stuw. „Rittst du ut?“ hett Voter dacht. — Wat is dat weft? Een Mus hett in de Flasch jeten!

Enmol is uns' Voter twischen Fenster-schiewen un Luf klemmt weft, un dat hett of 'n schönen Spöf afgewt. Jo, uns' Hus bi uns to Hus, dat weer een Hus, so een beten wietklüftig un mit veele düster Eakens un mit den Gäwel no den Kirchhoff ran. Wenn du dor wohnt harrst, dat harr künnst sind, du harrst di of grult, un dat kolle Gräsen weer di denn immer so den Puckel runtkropen.

Die Brille.

Von Adolf Meineke.

Wie die Augen ihres toten Besitzers schaut mich die Brille an, wie die treuen, blauen Augen ihres Herrn.

In meinem Schreibtischfach liegt die Brille. Und wenn ich einmal nicht weiß, wohin in meiner Angst: da nehme ich meinen Schreibtisch-

schlüssel zur Hand und öffne mir das Fach, darin die Brille liegt, durch die so oft der Blick des Vaters Frieden und Ruhe in die erregte Seele des Kindes brachte.

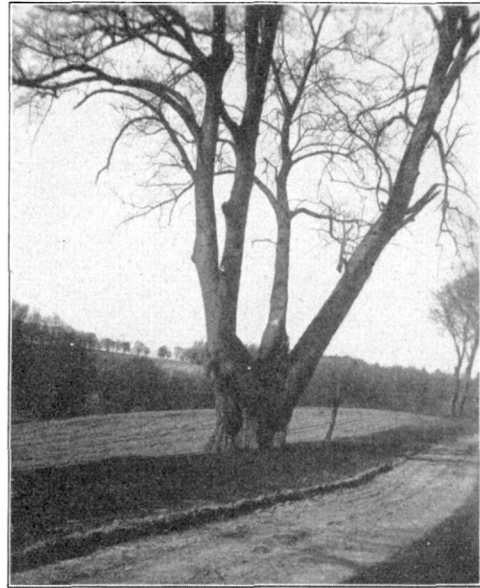
Dann spricht wieder das treue, blaue Auge des Vaters zu mir, dann ist es wieder lebend geworden, und dann kehrt wieder Ruhe und Helligkeit in mir ein. —

Die Brille in meinem Schreibtischfach ist mir zu einem Heiligtum, zu einer Gefährtin meines Lebens geworden.

Die alten Bäume.

Von Maria Schaefer.

Große, erhab'ne Gestalten,
 ihr trutzigen Reden der Erde,
 ihr uralten Bäume!
 Hoch und gewaltig streckt ihr die Arme,
 als fordertet ihr die Mächte zum Kampf.
 Hoch und gewaltig und trotzig und kühn—
 so steht ihr seit Jahren.
 Es umbrauste euch Sturm,
 es küßte euch zärtlich die Sonne,
 und der Regen wusch euer Kleid. — —
 Ihr steht da und wachset mit weitaus-
 reckenden Armen,
 als wolltet den Himmel ihr stürmen.
 Und freundlich und gütig schmückte noch
 mit Blättern und Blüten er euch. (immer
 Immer verjüngt euch der Lenz.
 O Bäume, ihr uralten Reden!
 Ihr steht da in Treue,



Bilder nach Aufnahmen von Otto Groß.

ob auch der Wurm euch heimlich
 die Wurzel benagt,
 ob auch der Wettergott drohend
 über euch zückt sein feuriges Schwert. — —
 Fester, nur fester umklammert ihr
 gläubig die Erde, die Mutter:
 „Bleibst du uns treu, wir lassen dich nimmer!“

Unter euch wandeln die Menschen.
 Sie dünken sich groß,
 sie dünken sich mächtig.
 Ihr saht sie kommen und gehen,
 ihr saht sie lachen und weinen
 und fronen und flüchten — — —
 Ihr sahet Geschlechter!
 Sie sanken ins Grab — — —
 eins nach dem andern. — — —
 Doch ihr Bäume, ihr steht!
 Hoch und gewaltig wie Reden,
 und greift in die Wolken mit sehrenden
 Und uraltes Lied Armen — — —
 rauschen und raunen die Aeste!
 Urew'ges Lied, wer mag es verstehen?

Anekdoten von Pastor Hering.

Nach dem Volksmunde von R. S e n d f e - Prenzlau.

Vorwort. Adolf Stahr schildert in seinen „Lebenserinnerungen“ den Pastor Hering in Bagemühl als einen jovialen, lebensfrohen Herrn und bemerkt, daß er als Knabe in Begleitung seiner Eltern im dortigen Pfarrhause öfter fröhliche Feiernunden verlebte habe. Hering starb am 11. April 1823 plötzlich an einem Schlaganfall und wurde an der nördlichen Umfassungsmauer des alten Bagemühler Friedhofes begraben. Er gehörte mit dem Vater Adolf Stahrs, der die Wallmower Pfarre inne hatte, und dem Pastor Steinbrück in Wollin bei Penkun der theologisch-rationalistischen Richtung an. Zu den orthodoxen Kreisen ihrer Amtsbrüder figurierten die Drei als „das verhoffene Kleeblatt“. Zeitgenössische Gemeindeglieder schilderten Hering als einen großen, herföhlisch gebauten Mann von außergewöhnlichem Leibumfang und gewaltiger Körperkraft, der, um die verkottete männliche Dorjugend in Reihon zu halten, gelegentlich auch in eigener Person die Nachtpolizei ausübte. Wenn auch wahr ist, daß er dem Bacchus manchmal in einer Weise huldigte, die sich mit der Würde seines Amtes nicht recht vereinbaren ließ, so war er doch in seinen Gemeinden außerordentlich beliebt und als Kanzelredner sehr gerühmt. Daß er durch seine Predigten die gesamte Zuhörerschaft oft bis zum Weinen erschütterte, ist verbürgt; ebenso, daß er der Tüde des Alkohols spottete und wie ein Fels im brandenden Meer stand, wenn rings die ganze Tafelrunde ins Wanken geriet.

Zu Summa: er war, was man einen „tüchtigen Kerl“ nennt, eine markante, imponierende Persönlichkeit, dazu ein vollendetes Original. Solche Männer schmückt der Volksmund gern mit Sagen- und Anekdotenfräuzen, wobei dann alte, sonst verklungene Geschichten wieder auf der Bildfläche erscheinen.

Die hier erzählten, dem Pastor Hering angehöhten Anekdoten sind ihrem Kerne nach sehr alt und stammen höchst wahrscheinlich aus der Zeit des tiefsten Verfalles der römisch-katholischen Kirche. Es sind klassische Proben des Volkswises, wie er i. Zt. die Sünden einer in Völlerei lebenden Geistlichkeit geißelte; auch der Respekt vor dem „tüchtigen Kerl“ kommt darin in köstlicher Weise zum Ausdruck. Sie verdienen daher wohl, der Vergessenheit entzogen zu werden.

Wie Pastor Hering auf der Kanzel „Trumpf raus!“ rief.

An einem ersten Östertage mußte Hering verzutretungsweise in Brüßow predigen. Schon am Sonnabend nachmittag fuhr er hinüber, um mit einigen Bekannten die ganze Nacht hindurch bei

Trunk und Kartenpiel im Gasthof zu sitzen. Es hatte bereits zum Gottesdienste geläutet, als man sich vom Spieltisch erhob. „Ich bin doch neugierig“, äußerte ein Mitspieler, „wie nun die Predigt ausfallen wird“. „Wie“, entgegnete der Pastor, „meint ihr, daß ich jetzt nicht predigen könne? Noch auf der Kanzel werde ich „Trumpf raus!“ rufen, ohne daß irgend jemand Anstoß daran nimmt“. Das wollten seine Spielgenossen nicht glauben; und es wurde eine Wette entriert. Als nun Hering die Kanzel bestiegen hatte, las er, wie üblich, erst den Östertext aus der Bibel vor. Dann hob er mit Donnerstimme an: „Trumpf raus!“ und abermal: „Trumpf raus!“ und nochmals „Trumpf raus!“ So, meine Lieben, rufen die Gottlosen am Kartentisch. Wir gläubigen Christen aber jubeln heute: Triumpf! Triumpf! der Herr ist auferstanden.“ Selbstverständlich hatte er die Wette gewonnen.

Warum Pastor Hering seinen Solo nicht gewann.

Als Hering eines Tages wieder mit seinen Freunden in Wollin beim Solospiel saß, zog ein Gewitter herauf. Stärker und stärker rollte der Donner, aber die Gesellschaft hatte sich so in das Spiel vertieft, daß sie nicht darauf achtete. Eben sagte Hering einen Solo an, da erdröhte ein schrecklicher Donnerschlag, und der Blitzstrahl fuhr mitten durch den Spieltisch. Die Spieler fielen betäubt von den Stühlen und die Karten flogen bunt durcheinander in alle Winkel des Zimmers. Hering war der erste, der sich aufrappelte. „Schade!“ sagte er, „wenn der Donnerschlag nicht gekommen wäre, so hätte ich meinen Solo gewonnen.“

Pastor Hering's Frühstückschoppen.

Einst mußte Hering mit seinem Fuhrwerk die Mecklenburger Grenze passieren. Vor dem Schlagbaum der Zollstation entdeckte der Zolleinnehmer alsbald, daß er fünf Flaschen Wein im Wagen mit sich führte. Als ihm dafür der übliche Zoll abgefordert wurde, rief er entrüstet: „Darf man denn nicht einmal Wein zu einem Frühstück mitnehmen?“ „Sie wollen uns doch wohl nicht einreden“, erwiderte der Beamte, „daß Sie fünf Flaschen Wein zu einem Frühstück trinken.“ „Verzollt wird nichts“, knurrte Hering. „Christian“, wandte er sich an seinen Kutscher, „zieh auf!“ „So“, fuhr er fort, als die Flaschen entforrt waren, „die eine für Dich“. Dann goß er den Zubalt der andern vier Flaschen ohne zu pausieren vor den Augen des erstaunten Beamten hinter die weiße Halsbinde und fuhr lachend davon.

Hering auf der Kindtaufe.

Bei einer Kindtaufe, welche Hering vertretungsweise in der Familie des Brüssower Apothekers zu vollziehen hatte, zeigte er sich in seiner ganzen Größe. Damit er sich zuvor stärken und von der Meise ein wenig erhole, setzte man ihm zunächst ein Frühstück vor. Auf dem Tische, an welchem er speiste, standen vier Flaschen Wein. Seelenruhig zog er eine nach der andern auf und trank sie aus. Eben entforckte er die vierte Flasche, da raunte einer der Paten dem

andern die Worte ins Ohr: „Mich soll doch wundern, wie der Pfaffe taufen wird!“ Das vernahm Hering, der ein sehr scharfes Gehör hatte. Den vorwitzigen Schwäber mit einem durchbohrenden Blick völlig aus der Fassung bringend, erwiderte er, jedes Wort scharf betonend: „Wenn ich die vierte Flasche geleert habe, so werde ich taufen, und Ihr sollt heulen wie die H... Die Folge zeigte, daß er sich nicht zu viel vermaßen hatte; denn bei der Taufrede, die er nach dem Frühstück hielt, weinten und schluchzten alle Anwesende.“



En Köster, as 't hüt nich mehr giwt.

Von Pastor E y d o w = Zicher, früher Schönwerder.

As mia Grotvoter anno 1816 Paster in Lübbenow würd', denn müßt he of noch immer in de Wismer bi Strozburg predigen. Doa wär 'n ollen Köster, en Schofter, de de Jonge of bibröcht, wat denn so 'n Bengel lehren müßt. Dewer he hadd ganz jehnadsche Moden an s'ch. Den ersten Sünndag, as min Grotvoter henkäm, löt he s'ngen: Ach bleib mit deiner Gnade. Ne Vergel wär nich doa; de oll Köster hadd se of nich spälen künnt. So müßt he vör'singen, un dat ded he met ne ganz mögliche Stimm. He lät los: Ach bleib mit deiner Gnade — hojad — bei uns Herr Jesu Christ — hojad —, daß uns hinfort nicht schade — hojad — des bösen Feindes List — hojad — hojad. Un so s'ng he alle sös Vers dörch; immer, wenn ne Reihg to Enn'n wär, jehreg he „hojad“, un wenn de ganze Vers to Enn'n wär: „hojad, hojad“. Na, wat min Grotvoter wär, de wär ungebeuer muskelsch. He was as 'n armen Jungen nah Berlin kamen und hadd sich dörch Singen in 'n Domchor un nohstens an de Oper verdeenen müßt, un so väl to hebben, dat he stodeeren lehren künnt. He verstukt sich nu of nich schlecht, as de Köster immer „hojad“ s'ng. Deber in de Kirch künnt he em doch nich twischenreden; he müßt dat gedüllig met anhören. Deber as de Kirch ut wär, denn fröggt he den Köster: „Aber Meister, was soll denn das bedeuten, daß Sie beim Singen immer „hojad“ da-

zwischen rufen?“ De Köster stammte ut de Gegend van de meckelnbörgische Grenz. Dorüm red't he meist plattdütsch. Na met s'in Paster müßt he denn doch hochdütsch reden. Un so säd he: „Herr P'stur“, säd he, „wir hätten hier keine Vergel nich“. „Ja, das weiß ich“, säd min Grotvoter, „aber was soll denn das hojad?“ „Das wäre mein Zwischenspiel“, säd de Köster.



N' anner Mol, as min Grotvoter nah de Wismer käm, begägenten em up de Strot en paar Jungs. Knapp, dat se em to jehn krägen, denn schlögen se Rad. Na min Grotvoter wunnert sich denn nich schlecht. Denn kämen en paar anner Jungs un mokten dat ebenso. Nu fröggt denn min Grotvoter den Köster: „Sagen Sie mal, Meister, alle Jungen, die mir begegneten, schlugen Rad. Was hat das denn zu bedeuten?“ „Das will ich Sie sagen, Herr P'stur“, säd de Köster. „Was unser Eddelmann is, der Herr von Arnim, der is so jehr fors Turnen. Meister Kunze, sagt er mal zu mir, Sie müssen die Jungs das Turnen beibringen. Denn kommt ein ganz anderer Zug rein. Wenn mir so 'ne Jungens begegnen, denn seh ich gleich an ihren Gruß, ob sie turnen können oder nich. Da hab ich ihnen das nu so beigebracht, daß sie immer

radichlagen müssen, wenn sie einen guten Tag sagen. Die Mächens machen noch immer einen Knir."

Denn es künmt min Grotvoter in de Schol. As he de Dör van de Scholstuw upmoken deibt, steibt doa 'n Jung, den dat Ohrläppken mit 'n Schofterprieem an 'n Dörposten anpafft is. Na, min Grotvoter verstutzt sich doröwer ganz bannig un frög: „Aber Meister, was ist denn das?“ „Ja, Herr P'stur“, säd de Köster, „der Jung hat sein's nich gelernt; nu muß er dafür ne halbe Stunde an die Tür stehen.“ „Aber das geht denn doch nicht,“ säd min Grotvoter, „daß Sie die Kinder hier anageln. Bedenken Sie doch, was Sie ihnen für Schmerzen machen.“ „O, Herr P'stur“, säd de Köster, „von Schmerzen kann wohl keine Rede sein; sie haben ja all all ein Loch ins Ohrläppken.“

Es käm ne Verfügung von de Regierung in Potsdam: „In den Schulen sind regelmäßige Denkübingen mit den Kindern zu veranstalten. Euer Hochehrwürden wollen veranlassen, daß in den Ihnen unterstellten Schulen diese Uebungen eingeführt werden.“ Min Grotvoter schickt nu de Verfügung an alle sine Lehrer. Noh'n poar Wochen denkt he, wo oll Köster Runze in de Wismer de Denkübingen woll anstellen deibt. He güng röwer no de Wismer, un as he bi 'n ollen Köster wär, frög he em: „Nun, Meister, stellen Sie mit den Kindern auch Denkübingen an?“ „Je woll, Herr P'stur,“ säd de Köster, „das machen wir alle Tage.“

„Na“, säd min Grotvoter, „führen Sie mir das doch einmal vor.“

„Kinner“, säd de Köster, „legt die Tafeln weg.“ Dat geschübt. „So“, säd he, „nu denkt euch was.“

Dunn was't still. Min Grotvoter luert ne Wil un denkt, nu müdd doch wat komen. Oeber't bleew allens still. As em dat denn doch to lang duerte, frög he den Köster: „Was ist denn nun?“

„Nu denken sie sich was, Herr P'stur“, säd de Köster.

„Ja, was denken sie sich denn?“ frög min Grotvoter.

„Wo kann ich das wissen“, antwurt't de Köster. „Aber das kann ich den Herrn P'stur

sagen, die Kinder haben die Denkübingen sehr gern.“

De Köster wär of en groten Dichter. Wenn en in de Wismer sich dat entfeggen ded, denn schrew he 'n grot Gedicht, un dat käm up dat Holtkrüz upt Graw. Es wär up'n Hof de Kobknecht, en ollen Mann, van 'n Bullen tonicht stöt't un müßt starwen. Dunn schrew de Köster nen Vers, de nahsten up dat Krüz to lesen wär:

Ach das war 'ne große Plage;
Futtern muß' ich alle Tage,
Und zum Danke hast du Bullentier
Meinen Leib zerfleischt mir.
Und doch will ich es dir danken;
Denn nu gab's kein langes Kranken,
Und so kam ich schnell zur Ruh
Nur durch dich, du Rindvieh du.

De Lüid in de Wismer höllen grote Stück up ehren Köster. Bi alle sine Wunnerlichkeiten was he 'n prächtigen Mann. He kennte kene Menschenfurcht, öber völ Gottesfurcht. Wo Not in dat Dörp infehren ded, doa wär of de Köster nich wit. Völ Lüid bett he tröst't; völ, de up 'n schlichten Weg komen wären, bett he wedder torechthulpen. Un as he sich dat denn of entfeggen müßt, denn säden de Wismerschen all: „So 'n Köster kriegen wi nich wedder.“



Man müdd blot ent so lang utspannen.

Paster Rathke stammte noch ut 'n ollen Sekulum. Dorüm wirtschaft he noch sülvst met sin'n ollen Knecht Zehann. Sin Söhn was upt Gymnasium in Prenzlau. Ees an'n Sünnoabend güng de to Fot noh Hus und wull bet Sünndag obend bi sin Delleren bliwen. As he an de Gorenheck lang güng, plögte do grod Zehann met dre Perd. Knapp freg he den jungen Menschen to sehn, denn süng he gliest an: „Nu kiek'en's, jung Harr, nu fall ich hier an de Heck met dre Perd plö'en. Denn müdd sich doch ent an de Dornen rieten.“ „Jä“, säd de Gymnast, „met dre Perd geibt dat hier woll nich.“ „J“, säd Zehann, „wo wull dat nich gohn? Gohn geibt allens, wat en will. Man müdd blot ent immer so lang utspannen. Denn geibt dat hier wunnerchön met dre Perd.“

De Musfant.

Van Max Lindow.

Schwienegele stög een Steen an 'n Foot,
 Dat geew 'n Schreck, Wehdooq un Blood!
 De Kinner schregen! Of dat Wiew
 Schreeg lud! — Dat Been blev lohn un stiew.
 Wat nu? De Hunger keem in't Hus,
 Armoot as bi een Kirchenmus!
 Doch as de Root neem överhand,
 Dinn würd Schwienegel Dörpmusfant!
 Handorgelspielen is nich schwoor,
 Ball weer he mit de Kunst of foor.
 De rieffte Buer in'n Umkreis weer
 De Hämster, — den speelt he wat vör.
 Schwienegel dacht, de hett dat dick,
 De gäwnt die een Keergröschentück.
 „Dü lül'l lül'l lül'l, nuck, nuck, nuck, nuck“
 Schoonst flooft de Hämster ut de Luf:
 „Hä, wist du weg van mine Dör!
 Speel anner Yüd den Schwienfroom vör!“
 Schwienegel humpelt an den Stoc
 Weg van den Bu'rn in'n gelen Rod.
 Schloß Malepartus winkt em al,
 He denkt, dat dat dor glücken fall!
 De Herr Baron weer'n rifen Mann,
 Den feemt nicht up'n Doler an!
 Schwienegel bringt nu Trillers manf,
 Verjößt dat ditmol mit Gesang:
 „Mien Mudder was een schmuckes Wiew,
 Weer achtteln erst un rank in't Wiew.
 Dinn hett se all dree Brutmanns hadd,
 Twee in dat Dörp, een in de Stadt.
 Un as noher de Hochtied weer,
 Dinn harr se al dat tweete Jöhr!
 Wat hett mien Vadder ludhals' lacht:
 So rief to frien, harr if nich dacht!“
 Schwienegel trillert nu noch mool,
 Dinn stünd de Röß al in't Fortoot.
 He flatscht in d' Händ'n, reep „bravo“ vof
 „Dlisch, hol 'n Schinken ut den Root,
 Den Schinken gew den Speelman hier;
 De speelt mool up un' Kindelbeer.“
 He, was dit een Musfantenglück:
 So 'n schires Fleeßch! So 'n großes Stück!
 Schwienegel freeg de Müß in d' Hand
 Un deenert run bet up den Sand.
 „Is good“, reep de Baron van Röß,
 Un gung mit Vachen in sien Schloß.
 Schwienegel harr nu of keen Lied,
 He humpelt fix hen un een Wied';
 Hier bucht he hen un friggat denn alief
 Sien' schier Stück Schwienfleeßch bi 't Genick.

Doch, schmect dat saftig, schmect dat good;
 Schwienegel, wat hett' nu för Rot?
 Musfant to find, is minnerichön,
 Wenner harr he so 'n Fleeßch woll sehn!?
 He schmüß denn of, as gung 't vör Geld
 Un plinkert in de schöne Welt . . .
 Mit eenmol awer möckt he stopp;
 Em quell'n de Dagen ut den Stopp.
 Denn ward em schwart vör dat Gesicht,
 Dat Hart bliwut stohn, de Hand de slüagt!
 Is 't Wöhrheit, wat sien Dagen sehn?
 He ett hier een Schwienegelbeen!
 Sien egen Fründschast to vertehr
 He ward noch den Berstand verkeer'n.
 Nä, Röß, dat weer een schlechten Spooß;
 De arm Musfant jactt in dat Groos!
 He ligat dor as een Unglücksflut.
 Un sühtüm teihn Jöhr öller ut!
 Half doot gung he den Stieg noot dool,
 Verjößt bi „Alling“ dat noch mool.
 De harr dat Zollhus up de Brügg,
 Väd een Vermögen al torügg.
 Schwienegel speelt, wat weer em schlimm,
 Em grugate vör sien egen Stimm.
 Kunn weer dat forte Wörspiel ut,
 Dinn reep een ut de Kommer rut:
 „Du Quietschbuck, moof man to un loop
 Un stör' mi nich in minen Schloop.“
 Doodmöd, entwei an Hart un Seel,
 Steem he no Hus — een Truerispiel!
 Schwienegelsru tröst ehren Mann
 Un segat: „Dat fäng'n wi anners an!“
 Den annern Dag bi gode Tied,
 Gung de Musfant no arme Yüd.
 De nehmen em mit Freuden up
 Un gewen Geld, Brot, Speck un Supp.
 Se lachten leew bi de Müß
 Un söhlten sich verandöt un rief.
 De Kinner danzten alief den Tridd
 Un süngen mit den Speelman mit.
 Wenn bi diß' Yüd een Hochtied weer,
 Mit Tanzmüß een Kindelbeer,
 Denn was dat immer werrer so:
 Schwienegel möß Müßik dorto.
 So was he ut de Rot nu rut,
 Mit siene Armoot was dat ut.
 Sien Kunst würd gröter mit de Tied,
 Ru nehm em of al „best're Yüd“.
 As leht bi Hämsters Müßköst weer,
 Dinn speelt he of, freeg Geld un Beer.
 Worüm of nich? He is de Mann,
 De, wenn he müdd, vergeten kann.
 Een Platz is awer in dat Land,
 Den süht he nich, de Dörpmusfant.
 De Platz, wo Malepartus seicht,
 Wo Herr van Röß in huren deit.
 Süht he van 't Schloß van järn den Root,
 Denn spuckt he ut! „Pfui Düwel of!“

Feuerverhütung und Heimatschutz.

Für den Nichteingeweihten ist es keineswegs auf den ersten Blick klar, daß die Feuerverhütung auch unmittelbar mit dem Heimatschutz zusammenhängt. Und doch ist dem so! Oft werden durch Brände Werte vernichtet, die überhaupt nicht zu ersetzen sind. Wie mancher historische Bau ist durch Feuer in Schutt und Asche gelegt worden, wie oft hat Leichtsinn beim Umgehen mit Feuer und Licht den Untergang wertvoller Sammlungen verschuldet, die jahrhundertlang von unseren Vorfahren sorgsam behütet worden waren. Manche Ortschaften sind auf diese Weise zugrunde gegangen und wo einst traumliche Wohnstätten von vergangenen Zeiten erzählten, schauen jetzt fast und nächstern moderne Bauten auf uns hernieder. Die Feuerverhütung fördern heißt also in der Tat auch den Heimatschutz unterstützen. Feuerverhütung muß sich vor allen Dingen mit der Entstehungsurache der Brände befassen. Diese sind außer vorfälliger und fahrlässiger Brandstiftung vornehmlich unvorsichtiges Umgehen mit Feuer und Licht, mangelhafte Feuerungs- und Schornsteinanlagen, unvorschriftsmäßige elektrische Licht- und Kraftanlagen, mangelnder Blüßschutz.

Von außerordentlicher Wichtigkeit für die Feuerverhütung und Feuerbekämpfung sind Brandschaukommissionen, Schornsteinfeger und Feuerwehren. Es liegt deshalb im allseitigen Interesse, diese Organe in ihrer Tätigkeit nach Möglichkeit zu unterstützen.

Die Feuerzuletzt der Provinz Brandenburg hat sich seit Jahren die Feuerverhütung besonders zum Ziele gesetzt. Diesem Zwecke dient auch die von ihr kürzlich eingerichtete Feuerschutzausstellung in Berlin, Potsdamer Straße Nr. 118a mit einer Ausstellungsfläche von ca. 520 qm. Aus kleinen Anfängen heraus hat sich diese Ausstellung zu einer Aufklärungs- und Bildungstätte in allen Feuerverhütungsfragen für die Besucher aus allen Kreisen der Bevölkerung der Provinz entwickelt. Die Feuerschutzausstellung wird fast täglich erweitert und durch neues Anschauungsmaterial ergänzt und verbessert. Die Besucher der Ausstellung haben Gelegenheit, sich an Hand der ausgestellten Modelle, Bilder, Vorführungsrichtungen und Brandreife über Brandursachen, deren Verhütung und Bekämpfung leicht und schnell zu unterrichten. Die Entwicklung der

Brandbekämpfung während der letzten Jahrhunderte wird durch Ausstellung sehr alter, heute nicht mehr in Gebrauch befindlicher und auch ganz moderner Spritzen, Leitern und auch sonstiger Geräte veranschaulicht. Durch bildliche Darstellungen von Feuersbrünnten, über leichtfertigen Umgang mit Feuer und Licht und leicht entflammaren Flüssigkeiten sowie außerordentlich zahlreichen Darstellungen über richtige und unrichtige Bauweise und Brandgefahrenquellen soll alt und jung veranlaßt werden, über die heute in Deutschland herrschende Brandepidemie nachzudenken und ihr Einhalt zu gebieten. Ganz Deutschland leidet unter einer Brandseuche. Von den 500 Millionen Reichsmark, die an Brandentschädigung in Deutschland gezahlt wurden, entfielen 400 Millionen Reichsmark auf vorfällige und fahrlässige Brandstiftung. Eine Wendung zum Besseren ist also zweifellos möglich.

Da eine sachkundige Führung durch die Ausstellung in der Zeit von 10—18 Uhr an jedem Tage — auch Sonntags — zur Verfügung steht und außerdem bei einer größeren Besucherzahl — Vereine, Feuerwehren, Schulen usw. — auf Wunsch durch interessante Filmdarbietungen über Feuerverhütung, Vorbeugung und Bekämpfung das Darabotene praktisch ergänzt und erörtert wird, kann der Besuch dieser, im volkswirtschaftlichen Interesse liegenden, außerordentlich interessanten Ausstellung allen Kreisen der Bevölkerung, namentlich auch Geistlichen, Lehrern, Schulen, Handwerkern, Landwirten, Hausfrauen, Organisationen jeder Art, vornehmlich auch der heranwachsenden Jugend, den künftigen Hausfrauen und der im praktischen Leben stehenden männlichen Jugend, nur dringend empfohlen werden.

Nach vorheriger Anmeldung bei der Feuerzuletzt der Provinz Brandenburg, Berlin, Am Karlsbad 3, Fernsprechnummer Kurfürst 8601, oder bei der Kreisdirektion kann die Ausstellung auch außerhalb der festgesetzten Dienststunden besichtigt werden. Technische Führung ist auch dann vorgesehen.

Der Eintritt ist kostenlos.

Jeder Besucher erhält auf Wunsch auch wertvolle illustrierte Feuerverhütungsschriften unentgeltlich ausgehändigt.

Aus der Geschichte des Strasburger Schuhmacher-Gewerks.

Von Erich Radler = Strasburg Uferm.

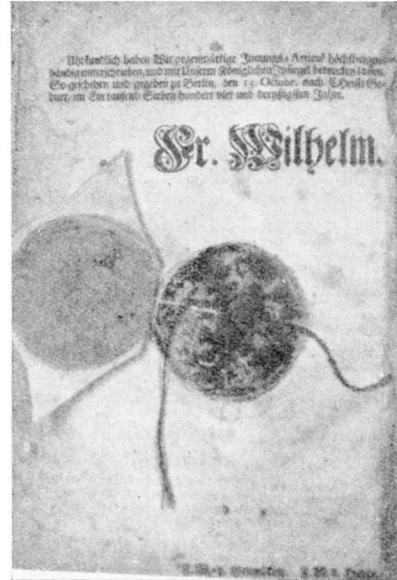
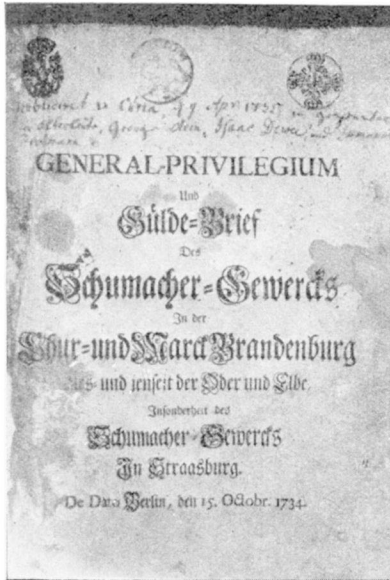
Nach den Kämpfen der Geschlechter um die städtische Herrschaft traten auch in unserer alt-ehrwürdigen, ufermännlichen Stadt Strasburg die Bürger das Regiment an. Wer waren aber diese Bürger, die mit saurem Schweiß für die Einkünfte ihrer Stadt sorgten, — deren Gemeinwesen mit oft mannigfaltigen Rechten ausgestattet wurde? — Es waren Akerbürger, Handwerker und Kaufleute. Jeder der drei Stände erhielt in den alten Urkunden besondere Rechte. Den Handwerkern wurde oft in den Gründungs-urkunden die Erlaubnis der Zunftbildung zu-erkannt zur Wahrung ihrer gewerblichen Inter-essen. Die älteste Zunft oder Gildebildung in unserer Stadt ist die des sogenannten Bier-gewerks, die die Mitglieder der Handwerker, die dem täglichen Bedarfe dienen: Bäcker, Schläch-ter, Weber und Schuhmacher, umfaßte. Von den genannten Handwerkerschichten sind die Weber vollkommen aus dem Charakterbilde der Stadt verschwunden; die Schuhmacher allein haben alle Zeiten überdauert und ihre Stärke bewahrt. Lippert nimmt diese um 1800 mit 65 Meistern an. Die älteste, erhaltene Aufstellung aus dem Jahre 1767 weist eine Zahl von 47, die nächste 52, die aus dem Jahre 1855 98 und die heutige Zeit eine Mitgliederzahl von 32 in den Proto-kollen auf. Strasburger Schuhmacher dienten mit ihren Erzeugnissen nicht nur dem gewerbs-mäßigen Handel ihrer Stadt im Laden und auf offenem Markte, sondern zogen auch, soweit es ihnen zunftmäßig gestattet war, feilbietend mit ihren Waren auf auswärtige Märkte. Ihre Ab-satzgebiete waren das benachbarte Mecklenburg und Pommern mit seiner Küste. Manche alte Urkunde weiß der Güte der in Strasburg her-gestellten, langschäftigen Seestiefel Lob zu zollen. Strasburger Schuhmacher waren weit bekannt, und gern nahm ein fremder Meister einen Ge-fellen in Arbeit, der in Strasburg „die Proffes-sion erlernt hatte“. In den Reihen dieses löb-lichen Schuhmachergewerks hat ebenfalls strenge Zunftordnung geherrscht. Eine Anmerkung in Lipperts Geschichte der Stadt Strasburg sieht das Schuhmachergewerk um 1680 bereits als be-stehend an, erwähnt auch Gesetze der Regelung des Wettbewerbes, des Gesellen- und Lehrlings-wesens und stellt die Aufnahme in die Zunft zum Zwecke der Vermehrung der Arbeitskraft für ein-gewanderte Kolonisten unentgeltlich hin. Diese

Bestimmungen beziehen sich auf einen Erlaß des Großen Kurfürsten. Grundlegend und erhalten sind alle erst nach 1700 datierten Akten. Das älteste uns überlieferte Aktenstück ist das am 9. April 1735 in Gegenwart der Alterbrüder Georg Stein, Jaat Dewee und Emanuel Piel-mann publizierte „General Privilegium und Gülde-Brief des Schuhmachergewerks in der Kur und Mark Brandenburg dies- und jenseits der Elbe und Oder, insonderheit des Schuhmacher-gewerks in Strasburg, de dato Berlin, den 15. Oktober 1734.“ —

Aus Gründen der Mißstände und überholter Gewohnheiten werden durch königlichen Erlaß vom 6. August 1732 alle bisherigen Bestimmun-gen das Gewerk betreffend außer Kraft gesetzt. Da alle älteren Akten eingezogen werden, erklärt sich bei verfügter Kassation ihr Nichtvorhanden-sein. Im Original heißt es weiter wörtlich: „Also Wir haben zu mehrerer Regulierung und noch besserer Einrichtung dieses zu einer guten Polizei mit gehörigen Wertes, nöthig erachtet, die so wol von Uns selbst als von Unfern Vor-fahren, Friedrich dem Ersten Könige in Preussen, auch allen vorigen Churfürsten und Margrafen zu Brandenburg, denen Gewerken ertheilte Zu-nunungs-Briefe, oder so genannter Privilegia überhaupt zu cassieren und zu annullieren, Thun auch solches aus Landesherrlicher Macht und Kraft dieses also dergestalt, daß solche in keinem Stücke mehr gelten, bey denen Judicis darauf im geringsten nicht reflektiret, ja nicht einst von einem Advocaten bey zehn Thaler Fiscalischer Strafe zu einigen Behelf angeführt werden sollen. Dahingegen haben Wir resolviret, denen Gilden und Zünften zu Verhütung aller Con-fusion unter ihnen selbst, und zu Vermeidung der vorhin so häufig wegen nichtiger Ursachen angestregten geldfressenden Prozeßen, neue und nach den jetzt mahligten Verfassungen einge-richtete Innungs-Artione zu ertheilen, über deren Inhalt Wir von denen darzu geordneten Collegis und Bedienten genau gehalten, auch darüber und darwieder nichts gestattet wissen wol-len inmassen wenn von dem Gewerken darüber und darwieder unter dem Vorwand einer alten Observanz, Handwerks-Gebrauchs, oder ver-meinten löblichen Herkommens, das geringste vorgenommen, oder gesucht werden wollte, Wir solches nachdrücklich und dem Befinden nach am Leibe ohne Nachsicht werden bestrafen lassen.“

Wer Meister werden wollte, hatte sich bei dem aus dem Magistrat zugeordneten Beisitzer und dem Gewerks-Altmeister (Dirigierender Altermann) zu melden und seine Bewerbung zum Mitmeister vorzulegen. Spätestens zwei Tage darauf trat das Gewerk zur Beratung darüber zusammen. Außer der Bewerbung war das

gen wurden, einem Paar Mannesschuhen nach der Mode und einem Paar Mannesstiefeln aus Saffianleder; zu 2 im Verfertigen von einem Paar Frauenschuhen und einem Paar Frauenpantoffeln aus feinem Leder oder Saffian und zu 3 sowohl aus Frauen- und „Mannesschuhen“, den Pantoffeln nebst den Reiterstiefeln. In der



Titel und Schlußblatt mit königl. Insignel der Innungsakte des Strasburger Schuhmachergewerks aus dem Jahre 1734.

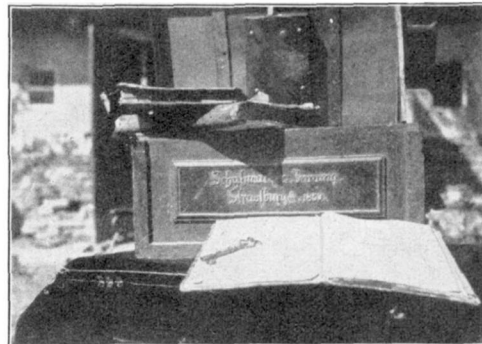
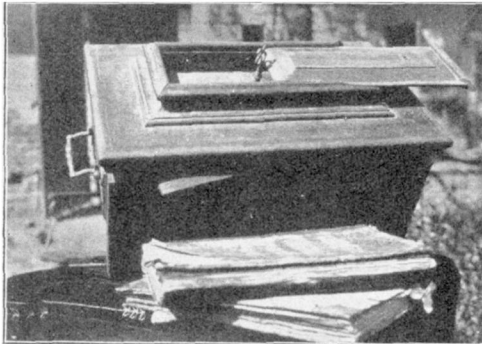
Einbringen des Lehrzeugnisses, der Geburtsurkunde und der Führungsakte notwendig. Eine dreijährige Wanderzeit war das Mindestmaß der Voraussetzung bei dem Bewerber, wenn nicht wegen Militärdienstzeit oder aus anderweitigen Gründen Dispens zulässig war. Zwei Militärjahre wurden dabei als ein Wanderjahr gerechnet.

Bei Ermangelung der Atteste mußte ein sogenannter Meistergeselle noch „aufs Jahr arbeiten“, d. h. er mußte an dem Ort, wo er Meister werden wollte, noch ein Jahr als Geselle tätig sein. Fehlte ihm nur ein dies Atteste, so genügte ein halbes Jahr in dieser Stellung. Jeder Bewerber hatte vor Anfertigung des Meisterstücks die Erklärung abzugeben, „ob er für Manns- oder Frauenspersonen oder für beide zusammen Schuhe und Pantoffeln machen wolle!“ — Dementsprechend bestand das verlangte Meisterstück zu 1 in der Anfertigung von einem Paar Reiterstiefeln, wie sie beim Militär getra-

werkstatt des Altermannes bezw. eines vom Gewerk dazu bestimmten Meisters wurde der sogenannte „Meisterschnitt“ vollzogen. Jedwede Schmauferei und Zecherei war dabei verpönt und von Gesetzes wegen verboten! — Nach Fertigstellung des Meisterstücks hatte sich der Bewerber wieder beim Altmeister zu melden. Vom versammelten Gewerk wurde die Arbeit be-sichtigt und nachdem die Meister darüber „konferiert hatten“, der Meistergeselle gegebenen-falles zum Mitmeister erklärt und nach Entrich-tung der Abgaben angenommen. Dieses Ziel auf dem Wege der Bestechung zu erreichen, war strengstens verboten; sondern: „es muß das Meisterstück schlechter Dinge angenommen oder ganz verworfen werden.“ Bei Streitigkeiten wurde die Entscheidung des Magistrates ange-rufen. Persönliche Unterschiede zum Zwecke des Vorzuges wurden bei keinem Bewerber gemacht, auch keine erschwerenden Momente für den ein-zelnen gesucht. Jeder zahlte an die Lade 3 Thlr., 14 Elbr. zur Ergöcklichkeit, 12 Elbr. an den Beisitzer und 14 Elbr. an den Meister, wo er

zugeschnitten und gearbeitet hatte. Diese Gebühren konnten bei persönlicher Geldnot gestundet und in kleineren Beträgen beglichen werden. Ein Meistergeselle bekam aber nicht eher seinen Meisterbrief, als bis er alles bezahlt hatte. In späteren Jahren war das Meisterrecht durch Gewerksbeschuß für Meistersöhne mit 15 Thlr., für Fremde mit 30 Thlr. käuflich. Doch zu unterscheiden ist hier zwischen Meisterrecht (Sitz und Stimme im Gewerk) und Meistersein (Sitz, Stimme und Befugnis der Lehrlingsausbildung). In dem „ungeschlossenen Gewerk“ konnte jeder

Lade, in der die Akten und die Gelder des Gewerks ruhten, und die durch drei Schlüssel, die in verschiedenen Händen waren, geöffnet wurde. Ein Amtwechsel der Inhaber bedingte auch die Abgabe der Schlüssel. Von jedem „Gewerker“ wurde ein Auflagegeld von 16 Elbr. erhoben. Der Besitzer des Magistrats, der das Protokoll führte, mußte zu jeder Sitzung benachrichtigt werden. Zuziehende Meister wurden dem Alter ihres Meisterseins nach in die Reihe der Gewerksgenossen eingereiht, deren ältester der Altermann war, der gewöhnlich den Vorsitz



Geschlossene und geöffnete Innungslade mit Innungsschlüssel des Straßburger Schuhmagerwerks.

Meister werden, der die Bedingungen erfüllte, vorausgesetzt, daß der Ort so viel Meister ernähren konnte. Nach dieser Voraussetzung richtete sich auch das Halten von Lehrlingen und Gesellen. Selbst wenn ein Meister viel Arbeit hatte, so durfte er nur eine Mehrzahl von Gesellen mit Genehmigung des Altmeisters in Arbeit nehmen, die ihm zur Verfügung standen, wenn die übrigen Meister die nötige Anzahl von Gesellen hatten. Im Handwerkerleben der Stadt konnten Schuhmacher auch zugleich Lohgerber sein, sobald sie auch dort das Handwerksrecht erworben hatten. Störungen im eigenen Gewerk durch Altflicker, Hausierergehen oder „Nebenbetreiben des Handwerks“ durch Abgedante oder Soldaten, die nur bei zünftigen Meistern arbeiten durften, wurden nicht geduldet und fanden bei Zuwiderhandlungen sogar polizeiliche Unterstützung. Um die einheimische Produktion nicht zu unterbinden, war nur die Einfuhr fremder Erzeugnisse in gestickten und bordierten Pantoffeln gestattet. Den auswärtigen Meistern war nur der Handel auf offenen Märkten erlaubt. Ein Hausierergehen wurde wie das Abipensigmachen von Gesellen mit 3 Thlr. Strafe belegt. Das Gewerk trat zu seinem Hauptquartal einmal im Jahr zusammen und tagte vor geöffneter

führte, wenn er nicht aus persönlichen Rücksichten davon Abstand nahm und man alsdann von einem „dirigierenden Altermann“ sprach. Der jüngste Stadtmeister verwaltete das Amt des Jungmeisters in Ansage- und Gewerksboten-zügen. Er durfte aber nicht zu Aufwartungen und Einschenken bei Ergötzlichkeiten herangezogen werden. Altmeister und Besitzer waren die ersten Respektspersonen im Gewerk. Strafen für lächerliche Dinge kannte man nicht, dagegen wurde Zuspätkommen mit 2 Elbr., unentschuldigtes Wegbleiben mit 12 Elbr. Verbotgeld geahndet. Altmeister und Besitzer wachten über die Richtigkeit der Kasse und die Notwendigkeit der Ausgaben. Angetaner Schimpf, wie er zuweilen vorkam, soweit er den Altmeister oder den Besitzer betraf und sofern er von Gewerksgenossen angetan war, wurde mit Geld gelöhnt. Würden andern Gewerksmeistern oder diesen von Schuhmachern in Dingen ihrer Gewerke betreffend Beleidigungen zugesügt, so setzten sich die beiden dirigierenden Altermänner in Verbindung, wenn nicht ein anderer Justizweg von Gesetzes wegen beschritten werden mußte. Für unentbehrliche Ausgaben waren Umlagen mit Zustimmung des Magistrats zulässig, die pekuniären Verhältnisse des einzelnen Gewerks-

meisters waren dabei grundlegend. Zum Gewerk gehörten neben den städtischen Meistern auch sogenannte Landmeister, die vom Gewerk zugelassen und mit besonderen Rechten ausgestattet waren. Ersuchte ein Meistergeselle um das Landmeisterrecht, so bezahlte er das Meisterrechtsgeld und konnte auf Antrag, wenn er im „Meistersein“ den Stadtmeistern nicht gleichkommen wollte, von der Anfertigung des Meisterstückes befreit werden. Erwähnt werden laufend in den Protokollen Meister aus Fürstenwerder, Penzlin, Prißleben, Gr.-Daberkow, Ferdinandshof und Wolfshagen. Nach der Durchführung der Gewerbefreiheit scheinen diese Landmeister eigene Innungen zu haben, ihre Namen und die anderer auswärtiger Meister werden nicht mehr in den Mitgliederlisten erwähnt. — Bei der Lade bestand die sogenannte Gewerksarmentkasse für Meister- und Witwenhilfe und die von der Gesellenbruderschaft aufgebrauchte Gesellenhilfskasse. Leichenbegleitungen und Leichenträgerdienste gehörten neben Kirchgängen, Abgaben zum Klingelbeutel bei Meistern und Gesellen zu den guten Gewohnheiten und wurden sogar im Weigerungsfalle in Strafe genommen. Die Trägerdienste sind später bezahlt und nach 1860 ganz abgeschafft worden. Den durch- und einwandernden Gesellen wurde, wenn ihr Wanderbuch in Ordnung war, der Wandergroschen in Höhe von 4 Silbr. ausgehändigt. Vaganten bekamen nichts; sondern wurden der Polizei gemeldet. Jeder Meister sollte, wie es einem ehrbaren Christenmenschen geziemt, „gute tüchtige“ Arbeit liefern und gutes, tüchtiges Leder verwenden. Säumnigkeit in der Erledigung der Aufträge konnte die Wegnahme der Arbeit bedingen. Ein Preiszwang bestand nicht. Jeder hielt seine Ware so wohlfeil, wie er konnte und ohne Buhergelüste wollte. Briefe, die von auswärtigen Gewerkeern oder Gewerken kamen, mußten dem Magistrat uneröffnet überreicht werden. Die Fortführung des Gewerbes war der Witwe eines ablebenden Meisters mit tüchtigen Gesellen, die ihr vom Gewerk gestellt wurden, unter Weglassung der Lehrlingsausbildung gestattet, solange sie nicht außerhalb des Gewerks wieder heiratete und diese Rechte alsdann in Wegfall kamen. Lehrling des Gewerks konnte jeder ehrbare Junge werden, wenn er lesen, schreiben und die 5 Hauptstücke des Katechismus konnte; sonst mußte der Meister im Nichtfalle die Verpflichtung der geistigen Bildung neben der handwerksmäßigen gleichfalls übernehmen. In heutiger Zeit erfüllt die berufliche Fortbildungsschule diese Belange. Von der Befugnis ausgehend, daß der Meister einen Lehrling halten durfte, erfolgte die Einschreibung. Einige Meister scheinen dennoch zuweilen die Einschreibung der

Lehrlinge unterlassen zu haben, wodurch sich ein Beschluß aus dem Jahre 1852 erklärt, daß sämtliche Lehrlinge, die bereits 6 Wochen und schon länger in der Lehre seien, sofort eingeschrieben werden müßten, wenn sie nicht mit Zustimmung des Lehrmeisters nach bereits dreijähriger Lehrzeit vom Gewerk als Geselle losgesprochen werden sollten. Ueber die eigentliche Dauer der Lehrzeit ist nichts Genaueres festgesetzt gewesen. Wir finden in den alten Protokollbüchern 3-, 4-, 5- auch 5½-jährige Lehrzeiten, je nach dem die Eltern und Meister einig wurden. Ein Ablassen von der Dauer der Lehrzeit war den Meistern gestattet. Erst in jüngerer Zeit bahnt sich der eigentliche Lehrvertrag den Weg zu seiner heutigen Form. Jeder Lehrling war zunächst 6 Wochen auf Probe bei dem Meister und mußte Einschreibengebühren und bei der Losprechung ebenfalls Beiträge an die Lade und die Kirche bezahlen. Bei armen Knaben machte man dennoch Ausnahmen. Die Beiträge wurden entweder gestundet, vom Meister bezahlt oder gänzlich niedergeschlagen. Zum Zwecke der Gesellen- und Meisterprüfungen wurden Prüfungskommissionen zu je 2 Mitgliedern als Innungs- und 2 für die Kreiskommission eingesetzt. Die obengenannten Forderungen für die Gesellenprüfung wurden bis 1855 und weiter verlangt. Jeder Meister war zur gründlichen Unterweisung, christlichem Umgang, nicht zu harter Zucht; jeder Lehrling zum Gehorsam, Respekt, zur Folgsamkeit und kleineren Nebenarbeiten verpflichtet. Starb ein Meister vor Beendigung der Lehrzeit eines Burschen, so lernte dieser bei einem andern Gewerksmeister weiter. Nach dem Losprechen wurde dem jungen Gesellen ohne Kosten der Lehrbrief ausgehändigt und ihm die Achtung des Gesellenstandes anbefohlen, worauf er drei Jahre wanderte. In der Gesellenherberge waren alle unnützen Dinge verboten. Es war vielmehr die Stätte, wo man arbeitswillige Gesellen, bezw. Arbeit zu finden hoffte, die an einer schwarzen Tafel vom Gewerk dort bekanntgegeben wurde. Mäßiges Trinken war dort geboten!? — Der althergebrachte blaue Montaa blieb wie das gegenseitige Aufreden zum Wandern verdammt! Jeder Geselle sollte abends zur rechten Zeit daheim sein. Ein „Nach-Zehn-Uhr-Kommen“ brachte eine Strafe von 2 Silbr., ein Nachfortbleiben eine solche von 6 Silbr. zur Gesellenarmentkasse ein. Im Verhältnis von Meister und Gesellen, das auf gegenseitiges Vertrauen basierte, mußte beim Aufgeben der Arbeit eine acht tägige Kündigungsfrist innegehalten werden, wenn nicht dieses Vertrauen durch falsche Angaben des Gesellen gebrochen wurde. Die geforderte Auskunft mußte wahr sein. Fremd einwandernde Gesellen mußten auf diese Kund-

schaft einen Eid ablegen. Zwischen Gewerk und Gesellenbruderschaft bildeten die beiden Altgesellen die eigentliche Verbindung, die von den Gesellen ausgemacht wurden. Diese hatten getreu ihrer Pflicht, die Ehre des Standes im Gesellenquartal zu wahren, die für die Gesellenhilfskasse erhobene Auflage einzuziehen und mit dem Altmeister abzurechnen. Briefwechsel mit auswärtigen Bruderschaften war untersagt. Die Gesellenbruderschaft besaß weder ein Siegel noch ein eigenes Vermögen. Briefe, die ev. einliefen, mußten über Altmeister und Besitzer dem Magistrat uneröffnet überreicht werden, der die Bestrafung der Absender veranlaßte. Gesellenlohn, Speisung und Arbeitszeit regelte das persönliche Uebereinkommen zwischen Meister und Gesellen. Streng wurden diese genannten Rechte und Pflichten innegehalten, zumal auch die Behörden zur Aufsicht angewiesen waren und jede Zuwiderhandlung bestraften. Neben dem angeführten Gildebrief wird später die seit dem 17. Januar 1845 erlassene Gewerbeordnung erwähnt und zu gewissen Entscheidungen herangezogen.

Das Schuhmachergewerk hat der Bürgerschaft manchen tüchtigen Kopf beschert. Unter den Altmeistern wird auch der Name Lebbin genannt. Könnte bei der Bedeutung des Gewerks in alter Zeit die Vermutung nicht nahe liegen, daß jener erste Schützenhauptmann ein ehrfamer Meister des löblichen Schuhmachergewerks gewesen sei? — Ein sogenannter Handwerkerschulmeister war Lehrer in Lauenhagen. Er gehörte mit zum Gewerk. Dieses erhob, weil er sich das Aufleggeld zu zahlen weigerte, gegen ihn Klage beim Magistrat. Handwerksmeister der eingewanderten Emigranten wurden dem Gewerk eingereicht. Fremdländisch klingend mischen sich ihre Namen unter die der alteingesessenen Geschlechter, unter denen die der Lüdtkes, Breitsprechers und Codois die Ehre des Gewerbestandes von Generation zu Generation bis auf den heutigen Tag vertraten. Der im Jahre 1929 verstorbene Innungs- und Obermeister des Innungsausschusses war ein Breitsprecher, sein Nachfolger in gleichen Ehrenämtern ist ein Lüdtke. Daneben werden Namen genannt, die heute noch heimisch in Strasburg sind, wie Fidert, Riebe, Münzel, Piemann, Zabel, Schrodt, Borchardt, Schmidt. Die auf das Amt als dirigierende Altmeister verzichtenden Altermäner wurden zu Ehrenmitgliedern gemacht, zahlten aber trotzdem ihre Auflage. In der späteren Innung waren diese Ehrenmitglieder beitragsfrei, hatten aber kein Stimmrecht. Einen seltenen Fall, der wohl einzig in Deutschlands Innungen dasteht, hat das Strasburger Schuhmachergewerk gegenwärtig zu verzeichnen. Es

sind dies die drei Meister-Gebrüder Otto, Albert und Robert Schrodt, die alle drei in voller Rüstigkeit im Besitze des goldenen Meisterjubiläums sind. Ersterer gehört bereits 63 Jahre, der zweite seit 59 Jahren und der letztgenannte



Otto Schrodt geb. 16.1.1841 Albert Schrodt geb. 18.2.1846 Robert Schrodt geb. 27.5.1853
Drei rüstige Vertreter und Altmeister „Die drei Meisterbrüder Schrodt“ aus dem Strasburger Schuhmachergewerk.

seit 51 Jahren der Innung als Meister an. Um dieser Seltenheit ein ehrendes Gedenden an die Arbeitsveteranen und altherwürdigen Vertreter des Handwerks zu bewahren, ist das Innungslokal mit ihrem Bild geschmückt. — Das Alter und die Bedeutung des Gewerks beruht lediglich auf der straffen inneren Zucht in allen Schichten und auf dem festen Zusammenhalten der Gewerksgenossen. Grundsätzliches Innehalten der Rechte und Pflichten, Ehrbarkeit, Zucht, Sitte, Mäßigkeit, das sind Charakterzüge aus dem Bilde des Strasburger Schuhmachergewerks um 1800. Obwohl diese Eigenschaften von der Mehrzahl der Angehörigen gewahrt wurden, blieben dennoch Fälle nicht aus, die ein Hinausgehen über den gewollten Rahmen bezeugen. Da hatte ein Lehrling bereits 2 Jahre gelernt. Er entlief dem Meister. Entlaufen bedeutete Nachlernen! Das Gewerk verurteilte ihn, wenn er des Lehrgeldes nicht verlustig gehen wollte, noch weitere 3 Jahre zu lernen. — Ein Meistergeselle schuldet dem Gewerk noch Ladegeld! — Es wird sein angefan-

genes Meisterstück, da er bei der Ausführung zögert, zum Meistgebot verkauft. — Zwei Gesellen haben sich auffällig und rauflustig gegen den Altermann und eigne Zunftgenossen benommen! — Sie werden in harte Strafe genommen. Als sie Miene machen gegen Rücklassung des schuldenden Betrages zu entfliehen, werden sie arretiert. Dennoch gelingt es ihnen nach der Freilassung zu entkommen. Auf Gewerksbeschuß werden darauf allen fremden Gesellen die Pässe abgenommen und die eingezogene Kundschaft protokollarisch festgelegt. — Ein Meister wird zu harter Zucht beschuldigt. — Der Lehrling wird ihm fortgenommen; der Meister zur Lade mit Verbotsgeld bestraft. — Der Spannrriemen scheint zuweilen auch eine Rolle gespielt zu haben, zumal gerade nicht feine Redensarten im Zorn zwischen Meister und Gesellen fielen. Verächtlich blickten die Gesellen auf die ehemaligen Soldaten, obwohl diese gleiche Rechte haben sollten. Diese hingegen ließen sich ihre Rechte nicht nehmen und gingen, wie es aus einem Protokoll im Juni 1788 hervorgeht, über diese hinaus. Da sich ein Soldatengeselle, wie bereits oben erwähnt, auffällig gegen den Altmeister benommen hatte und den eigenen Meister durch anzügliche Reden zur Tätlichkeit reizte, wurde er in Strafe genommen. — Bat ein Soldat um Verleihung des Meisterrechtes, so mußte er einen Konsens vom Regiment einbringen, das der Kriegs- und Domänenkammer eingereicht wurde. — Selbst Plaudereien von Meistern über Gewerksangelegenheiten wurden bestraft. Die Ehrbarkeit während, untersuchte das Gewerk Beschwerden über wüste Zechereien der Gesellen und hielt diese neben der Strafe zur Lade um Begleichung ihrer Zechen an. Alle diese Dinge waren Gewerksangelegenheiten und fanden dort ihre Erledigung, nachdem die Meister vor geöffneter Lade darüber „konferieret“ hatten, sich streng nach dem Gesetze richtend. Dennoch trugen diese alten Meister ein echt christliches Herz im Leibe, was sie in Taten innerhalb des Gewerks bewiesen. Da wurde der Sohn einer armen Witwe gebührenfrei zum Meister gemacht, um seiner Mutter besser helfen zu können. Den armen Meistern wurden Unterstützungen aus der Lade und freies Mittagessen gewährt. Arme Jungen werden von Meistern angenommen und ordentlich ausgebildet. Der Meister verpflichtet sich, den Knaben wie sein eigen Kind zu halten, ordentlich zu kleiden und ehrbarlich zu erziehen. Kranke Gesellen werden gepflegt, Arzt, Arzneien und Kurkosten bezahlt. Zur Kirche hielt man sich streng. Man besaß einen eigenen Kirchenstuhl. Die Ausgabenbücher weisen laufende Summen für Kirchenlichte und Küsterzuwendungen auf.

Im Anschluß an die Paragraphen des Gildesbriefes richtet das Gewerk eine Sterbeunterstützungskasse ein, zu der auch beitragszahlende Witwen gehören, die das Gewerbe nicht weiterführen. Diese Kasse besitz seit 1855 ihr Guthaben bei der Stadtparkasse.

Trotz Kriegsnot, trotz anderer Leiden hat das Schuhmachergewerk das Seine zusammengehalten. Am Wismarschen Damm liegt noch heute das sogenannte Schuhmacherland. Dem Gewerk gehörte früher ein eigenes Lohhaus mit Lohhof, wo das Leder von den Gewerksgenossen bis zur Ablösung dieses Rechtes selbst hergestellt wurde. Diese Besitzung lag unweit des Gerber Dahlkesschen Gartens und ging vor etwa 30 Jahren in den Besitz des Akerbürgers Zwerg über, der es zu Gartenzwecken verwandte. Die Lage des Lohhofes geht aus einem Protokoll vom 22. 7. 1834 hervor, wo die Instandhaltung des Weges zum Lohhaus Streitigkeiten mit dem Magistrat setzt. Das Gewerk scheint die Entscheidung des Kammergerichtes angerufen zu haben, aber dennoch zur Instandhaltung der Schalung der Wallgrabenbrücke, am Altstädter Damm, Kröpfung der Weiden, Befestigung und Reinigung des Abwässerungsgrabens und den Prozesskosten verurteilt zu sein, da sich in den Ausgaben dieser Jahre laufende Summen dafür befinden. Jeder Meister hatte einen laufenden Beitrag von 6 Elbgr. für die Unterhaltung des Lohhauses zu zahlen. Das Lohhaus selbst wurde nach Ablösung der Gerberrechte einem Lohgerber pachtweise überlassen, die Grasnutzung des Lohhofes zum Heumachen gegen Meistgebot aufs Jahr einem Gewerksgenossen in Pacht gegeben. Zum Ankauf des Lohhauses und Hofes hatte Meister Hand eine Hypothek hergegeben, die nach und nach abgelöst wurde.

Die neuerlassenen Bestimmungen der Regierung wurden stets den Gewerksmeistern beim Quartal bekannt gemacht. Das Gewerk hielt, um auf dem Laufenden zu bleiben, das Potsdamer und Stettiner Amtsblatt. Die nächste vorgesetzte Behörde des Gewerks war die Stadtverwaltung. Die Beamten der Stadt besorgten auch Gewerksangelegenheiten mit und bezogen dafür Einkünfte. Der Bürgermeister ging gern auf Vorschläge des Gewerks ein und prüfte zuweilen die Protokollbücher, die er zu diesem Zweck einzog. Nicht unbeteiligt waren die Schuhmacher am Geschick ihrer Stadt wenn diese geplündert wurde oder sie selbst zu den Kontributionen herangezogen wurden und die Fußbekleidung für die feindliche Besatzung der Festung Stettin 1807 liefern mußten. Nach der Durchführung der neuen Städteordnung sitzen zwei Vertreter des Gewerks mit im Stadtparlament.

Die Meister Lüdtke und Heinke fahren in amtlicher Eigenschaft nach Anklam, um Untersuchungen über die Cholera, die 1830 in die Stadt eingeschleppt wurde, anzustellen. Sie erhalten vom Gewert die Reisekosten ersetzt. Sämtliche Gesellen, die fortan einwandern, müssen sich dem Arzt zur Untersuchung stellen, bevor sie in Strassburg nächstigen oder ganz bleiben dürfen. Die Kosten bezahlt die Innung.

In den alten Innungsakten klappt eine große Lücke, die uns ein Bild über die Auswirkung der Steinischen Reformen geben könnte. Die Zünfte sanken in ihrer Bedeutung etwas herab, ihre Geschichte aber und ihre Verdienste für die Stadt

konnte ihnen niemand nehmen. Am 6. Februar 1855 tritt das neue Statut in Kraft. Es wird jetzt der Innungsoberrmeister mit Schriftführer und Kassierer gewählt. Das Amt des Altermannes und die Zeit des Gewerks mit seinen alten Rechten und Bestimmungen war dahin. Und dennoch sind die Innungsmeister dieselben geblieben, die die Zeiten des Gewerks in Ehren halten und seine alten Akten in der alten Lade wie Heiligtümer bergen. Inflation und moderner Industrief Kapitalismus haben die wirtschaftliche Grundlage des Handwerks wankend gemacht. Siehst du aber einen ehrbaren, alten Handwerksmeister, dann erblicke in ihm den Kämpfer.

Wüste Kirche*).

Von W. Groß.

Wildflatternde Wolken im Vollmondschein,
zerborst'nes Gemäuer, zer schlagen Gestein,
sturzmächtige Wipfel, — ein Eulenschrei —
triegsirre Gestalten hegen herbei.

Zerrißen die Mäntel, die Schädel fahl,
das Antlitz gezeichnet von Jahren der Qual,
gesichelt vom Schrecken der wilden Zeit,
eilt alles ins Kirchlein, todesbereit.

Noch hält von den Quadern ein Mauerrest,
noch sperret die zerplitterte Bohlentür fest,
die Sturmglocke heult in der letzten Not:
„Hilf, Vater im Himmel, o Herr Gott!“

Da flackert es über die Wände rot!
Was Flammen nicht glühen, friß blutiger Tod. —
Noch wimmert es leise aus Qualm und Brand. —
Die Mordbuben wüten schon weiter durchs Land.

Stumm klagen als Zeugen im Vollmondschein
verwitterte Trümmer, bemoostes Gestein. — —
Nur Eulenschrei lachende Antwort höhnt. —
Von ferneher wieder ein Glöcklein ertönt.

*) Siehe Bild „Wüste Kirche“ im Heimatkalender 1930.

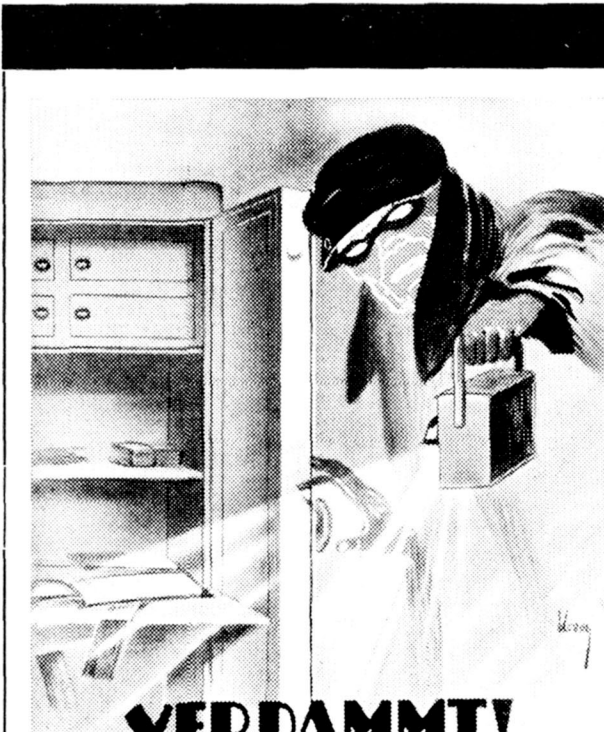
Weihnachten.

Von Katharina Bloß.

Draußen liegt Schnee und hält grimmer Frost
die Erde in Banden —
Sterne blinken am Himmel und Mond scheint
über feiernden Landen.

Drinne hält Wärme und süße Stille
die Seele umschlossen —
Lichter flackern, und der Duft von Tannen und
Wachs
ist über den Raum gegossen.

Und ganz tief innen ist Ruh und ein Wissen
von stetem Zusammen —
Von Unzertrennbarkeit, wie das Gelb und Rot
in den Kerzenflammen.



Vor
Geldverlusten

schützt ein
Sparkassen
buch oder ein
Spargirokonto
der

VERDAMMT!
WIEDER
BARGELDLOS!

**Sparkasse der Stadt
Prenzlau**



BAUGESCHÄFT

Ausarbeitung von Projekten u. Kostenanschlägen für städtische und ländliche Bauten jeder Größe

Ausführung von Erd-, Beton-, Maurer- und Zimmerer-Arbeiten sowie Uebernahme ganzer Bauten einschließl. Lieferung aller Baumaterialien // Spezial-Ausführungen im „System Prütz“

Lager sämtlicher Baumaterialien

Lieferung u. Lager

von Balken, Kantholz, Bohlen, Latten, Brettern, Hobeldielen, Fußleisten, Türbekleidungen, Rungen, Speichen und Felgen // Sämtl. Nutzholzer

WALTER JAHN / PRENZLAU

DAMPFSA GEWERK
HOLZHANDLUNG

Drahtanschr.: Walter Jahn, Baugeschäft, Prenzlau
Telephon Nummer 111



MUSIKALIEN- UND INSTRUMENTEN-HANDLUNG

RICHARD FILTER / PRENZLAU

KONIGSTRASSE
ECKE KL. FRIEDRICHSTR.



Qualitäts-Pianos verschiedener Fabriken
Schallplatten u. Sprechmaschinen, Lauten
Violinen sowie sämtliche Instrumente

Landwirtschaftliche Maschinen
Reparaturwerkstatt
Benzin, Öle, Fette, Bindegarn
Ford-Vertretung



Lauritz Mahler
Maschinenfabrik
Prenzlau/Telefon 767

Kreis = Jugendherberge Birkenhain

Besucht die wunderbar am Waldessaum gelegene, gut eingerichtete Kreis-Jugendherberge in Birkenhain bei Beenz. Sie ist der wanderfrohen Jugend zur Rast bestimmt und soll Pflegestätte wahrer Volksgemeinschaft und treuer Heimat- und Vaterlandsliebe sein.

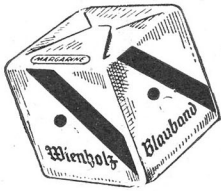
(*)

Aufgenommen werden: Jugendliche Einzelwanderer bis zum 20. Lebensjahre, sowie nachweislich in Berufsausbildung Begriffene bis zum 25. Lebensjahre durch den Kreisverbandes des Jugendherbergenverbandes mit gültiger Jahresmarke. Mitglieder und freiwillige Mitglieder durch die Mitgliedskarte. Führer von Jugend- und Schülergruppen durch den Führerausweis. Besichtigung der Jugendherberge ist jedem gestattet.

(*)

Die Jugend-Herberge in Birkenhain ist von Prenzlau und Templin aus bequem mit der Bahn zu erreichen. Von Prenzlau nach Birkenhain täglich Kraftomnibusverbindung.

„Wienholz“ Blauband Margarine



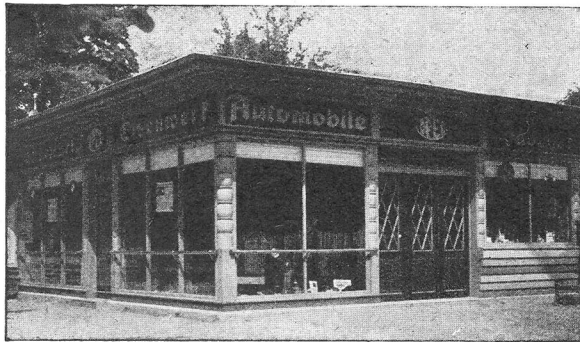
Für Kuchen, Braten
und Saucen von jeder Hausfrau
bevorzugt. Vollfett und nahrhaft,
mit frischer Milch gekirnt.

Nicht zu verwechseln mit der ähnlich lautenden
Marke der ausländischen Konzerne!

Konzernfrei

Uckermärkisches Eisenwerk / Prenzlau Maschinenfabrik • Eisengießerei • Autowerkstätte

Fabrik: Stettiner Straße 22-24 // Fernsprecher 359 und 360
Ausstellungshalle: Stettiner Straße 7 // Fernsprecher 458



Autowerkstätte

Alle Reparaturen, Schweißerei, Schmiede
Vulkanisieren, Bereifungen / Tankstelle

Größte Werkstätte der Uckermark

Fahrschule

Herren- und Damen-Kurse

Vertretungen: Automobile der Adam Opel A. G. - Motor-
räder BMW., Standard, Puch / Dieselschlepper von Mercedes-Benz

Maschinenbau: Bandsägen, Wagnermaschinen DRGM, Abrichthobelmaschinen
Eisengießerei: Grauguß für Maschinenbau und Kanalisation

Maler
Th. Lange
 Prenzlau, Wilhelmstr. 68
 Geschäftsbestand seit 1863
 Fernruf 238

❖

Stets zeitgemäße
 und zuverlässigste Aus-
 führung sämtlicher Malerarbeiten

A. F. Klebe
 P r e n z l a u
 Königstraße 140 // Gegründet 1803

Juwelier

Lager in
 Gold- u. Silberwaren
 Silberne und versil-
 berte Bestecke

Erzeugnisse d. Württembergischen
 Metallwaren-Fabrik

Jeder Uckermärker liebt seine
 Heimat und bevorzugt deshalb

das beliebte
Qualitäts-
Bier

aus der
 Uckermärkischen
 Brauerei-Betriebs
 Genossenschaft
 E. G. m. b. H.

Fernruf 172 / Niederlagen in Templin
 Lychen, Zehdenick u. Angermünde



J. Burmeister
 Gartenbaubetrieb
 Prenzlau
 Neubrandenburger Str. 77
 Fernsprecher 165

✦

Dekorationen zu Festlichkeiten
 Bindereien / Topfpflanzen / Ge-
 müse- und Blumen-Pflanzen /
 Landschafts-Gärtnerei
 Samenhandlung



Kreisbahnwirtschaft Prenzlau

Stettiner Str.12 / Fernruf 600

Kreisweinstube, Weinkeller
und Garten / Erstklassiges
Lokal dieser Art am Platze
Naturreine Weine / Gut
gepflegte echte Biere //
Anerkannt gute Küche

Treffpunkt für alle diejeni-
gen, die an einem g u t e n
Glase Wein Freude haben!

Uckermärkischer Kurier - Das Heimatsblatt des Uckermärkers!



die große
**goldene
medaille**

ist eine von berufener stelle
erfolgte anerkennung für lei-
stungsfähigkeit der aus-
stellenden firma und quali-
tät der ausgestellten erzeug-
nisse • wiederholt erhielten
wir diese hohe auszeichnung

**c. vincent
buchdruckerei**

wir arbeiten nach dem grundsatz:
„alles für den kunden“, streben also
nach bester ausführung, schneller
lieferung und preiswürdigkeit



Jeder Uckermärker liest den Uckermärkischen Kurier!

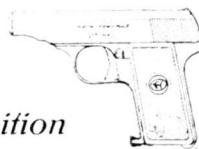
H. G. Kleinschmidt
 Inhaber: Fritz Kleinschmidt
Prenzlau
 Telefon 217
 Gegründet 1865

Kolonialwaren / Feine
 Wurstwaren / Delika-
 tessen / Südfrüchte /
 Weine u. Spirituosen
 Zigarren / Zigaretten
 von O. Boenike, Berlin

Holz u. Kohlen
 en gros — en detail

Tankstelle Dapolin

Jagdgewehre
 Pistolen / Munition



R. Sauerbrey
 Büchsenmacherei und Waffen - Handlung
 Prenzlau
 Prinzenstr. 617

Vereidigt, Sachverständiger für
 die Gerichte des Landgerichts-
 bezirks Prenzlau für Waffen
 Munition und Abnahme
 von Schießständen

**Ausführung sämtlicher
 Reparaturen**

Blumenhalle
O. Hartmann
 Prenzlau
 Friedrichstraße 254
 Fernruf 176

Blumen für Freud u. Leid



Große Auswahl in Blumentöpfen
 und langstieligen Blumen

Carl Schulenburg
 Friedrichstraße 202 / Stettiner Straße 40

**Konditorei, Kaffee
 Konfitüren - Handlung**
 Telefon Nr. 395

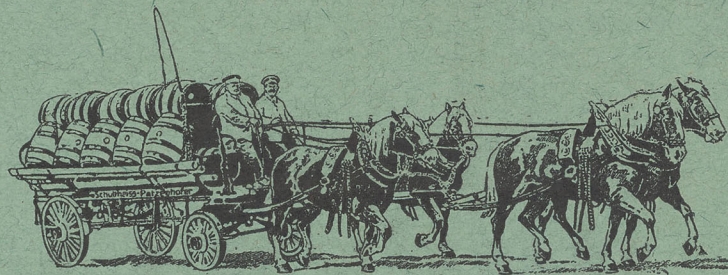
Torten / Speiseeis
 Bunte Schüsseln
 Spezialität:
Baumkuchen

Reelle, pünktliche
 Bedienung
 Solide Preise!

**Große, neuzeitlich ein-
 gerichtete Kaffeeräume**

Schultheiss-Patzenhofer

Größte Lagerbierbrauerei der Welt



empfiehlt ihre bekannten Markenbiere

E. Oberländer
Tischlermeister

Prenzlau
Wilhelmstraße 27
Telephon Nummer 257

Werkstatt für Renovierung antiker Möbel
Bau- und Möbel-Tischlerei / Sarglager

Birkenhain * Große Heide

Fernsprecher Beenz Nr. 11 / Mielte

Das altbewährte Ausflugs-Ziel
Sommer und Winter

Sonntags: Tanz-Kränzchen

Anerkannte Küche ** Fremdenzimmer

Tanzstelle

Omnibus-Haltestelle

Wilhelm Kalbersberg, Prenzlau

Königstraße 150-51 / Inhaber: Walter Siebert / Fernsprecher 2 / Gegründet 1840

Kolonialwaren

en gros // en detail

Spezialität: Frischgebrannte Kaffees in
feinst. Qualit. / ff. Tees, Kakaos, Schokoladen

Kohlen-Großhandlung

Nur beste Marken-Briketts, Steinkohlen
Grudekoks, Gaskoks, Hüttenkoks, Anthracit



**Düngemittel
Sämereien**

Großes Lager abgelagerter Weine und Zigarren // ff. Spirituosen

Verzeichnis der Märkte für das Jahr 1931.

Table with 6 columns: Ff heißt, Ff, Fettw, Echl, Sam heißt, D heißt, Schlo heißt, and their corresponding market types like Ferkelmarkt, Flackmarkt, etc.

Die eingeklammerte Zahl hinter dem Datum der Märkte gibt die Zahl der Markttage an. Die Zahl vor dem Strich bedeutet den Tag, die Zahl hinter dem Strich bedeutet den Monat, also z. B.: 3/4 = 3. April.

Provinz Brandenburg.

Regierungsbezirk Potsdam.

Alt Landsberg. R: 12/3. 18/6. 22/10. Ungermünde. R: 22/10. Baruth. R: 9/3. 11/5. 13/7. 14/9. 16/11. RbdvP Schw: 7/2. 7/3. 11/4. 9/5. 6/6. 11/7. 8/8. 12/9. 17/10. 14/11. Christmarkt: 12/12. Beelitz. R Jugendm: 5/5. 13/10. R Schw: 19/12. P Schw: 17/1. 14/2. 28/2. 14/3. 18/4. 21/5. 16/5. 25/7. 12/9. 24/10. 21/11. Schw: 3/1. 31/1. 28/3. 6/6. 20/6. 4/7. 8/8. 26/9. 10/10. 7/11. 5/12. Weeslow. R: 27/3. 30/10. P: 26/3. 30/4. 21/5. 20/8. 29/10. 10/12. Schw: 8/1. 29/1. 19/2. 5/3. 16/4. 11/6. 25/6. 9/7. 30/7. 10/9. 24/9. 8/10. 12/11. 26/11. Belgig. RbdvP: 26/3. 20/8. 2/11. R: 16/2. 15/6. R Foh: 21/5. R: 21/3. Weihn: 17/12. R: 14/1. 28/1. 11/3. 8/4. 22/4. 8/5. 3/6. 24/8. 8/7. 22/7. 15/8. 2/9. 16/9. 5/10. 22/10. 11/11. 25/11. 9/12. 30/12. Berlin. Schlachtwieh (für Rinder, Kühe, Schafe und Schweine); Dienstags u. Freitags auf dem Zentralviehhof; Fleischmarkt: werftags vormittags auf dem städt. Fleischgroßmarkt an der Landberger Allee (Handel mit frischem Fleisch aller Art, ausgenommen Pferdefleisch); Deu- u. Strohmart: Dienstags, Mittwoch, Freitags u. Sonnabends; Weihnachtmarkt: 11/12. bis 27/12. Berlin-Charlottenburg. R: 7/4. 7/7. 6/10. P: 13/1. 27/1. 10/2. 10/3. 14/4. 12/5. 26/5. 9/6. 14/7. 28/7. 11/8. 8/9. 13/10. 27/10. 10/11. 8/12. (Sommer 8-18, Winter 8-16 Uhr, Jahrmärkte 8-19, Sommer 7-13 Uhr). Wochenm: Montags und Donnerstag vorm. in der Suarez- und Spreestraße, Dienstags und Freitags vorm. am Wittenberg-Platz und in der Reichstraße, Dienstags u. Freitags vorm. und Sonnabends nachm. am Friedrich-Karl-Platz, Mittwochs u. Sonnabends vorm. am Gustav-Adolf-Platz, Mittwochs vorm. und Sonnabends nachm. am Karl-August-Platz. Berlin-Cöpenick. R: 23/3. 3/8. 19/10. 7/12. Wochenm: Dienstags und Freitags vorm. (Sommer 7-12, Winter 8-12 Uhr). Berlin-Spandau. Wochenm: Dienstags und Freitags vorm. auf dem Lutherplatz, Mittwoch und Sonnabends vorm. in der Altstadt (vom 1/4. bis 31/10. 6/5-18 Uhr). Berlin-Weißensee. P: 6/1. 20/1. 3/2. 17/2. 3/3. 17/3. 7/4. 21/4. 5/5. 19/5. 2/6. 16/6. 7/7. 21/7. 4/8. 18/8. 1/9. 15/9. 6/10. 20/10. 3/11. 17/11. 1/12. 15/12. Wochenm: Montags und Donnerstags vorm. und Sonnabend nachm. in der Esch- und Sedanstraße (Sommer und

Winter 7-13, 15-19 Uhr). Dienstags und Freitags vorm. auf der Prenzlauer Promenade, Miwochs und Sonnabends vormittags in der Großen See-straße (Sommer und Winter 7-18 Uhr). Bernau. R: 4/3. 3/6. 2/9. 4/11. Boizenburg. R: 17/3. 6/10. Brandenburg (Gabel). R: 12/3. 18/6. 15/10. P: 19/2. 6/8. Sonntags: 12/11. Brück. Markt. R Schw: 25/3. 6/5. 2/9. 4/11. 9/12. R: 9/1. 23/1. 6/2. 20/2. 6/3. 10/4. 24/4. 15/5. 29/5. 12/6. 26/6. 10/7. 24/7. 7/8. 21/8. 11/9. 25/9. 9/10. 23/10. 12/11. 27/11. 18/12. Brüssow. R: 3/3. 2/6. 3/11. Dahme. R: 17/6. 21/10. RbdvP Schw: 20/1. 17/2. 14/4. 19/5. 16/6. 18/8. 15/9. 20/10. 17/11. 15/12. Schw: 17/3. 14/7. Wehn: 14/12. Fallmin. R: 20/5. 11/11. R: 21/1. 18/2. 18/3. 15/4. 17/6. 15/7. 19/8. 16/9. 15/10. 16/12. (Stmärkte nur vormittags). Bad Freienwalde an der Oder. R: 18/3. 15/7. 11/11. Freyenstein. R: 7. 14. 21. und 23/1. 4. 11. 18. u. 25/2. 4. 11. 18. u. 25/3. 1. 7. 8. 15. 22. u. 29/4. 6. 13. 20. u. 27/5. 3. 10. 17. u. 24/6. 1. 8. 15. 22. u. 29/7. 5. 12. 19. u. 26/8. 2. 9. 16. 23. u. 30/9. 7. 14. 21. u. 28/10. 4. 11. u. 25/11. 2. 9. 16. 23. u. 30/12. (nur vormittags). Friedland i. W. RbdvP Schw: 6/2. 1/5. 7/8. 6/11. Fürstenverder. R: 14/10. Gerswalde (Udermarkt). R: 19/5. Gölwen. R: 21/1. 25/2. 25/3. 22/4. 20/5. 24/6. 22/7. 26/8. 23/9. 21/10. 25/11. 23/12. Gollnow. R: 6/5. 21/10. R: 7/1. 21/1. 11/2. 25/2. 10/3. 25/3. 15/4. 29/4. 27/5. 10/6. 1. 15. u. 29/7. 12/8. 26/8. 9/9. 28/9. 7/10. 4/11. 17/11. 2/12. Weihn: 16/12. Gramzow. R: 20/6. Grantee. R: 3/12. RbdvP: 27/3. 20/10. Greiffenberg (Udermarkt). R: 3/12. Gabelberg. P Schw: 19/2. 19/3. 16/4. 21/5. 18/6. 22/10. 19/11. 17/12. R: 7/1. 4/2. 4/3. 1/4. 6/5. 3/6. 1/7. 5/8. 24/9. 7/10. 4/11. 2/12. R Foh: 1/9. Märkte nur vormittags. Güterbog. R: 27/6. 7/11. P: 22/1. 12/3. 16/4. 20/5. 25/6. 20/8. 24/9. 24/10. 5/11. 10/12. Wochenschw: 7/1. 11/2. 25/3. 8/7. 5/8. 9/9. 7/10. Königs-Wusterhausen. R: 26/3. 15/10. RbdvP Schw: 25/8. 14/10. Kyritz. RbdvP Schw: 15/1. 13/3. 19/5. 15/7. 27/8. 15/10. RbdvP Schw: 15/12. Schw: 9/4. Lehnin. R: 6/5. 7/10. Lenzen a. Elbe. R: 21/10. RbdvP Schw: 5/5. 18/12. RbdvP Schw: 20/10. Fall: 28/8. Liebenwalde. R: 5/3. 4/6. 1/10. 1/10. 12/11. P Schw: 26/2. 1/4. 15/5. 10/6. 29/7. 26/8. 21/10. 25/11. Wehn: 10/12. Lyggen. RbdvP Schw: 10/8. 23/6. 10/11. Meyenburg (Wignitz). R: jeden Montag mit Ausnahme des

Ostersonntags (6/4) und Pfingstmontags (25/5). Mittemwalde. R: 25/3. 20/5. 12/8. 14/10. 9/12. RbdvP Schw: 10/2. 24/3. 21/4. 19/5. 16/6. 21/7. 11/8. 15/9. 13/10. 10/11. 8/12. Pen-rubbin. RbdvP Schw: 25/3. RbdvP Schw: 7/1. 25/2. 15/4. 6/5. 3/6. 8/7. 5/8. 23/9. 7/10. 11/11. 2/12. Neustadt a. Dosse. R: 20/5. 23/10. Niemege. R Schw: 2/3. 4/5. 8/6. 26/10. 14/12. Schw: 12/1. 26/1. 9/2. 23/2. 23/3. 13/4. 27/4. 18/5. 22/6. 6/7. 20/7. 10/8. 24/8. 7/9. 21/9. 12/10. 9/11. 23/11. 21/12. Oberberg i. Mark. R: 10/3. 16/6. 1/9. 3/11. Oranienburg. R: 26/3. 25/6. 24/9. 26/11. Perleberg. R: 16/2. RbdvP Schw: 26/3. 21/5. 20/8. 22/10. 17/12. Plane a. Gabel. R: 21/5. 22/10. Potsdam. R: 19/3. 18/6. 27/8. 15/10. 19/11. Prikerbe. R: 13/5. 14/10. Prignitz RbdvP Schw: 5/3. 30/4. 25/6. 13/8. 1/10. 12/11. Ruffsch. R: 10/10. Schw: 15/3. 10/4. 7/5. 4/6. 2/7. 6/8. 3/9. 9/10. 5/11. Märkte nur vorm. Rathenow. R: 11/6. 8/10. (je 2). RbdvP Schw: 10/6. 7/10. Rheinsberg (Markt). R: 17/3. 23/6. 5/11. Rhinow. RbdvP Schw: 3/4. 16/9. 11/11. Saarnund. R: 19/2. 8/12. Schwed. a. D. R: RbdvP Schw: 14/4. 14/7. 27/10. RbdvP Schw: 24/2. 24/3. 24/11. Storkow. R: 16/7. 1/7/12. RbdvP Schw: 12/3. 15/4. 7/5. 18/6. 15/7. 18/8. 17/9. 4/5/10. 11/11. 16/12. Tempin. R: 12/8. 5/11. Tempin. RbdvP Schw: 11/3. 5/5. 4/6. 2/12. RbdvP Schw: 17/6. 28/10. Trebbin (Teltow). R: 26/1. 23/3. 1/6. 24/8. 19/10. 14/12. P Schw: 24/1. 21/2. 21/3. 25/4. 30/5. 27/6. 18/7. 22/8. 19/9. 17/10. 14/11. 12/12. Treuenbrieten. R: R: 25/3. 6/5. 2/9. 4/11. 9/12. R: 9/1. 23/1. 6/2. 20/2. 6/3. 10/4. 24/4. 15/5. 29/5. 12/6. 26/6. 10/7. 24/7. 7/8. 21/8. 11/9. 25/9. 9/10. 23/10. 13/11. 27/11. 17/12. Wendisch Buchholz. RbdvP Schw: 21/3. 12/5. 25/8. 17/10. 15/12. RbdvP Schw: 4/7. Wer-der a. S. R: 17/3. 19/5. 15/9. 17/11. 15/12. Wiefenburg. R: 15/1. 5/2. 12/3. 9/4. 7/5. 11/6. 9/7. 13/8. 17/9. 15/10. 12/11. 10/12. Wildsüd. Schw: 6/1. 17/2. 17/3. 14/4. 12/5. 9/6. 7/7. 11/8. 15/9. 13/10. 10/11. 8/12. Märkte nur vorm. Wittenberge (Bez. Potsdam). RbdvP Schw: 7/1. 21/1. 4/2. 18/2. 4/3. 18/3. 1. 15. u. 29/4. 6/5. 20/5. 8/6. 17/6. 1/7. 22/7. 5/8. 19/8. 2. 16. u. 30/9. 14/10. 28/10. 11/11. 25/11. 2/12. 16/12. Wittkau. RbdvP Schw: 3/2. 3/3. 5/5. 8/9. 6/10. 24/11. Wriezen. R: 11/3. 24/6. 14/10. Sehdenid. R: 5/3. 18/6. 8/10. 20/11. RbdvP: 4/3. 17/6. 7/10. 19/11. Poffen. R: 4/6. 5/11. 17/12. RbdvP Schw: 4/2. 4/3. 15/4. 6/5. 3/6. 1/7. 5/8. 2/9. 7/10. 4/11. 16/12.

Regierungsbezirk Frankfurt.

Alt Döbern. R: 20/3. 5/6. 28/8. 30/10. 11/12. RdbV Schw: 10/2. 11/4. 2/6. 25/8. 20/10. Alt Karbe. RdbV Schw: 2/3. 11/5. 27/7. 14/12. R: 5/1. 19/1. 2/2. 16/2. 16/3. 30/3. 13/4. 27/4. 1. 15. u. 29/5. 13/7. 10/8. 24/8. 7/9. 21/9. 5/10. 19/10. 2. 16. und 30/11. 28/12. Die Märkte dauern nur einen halben Tag. Alt Döbe. RdbV Schw: 19/5. 20/10. Alt Nees. Rdb: 20/8. Arnspalude. R: 26/3. 7/5. 20/8. 15/10. 17/12. Bärowalde (Dienmarh). R: 18/3. 8/7. 11/11. Beichh. R: 12/10. Verlinchen. R: 25/3. 14/10. Bernstein. R: 5/6. 6/11. Hoberberg. RdbV Schw: 11/3. 22/4. 10/6. 29/7. 26/8. 30/9. 4/11. 9/12. Burg (Dorf). RdbV Schw: 25/3. 5/6. 7/8. 9/10. Weihn: 9/12. Calau. R: 16/2 (2). 30/3. 11/5 (2). 6/7. 14/9 (2). 14/12. RdbV: 17/1. 14/2. 28/3. 9/5. 4/7. 8/8. 12/9. 10/10. 28/11. Schw: 16/1. 13/2. 27/3. 8/5. 3/7. 7/8. 11/9. 9/10. 27/11. Die Märkte am 30/3. u. 14/12. sind jogen. guter Montag und dürfen nur die Handelsleute aus Calau, Sonnenwalde, Weichau, Drebkau, Sübbenau, Zudau u. Sübben hierzu erscheinen. Christlanfadi a. Hober. R: 21/2. Rdb: 10/10. Rdb: 7/3. 20/6. 15/8. Cottbus. R: 12/4 (4). 6/9 (4). GroppV. Schw: 15/1. 12/2. 12/3. 14/4. 7/5. 4/6. 9/7. 6/8. 9/10. 12/11. 10/12. GroppV Schw Karpfen 8/9. Schw: 3. 22. u. 29/1. 5. 19. und 26/2. 5. 19. und 26/3. 2. 9. 16. 23. u. 30/4. 13. 21. u. 28/5. 11. 18. u. 25/6. 2. 16. 23. u. 30/7. 13. 20. u. 27/8. 3. 10. 17. u. 24/9. 1. 15. 22. u. 29/10. 5. 19. u. 26/11. 3. 17. 24. u. 51/12. Crotzen a. D. R: 25/3. 17/6. 14/10. 2/12 (je 2). RdbV: 10/2. 24/3. 21/4. 19/5. 16/6. 7/7. 18/8. 15/9. 13/10. 3/11. 1/12 (je 1/2). Schw: jeden Donnerstags vorm. u. Ausnabme des Himmelfahrtstages. Dobritlugl. R: 4/3. 5/8. 7/10. RdbV. Schw: 3/3. 5/5. 2/6. 4/8. 6/10. RdbV Schw: 1/9. Schw: 7/1. 4/2. 1/4. 1/7. 4/11. 2/12. Christm: 18/12. Dollenschen (Callgast). RdbV Schw: 1/5. 4/9. Drebkau. R: 20/4. 22/6. 28/9. 7/12. RdbV Schw: 21/3. 18/4. 23/5. 20/6. 25/7. 29/8. 26/9. 24/10. Fürth. Drechna. R: 26/11. RdbV Schw: 17/6. RdbV Schw: 22/4. 21/10. 25/11. Drielen. R: 11/3. 17/6. 9/9. 9/12. RdbV Schw: 13/1. 10/2. 10/3. 14/4. 12/5. 16/6. 14/7. 8/9. 18/10. 10/11. 8/12. RdbV Schw: 13/1. 18/8. Drossen. R: 24/3. 5/5. 20/10. 15/12. Jünterwalde. R: 19/3. 7/5. 6/8. 1/10. RdbV Schw: 13/1. 5/3. 16/8. 18/3. 29. u. 10/11. RdbV Schw: 30/4. Schw: 17/8. 14/7. 24/11. Weihn: 12/12. 19/12. Zu den Weihnachtsmärkten werd. nur Händler aus den Städten Dobritlugl, Kirchhain u. Sonnenwalde zugelassen. Forst (Kaufst). RdbV Schw: 24/2. 19/5. 20/10. RdbV Schw: 24/3. 21/7. 5/9. Geft: 20/1. 3/3. R (Weihn.): 15/12. Schw: jed. Sonnabend. Frankfurt a. D. Messe Wöttcher Ludf: 23/2. 6/7. 19/10 (je 14). Schw: 3/3. 14/7. 27/10. RdbV Schw: Schf Schf Schf.

7/1. 4/2. 4/5. 1/4. 6/5. 3/6. 1/7. 5/8. 2/9. 7/10. 4/11. 2/12. Weich (Sofalmarkt): 11/12 (14). Friedeberg N. W. R: 18/3. 3/6. 26/8. 4/11. RdbV Schw: 17/3. 21/4. 2/6. 25/8. 6/10. 3/11. Friedland N. S. RdbV Schw: 13/8. 19/8. Fürstenberg a. D. RdbV Schw: 10/3. 30/6. 6/10. 8/12. RdbV Schw: 5/5. 25/8. Fürstenele. R: 1345. 7/10. Fürstewalde. R: 10/2. 25/3. 13/10. RdbV Schw: Schf Schf Geft: 14/1. 11/2. 11/3. 15/4. 6/5. 8/7. 26/8. 23/9. 14/10. 25/11. 9/12. RdbV Schw: 10/6. Gassen N. S. R: 1/12. RdbV Schw: 17/2. 31/3. 19/5. 11/8. 6/10. RdbV Schw: 30/6. Görts a. D. R: 10/3. 20/10. 8/12. Gofsen. R: 16/3. 25/6. 12/10. RdbV Schw: 16/12. RdbV Schw: 31/1. 14/3. 16/4. 13/5. 23/6. 25/7. 22/8. 17/9. 10/10. 12/11. Groß Leuthen. RdbV Schw: 11/3. 16/6. 16/9. Guben. R: 11/5. 23/9. 9/11 (je 2). RdbV: 17/2. 17/3. 14/4. 12/5. 9/6. 14/7. 18/3. 29/9. 20/10. 10/11. 8/12. Schw: jeden Montag, sofern hier nicht ein Festtag ist. Kirchhain N. S. R: 25/3. 8/7. 9/9. 14/10. RdbV Schw: 24/3. 7/7. 8/9. 13/10. Schw: 21/1. 18/2. 15/4. 27/5. 29/7. 11/11. Die Schw. u. RdbV Schw Märkte dauern nur 1/2 Tag. Königsberg (Rm.). R: 15/4. 4/11. Königsvalde. R: 25/3. 12/8. 21/10. Christm: 7/12. Kriechst. R: 8/5. 16/10. 11/12. Küstrin. R: 3/3. 5/5. 6/10 (je 2). RdbV Schw: 21/1. 18/2. 13/3. 22/4. 20/5. 17/6. 22/7. 19/8. 12/9. 21/10. 25/11. 16/12. RdbV Schw: 4/1. 3/2. 3/3. 1/4. 5/5. 2/6. 7/7. 4/8. 1/9. 6/10. 4/11. 1/12. Landsberg a. W. R: 15/7. 21/10 (je 2). RdbV: 2/1. 16/1. 6/2. 20/2. 9/3. 20/3. 10/4. 17/4. 1/5. 15/5. 5/6. 19/6. 3/7. 17/7. 7/8. 21/8. 4/9. 18/9. 2/10. 16/10. 6/11. 20/11. 4/12. 18/12. R: 7. 14. 21. u. 28/1. 4. 11. 18. u. 25/2. 4. 11. 18. u. 25/3. 1. 8. 15. 22. u. 29/4. 6. 13. 20. u. 27/5. 3. 10. 17. u. 24/6. 1. 8. 15. 22. u. 29/7. 5. 12. 19. u. 26/8. 2. 9. 16. 23. u. 30/9. 7. 14. 21. und 28/10. 4. 11. u. 25/11. 2. 9. 16. 23. u. 30/12. Die RdbV. R. und R. Märkte finden nur vorm. statt. Lebus. R: 26/10. RdbV: 4/5. Weichin. R: 19/3. 22/10. Liebenau b. Schwiebus. RdbV Schw: 16/6. 27/10. Lieberose. R: 18/2. 25/3. 6/5. 1/7. 7/10. RdbV Schw: 21/1 (vorm.). 6/5 (vorm.). 3/6 (vorm.). 1/7 (vorm.). 29/7 (vorm.). 26/8 (vorm.). 7/10 (vorm.). 4/11 (vorm.). 6/12 (vorm.). Lippehne. R: 22/10. Ludau. R: 4/2. 25/3. 13/5. 26/8. 4/11. 16/12. RdbV Schw: 6/1. 3/2. 24/2. 31/3. 21/4. 12/5. 30/6. 28/7. 25/8. 22/9. 3/11. 1/12. Die Märkte am 25/8. u. 16/12. sind nur für Händler der ehem. sächsischen Niederlausitz. Sübben. R: 9/3. 18/5. 28/9. 16/11. R Schw: 10/12. RdbV: 10/1. 21/2. 7/3. 21/3. 11/4. 16/5. 6/6. 11/7. 15/8. 26/9. 24/10. 14/11. 11/12. Schw: 9/1. 6/2. 20/2. 6/3. 20/3. 10/4. 1/5. 15/5. 5/6. 19/6. 10/7. 31/7. 14/8. 4/9. 25/9. 9/10. 23/10. 13/11. Der R. Markt am 10/12. ist

nur für Verkäufer aus Sübben, Barta, Galau, Weichau, Sübbenau u. Gofsen. R. und R. Märkte nur vorm. Sübbenau. R: 16/3. 16/6. 17/8. 2/11. 12/12. (nur für Händler aus den sächsischen Calau, Straupitz, Sübben, Weichau und Zudau). RdbV: 14/8. 13/6. 15/8. 31/10. Schw: 17/2. 13/3. 12/6. 14/8. 2/10. 30/10. Weichin. R: 25/3. 4/6. 11/11. Müllrose. RdbV Schw: 13/2. 10/4. 19/6. 7/8. 9/10. 11/12. RdbV Schw: 9/1. 13/8. 8/5. 10/7. 4/9. 6/11. RdbV Schw Märkte nur vorm. Müncheberg. R: 15/4. 2/12. Neudamm. R: 20/3. 1/7. 23/9. 10/11. Neuwedel. R: 25/3. 6/5. 17/6. 19/8. 14/10. 16/12. RdbV Schw: 24/3. 5/5. 16/6. 18/8. 13/10. 15/12. Reib. RdbV Schw: 17/3. 2/6. 27/10. RdbV Schw: 4/2. 3/4. 5/5. 7/7. 18/8. 2/9. 30/9. 25/11. R (Christm.): 16/12. Rörden. RdbV Schw: 25/3. 16/6. 21/10. 2/12. Nees. R: 19/2. 4/6. 27/8. 29/10. 17/12. RdbV Schw: 18/2. 25/3. 3/6. 26/8. 28/10. 16/12. Neppen. RdbV: 6/5. 21/10. 9/12. RdbV: 14/1. 11/2. 18/3. 13/4. 10/6. 8/7. 12/8. 9/9. 11/11. Bad Schönfließ Rm. R: 29/1 (2). 6/3. Schönwalde. RdbV Schw: 19/3. 27/5. 8/7. 19/8. 7/10. 25/11. Märkte nur vorm. Schwiebus. RdbV Schw: 11/3. 13/5. 26/8. 7/10. 9/12. Seelow. R: 19/3. 2/5. 27/8. 26/11. Weich: 23/12. Sellnow. RdbV: 6/5. 4/11. Senftenberg. R: 23/3. 29/6. 16/11. KleinrdbV Schw: 20/3. 13/5. 26/6. 5/8. 16/9. 30/10. Solbin. R: 1/5. 11/9. 13/11. RdbV: 25/2. 25/3. 21/10. 18/11. R: jeden Sonnabend vorm. Sommerfeld. R: 18/3. 6/5. 9/9. 25/11 (je 2). RdbV Schw: 18/3. 6/5. 8/7. 12/8. 9/9. 7/10. 25/11. Schw: jed. Donnerstags vorm. Sonnenburg. R: 25/3. 13/5. 19/8. 25/10. 10/12. Sonnenwalde. R: 25/2. 20/5. 24/6. 23/9. 28/10. R (Weihn.): 9/12. RdbV Schw: 28/1. 25/2. 8/4. 20/5. 24/6. 12/8. 23/9. 28/10. 9/11 (je 1/2). Sorau N. S. R: 25/6. 10/9 (je 2). RdbV: 11/3. 23/4. 25/6. 25/7. 10/9. 23/10. Schw: Geft: 27/2. Schw: 2. 9. 16. 23. u. 30/1. 6. 13. u. 20/2. 6. 13. 20. und 27/3. 10. 17. und 24/4. 1. 8. 22. u. 29/5. 5. 12. 19. u. 26/6. 3. 10. 17. 24. u. 31/7. 7. 14. 21. u. 28/8. 4. 11. 18. u. 25/9. 2. 9. 16. u. 30/10. 6. 18. 20. und 27/11. 4. 11. und 18/12. Spremberg. R: 18/3. 12/5. 30/8 (2). 14/10. 8/12. RdbV Schw: 7/1. 21/1. 3/2. 18/2. 4/3. 18/3. 1/4. 15/4. 29/4. 12/5. 27/5. 10/6. 24/6. 15/7. 29/7. 4/8. 19/8. 31/8. 16/9. 26/9. 14/10. 28/10. 10/11. 24/11. 8/12. 22/12 (je vorm). Starnedel (Rehmig. L.) R: 7/9. Sternberg. RdbV: 12/2. 26/8. 20/5. 22/10. 3/12. RdbV: 20/8. Straupitz. RdbV Schw: 4/3. 20/5. 14/10. 9/12. R Schw: 15/4. 8/7. 9/8. Teuplit. R: 8/6. 31/8. Friebe N. S. RdbV Schw: 28/3. 16/5. 27/6. 19/9. 31/10. RdbV Schw: 21/2. 8/8. Christm: 12/12. Weichau. R: 3/3. 27/4. 24/8. 19/10. R (Weihn.): 16/12. RdbV: 24/1. 28/2. 25/4.

18/7. 22/8. 17/10. 12/12. Schw: 2/1. 23/1. 13/2. 20/3. 24/4. 22/5. 28/6. 17/7. 21/8. 18/9. 16/10. 6/11. 11/12. Zum Weihnachtsmarkt dürfen nur Händler aus Calau, Dreßden, Rübien, Rübienau u. Sudau ihre Ware selbst bieten. Vieh. RSP: 10/8. 27/10. **Woldenberg.** R: 4/2. 10/6. 16/9. 25/11. RdbP Schw: 3/2. 9/6. 15/9. 24/11. Pfüll: 12/8. **Worfelde.** Schw: 19/3. 16/4. 21/5. 13/8. 17/9. 15/10. (vorm.). Zehden. RdbP Schw: 19/3. 15/10. 10/12. **Yellin.** R: 12/10. **Ziebingen.** Rdb: 19/3. 17/9. (ndo-Märkte nur vorm.) **Zielentz.** RSP: 18/3. 17/6. 16/9. 12/12. **Züllchau.** RdbP: 20/1. 21/4. 7/7. 18/3. 20/10. RdbP: 17/2. 17/3. 12/5. 9/6. 15/9. 17/11. RdbP-Märkte nur vorm.

Mecklenburg-Schwerin.

Bad Doberan i. Doberan. Bad Eulzei. Sülze. **Bernitt.** RSP: 13/11. **Boizenburg.** R: 13/2. 20/5. 28/10. RSP: 12/10. **Brüel.** R: 12/3. 23/10. **Bühow.** R: 27/10 (1 1/2). RSP: 19/3. 27/10. **Criwitz.** R: 10/3. 15/10. R: 11/3. 10/6. 12/8. 11/11. R: 28/1. 25/2. 25/3. 29/4. 27/5. 24/6. 29/7. 26/8. 30/9. 28/10. 25/11. 30/12. **Dargun.** R: 21/10. **Dassow.** R: 3/11. **Doberan, Bad.** R: 23/9 (2). **Zucht:** 21/8. **Dobbertin.** R: 21/4. **Dömitz.** R: 15/10. RSP: 11/4. 27/6. 22/8. 10/10. **Eldena.** RSP: 26/3. 9/6. 30/9. **Gadebusch.** R: 18/2. 8/10 (2 1/2). **Gnoien.** R: 26/3. 25/6. 14/10. **Goldberg.** R: 3/3. 23/6. 3/11. **Grabow.** R: 19/9. 13/11. RSP: 21/2. RSP: 20/11. **Grevesmühlen.** R: 10/2. 16/7. 20/10. **Füll:** 16/6. **Wüstrow.** R: 30/10. **Umstlag:** 18/2 (2). **Hagenow.** R: 29/4. 14/10. **Kirchdorf auf Koel.** R: 16/9. **Klitz.** R: 1/10. (1 1/2). **Krahow.** R: 22/4. 8/7. 29/10. **Krövelin.** RSP: 25/3. 28/10. (je 1 1/2). **Lehßen.** R: 7/7. **Rübien.** R: 28/1. 1/12. RSP: 27/10. **Füll-Starten:** 26/8. **Rüb.** R: 22/10. **Sudowisluß.** R: 7/5. 5/11 (je 2). RSP: 8/1. 5/2. 5/3. 10/1. 7/5. 4/6. 2/7. 6/8. 3/9. 1/10. 5/11. 3/12. **Walschin.** R: 7/10. **Walschow.** R: 13/10. **Marlow.** R: 29/10 (1 1/2). **Neubutow.** R: 22/4. 20/10 (je 1 1/2). **Neufalen.** R: 10/4. 20/10. 9/12. **Neutloster.** R: 11/6. 22/10. **Neutadt-Glewe.** R: 17/3. 30/10. **Parchim.** R: 10/11. RSP: 4/3. 7/10. RSP: 7/5. 9/11. **Penzlin.** R: 16/10. **Picher.** RSP: 18/3. 28/10. **Füll-Starten:** 22/7. **Plau.** R: 5/3. 27/10. **Preßler.** R: 11/11.

Nedewin. R: 6/11. **Füll:** 5/6. **Füll-Starten:** 4/9. **Neßna.** R: 12/2. 11/6. 29/10. 17/12. **Ribnitz.** R: 21/10. **Rübel.** R: 17/3. 16/6. 3/11. RSP: 2/11. **Moßd.** **Ringstmarkt:** 25/5. (16 Uhr) bis 4/6. RSP: 28/9. RSP: 16/2. 15/6. **Müß.** R: 15/9. **Sadow.** **Füll-Starten:** 8/7. **Schwann.** R: 17/3. 9/7. 13/10 (je 1 1/2). R: 13/10 (1/2). **Schwerin.** R: 26/3. 1/7. 22/10 (je 2). **Serrahn.** R: 6/11. **Stavenhagen.** R: 9/10. **Sternberg.** R: 24/3. 17/6. 16/10. **Sülze, Bad.** R: 11/3. 15/7. 28/10. **Tessin.** R: 17/3. 27/10 (je 1 1/2). **Teterow.** R: 4/11. **Vellahn.** R: 7/4. 17/6. 21/10. **Waren (Müritz).** R: 14/10. **Warin i. M.** R: 17/3. 28/10. **Wismar.** R: 16/2 (2 1/2). **Ringstmarkt:** 14/5. (16 Uhr) bis 20/5. RSP: 16/2. 15/10. **Wittenburg.** R: 25/2. 15/4. 6/11. **Zarrentin.** R: 21/4. 23/10. **Zigendorf.** **Füll-Starten:** 11/8.

Mecklenburg-Strelitz.

Feldberg. R: 3/6. 4/11. **Friedland.** R: 20/3. 3/7. 27/10 (je 1 1/2). RdbP: 6/3. 19/6. 21/10. RdbP-Starten: 24/8. **Witrow.** R: 26/3. 25/6. 23/10. RdbP-Starten: 25/3. 24/6. 22/10. **Neubrandenburg.** R: 25/2. 3/7. 21/10 (2). **Zucht:** Rdb: 24/8. **Zuchtmarkt für edlere Pferde:** Mitte Mai nach näherer Bestimmung (2). **Woll:** in der Woche vor Johannis nach näherer Bestimmung. **Schönberg.** RdbP: 5/5. 6/10 (je 1 1/2). **Stargard.** R: 12/3. 5/5. 29/9. 18/10. RdbP: 28/9. **Strelitz.** R: 11/2. 12/5. 14/10. RdbP: 10/2. 11/5. 1/9. 13/10. **Wesenberg.** R: 10/3. 18/6. 17/11. **Woldegk.** R: 18/2. 30/6. 6/10 (je 1 1/2).

Provinz Pommern.

Regierungsbezirk Stettin.

Altdamm. R: 13/11. Rdb: 5/1. 2/2. 2/3. 30/3. 4/5. 1/6. 6/7. 7/8. 31/3. 12/10. 9/11. 30/11 (je 2). R: 7/1. 4/2. 4/3. 1/4. 6/5. 3/6. 8/7. 5/8. 2/9. 14/10. 11/11. 2/12. **Schw:** 23/1. 20/2. 20/3. 24/4. 22/5. 26/6. 24/7. 21/8. 25/9. 23/10. 27/11. 18/12. R: 9/6. **Urkhan.** R: 10/9 (2). R: 10/3. 14/7. 22/9. Rdb: 17/10. 24/10. R: 9/6. **Wahn.** R: 13/5. 28/10. **Sammini, Pom.** R: 1/10. 17/11. RSP: 25/3. 29/4. RSP: 23/9. RSP: 11/11. **Daber.** R: 19/3. 8/5. 15/10. 9/12. R: 13/1. 27/11. 10/2. 24/2. 10/3. 24/3. 14/4. 28/4. 12/5. 26/5. 9/6. 23/6. 14/7. 28/7. 11/8. 25/8. 8/9. 22/9. 13/10. 27/10. 10/11. 24/11. 8/12. 22/12. **Sämtliche Ferkelmärkte** nur vormittags. **Demmin.**

R: 22/10 (1 1/2). RdbP: 24/3. 16/6. 13/8. 20/10. **Fiddichow.** R: 9/4. 22/10. 3/12. **Wars a. Der.** R: 17/2. 2/6. 6/10. **Wollnow.** R: 22/4. 11/11. **Zucht:** Schw: 19/1. 16/2. 16/3. 13/4. 13/5. 15/6. 20/7. 17/8. 14/9. 26/10. 23/11. 14/12 (je 2). R: 21/1. 18/2. 18/3. 15/4. 20/5. 17/6. 22/7. 19/8. 16/9. 28/10. 25/11. 16/12. **Greifenberg i. Pom.** R: 2/10. R: 6/5. 27/3. 17/4. 8/5. 19/6. 17/7. 21/8. 23/10. **Greifenhagen.** R: 5/11. RdbP: 3/6. RdbP: 8/4. 9/12. **Groß Eichenitz, Pletten.** R: 6/10. RdbP: 10/2. 29/9. 17/11. **Güllow i. Pom.** R: 5/11. R: 11/3. 8/4. 15/7. 12/8. 9/9. 21/10. **Jacobshagen i. Pom.** R: 6/3. 26/6. 30/10. 4/12. **Jarmen.** R: 15/10. RdbP: 17/3. 9/6. 28/10. **Labes.** R: 18/3. 7/10. 25/11. RdbP: 3/2. 17/3. 2/6. 21/7. 6/10. 24/11. **Maslow.** R: 17/3. 2/6. 8/9. 8/12. **Naugard.** R: 27/3. 6/10. RdbP: 27/1. 26/3. 23/7. 29/9. 26/11. RdbP: 28/5. **Neuharb.** R: 22/4. 14/10. **Nödenberg i. Pom.** R: 5/3. 25/6. 29/10. 3/12. **Palowall.** RSP: 4/3. 3/6. 5/8. 7/10. **Platze i. Pom.** R: 24/3. 24/3. 10/11. 10/12. RdbP: 5/3. 20/10. **Rölich i. Pom.** R: 24/4. 3/7. 2/10. Schw: 13/1. 27/1. 24/2. 10/3. 7/4. 21/4. 19/5. 2/6. 30/6. 14/7. 11/8. 25/8. 22/9. 6/10. 3/11. 17/11. 15/12. 29/12. **Zucht:** Schw: 10/2. 24/3. 5/5. 16/6. 28/7. 8/9. 20/10. 1/12. **Pyritz.** R: 6/5. 16/9. RdbP: 24/2. 28/4. 8/9. 8/12. **Negenwalde.** R: 26/3. 15/5. 9/10. 11/12. R: 3/1. 7/2. 7/3. 4/4. 2/5. 6/6. 4/7. 1/8. 5/9. 3/10. 7/11. 5/12. RdbP Schw: 3: 24/8. 12/5. 7/10. **Stargard i. Pom.** R: 18/6. 5/11 (je 2). RdbP: 14/1. 11/2. 11/3. 22/4. 13/5. 10/6. 1/7. 26/8. 9/9. 7/10. 4/11. 9/12. R: 15/6. **Stettin.** R: 4/10 (8). **Jeden Dienstag und Freitag** Schlachtwiehmärkte auf dem Viehbofe für RdbP Schw Schw: 2/4. 26/5. 3/5. 25/12. **Ausnahmen:** 7/4. 26/5. 3/5. 25/12. fallen aus. **Jedoch findet am Donnerstag** dem 2. April, der **Viehmarkt** statt. **Swinemünde.** R: 20/10 (1 1/2). **Treptow a. Rega.** R: 16/4. 3/10. RdbP: 3/3. 21/4. 19/5. 26/6. 8/9. 16/10. **Treptow a. Tollense.** R: 12/3. 8/10 (je 2). **Neckermünde.** RdbP: 17/6. 16/9. RdbP: 15/4. **Wedom.** R: 6/10. **Füll:** 18/8. **Wangerin.** R: 20/3. 23/10. 19/12. RdbP: 19/3. 22/10. **Werben (Dammh).** R: 9/10. **Wollin.** R: 9/4. 24/9. RdbP Schw: 24/2. 14/4. 12/5. 23/6. 18/8. 15/9. RdbP Schw: 13/10. 20/10. 3/11. 1/12. **Witt:** 8/4. 23/9. **Zachau.** R: 26/3. 11/6. 17/9. 12/11.

Auflösungen der Räffel.

1. **Bilderräffel:** Je dicker de Drank, je fetter de Schwien
2. **Heide - Mühle =** Heidemühle.
3. **Schweineräffel:** Hindenburg.
4. **Bor. Rabhohn. Ulling. Störk. Schwienägel. Olbeer. Wippschwanz. =** Brüssow.
5. **Füllräffel:** 1. B. 2. Lib. 3. Hertia. 4. Hackert. 5. Birsenhain. 6. Steintor. 7. Kofhe. 8. Main. 9. n. = Birsenhain.
6. **Verwandlungsaufgabe:** (Blumen) Sternhagen.

7. **Der verwitterte Wegweiser:** Kłodow - Gremzow; Kleptow - Carnzow.
8. **Aus alten Urkunden:** Dauer. Arenndsee. Malschow. Ellingen. Kollwitz. Oslanin. Wollschow. = Damerow.
9. **Leistenräffel:** Sen recht. Uhr. Sohle. Sonntag. Schloße. See. Wagher recht. Höhenlohe.
10. **Ergänzungsräffel:** Dolch. Anna. Urfel. Efel. Rose. Grab. Riefe. Anton. Dube. Glise. Nase. = Dauvergraben.
11. **Phantasius las Schillers "Räuber"** auf dem Räuberberg.
12. **Bilderräffel:** Sen sien Dob is' n annern sien Brot.

W. Klockmann

Kunst- und Handelsgärtnerei

Prenzlau

Neubrandenburger Straße 83 und Stettiner Straße 7
Gegründet 1826 * Fernsprecher Nummer 294

empfiehlt sich zur Anfertigung von den einfachsten bis zu den feinsten **Buffets, Braut- u. Trauerfränzen Blumen-Arrangements u. Dekorationsen** zu allen Gelegenheiten

Blühende Topfgewächse, Blattpflanzen usw. in großer Auswahl

Verkauf sämtlicher **Gemüse- und Blumensamereien** in nur bester feinfähiger Qualität

Gemüse- und Blumen-Pflanzen aller Art

Bestellungen werden **prompt** ausgeführt

Verwand nach außerhalb

Blumenpenden-Vermittlung nach allen Orten

scher Mayer

Kleiderstoffe / Samt- und Seiden-Waren / Damen-, Mädchen-, Herren- u. Knaben-Konfektion / Blusen und Kleider / Leinen- und Baumwollwaren / Kurzwaren / Wollwaren

Fertige Wäsche in jeder Ausführung

Gardinen / Teppiche / Läuferstoffe / Schnitterdecken Erntepläne, Getreidesäcke

Prenzlau / Steinsir. 462/63

Gegründet 1828 / Fernsprecher Nr. 57



SHELL

SHELL-BENZIN SHELL-AUTOÖLE

UNÜBERTROFFEN IN KRAFT
UND ZUVERLÄSSIGKEIT //

Magirus

Auf Alpenstraßen erprobt
Im Verkehr beliebt



BELIEBT * ZUVERLÄSSIG * WIRTSCHAFTLICH

Omnibusse, Last-Kraftwagen C. D. MAGIRUS A. G.
Feuerwehr - Fahrzeuge ULM ^{A/DONAU}

Verkaufsbüro: Berlin - Tempelhof
Bessemer Straße 2 // Telephon G 5, Südring 579

JOHANNES WEISS



PRENZLAU

Inh. L. Rammoser

**Bleche
Baustoffe
Hufeisen
Stabeisen
Bandeisen
Dränröhren
T-Träger**

**Alle Schmiede-Bedarfs-
Artikel und Maschinen**

Fernruf 52/53

**Älteste u. größte Eisen-
handlung d. Uckermark**